

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung des Grades einer Doktorin der Philosophie
Fachbereich II Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften
der Universität Trier

Sich selbst zum Spieleinsatz machen. **Prosatexte Mariella Mehrs zwischen Wahrheits- und Erfahrungsbuch**

vorgelegt von
Anna-Lena Sälzer, Trier
im Dezember 2010

Datum der Disputatio: 28. Juni 2011

Erstgutachter: Prof. Dr. Herbert Uerlings
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Franziska Schöbler

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Prof. Dr. Herbert Uerlings für die Betreuung dieser Arbeit, für wertvolle Anregungen und zahlreiche Gelegenheiten, meine Thesen zu entwickeln und zu diskutieren, ebenso wie allen Beteiligten des Teilprojektes C5 *Fremde im eigenen Land. Zur Semantisierung der ‚Zigeuner‘ vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart* und des Arbeitskreises *Visuelle und sprachliche Repräsentation von Fremdheit und Armut* des SFB 600 *Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen von der Antike bis zur Gegenwart*.

Für geduldiges und sorgfältiges Korrekturlesen danke ich Katarina Lenczowski und Conradin Sturm.

Nicht zuletzt gilt mein Dank meinen Eltern und all jenen, die mit ihrer persönlichen, fachlichen und finanziellen Unterstützung den Grundstein für diese Arbeit gelegt haben.

Sich selbst zum Spieleinsatz machen.
Prosatexte Mariella Mehrs zwischen
Wahrheits- und Erfahrungsbuch

I.	Einleitung	1
II.	Diskursgeschichten. (Schweizer) Jenische in kriminalisierenden und pathologisierenden Diskursen zwischen 1900 und 1970	12
	II.1. Josef Jörger: <i>Psychiatrische Familiengeschichten</i> (1905/1911)	17
	II.2. Robert Ritter: <i>Ein Menschenschlag</i> (1937)	28
	II.3. Rudolf Waltisbühl: <i>Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrertums in der Schweiz</i> (1944)	37
	II.4. Benedict Fontana: <i>Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale</i> (1968)	49
	II.5. Schriften Alfred Siegfrieds und Publikationen des <i>Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse</i> (1926-1964)	53
III.	(Politische) Selbstrepräsentation Jenischer in der Schweiz im Anschluss an die Auflösung des <i>Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse</i>	64
IV.	Wahrheits- und Erfahrungsbücher. Foucault'sche Subjektkonzeptionen zwischen Subjektivierung und Entsubjektivierung	84
V.	Wahrheitsbücher. Ausarbeitungen ‚jenischer‘ und ‚weiblicher‘ Subjektpositionen in frühen literarischen Texten Mehrs	106
	V.1. <i>steinzeit</i>	106
	V.2. <i>Das Licht der Frau</i>	123
VI.	Vom Wahrheits- zum Erfahrungsbuch	137
	VI.1. <i>Zeus oder der Zwillingston</i>	138
	VI.2. <i>Daskind</i>	159
VII.	<i>Sich selbst zum Spieleinsatz machen.</i> Erfahrungsbücher.....	174
	VII.1. <i>Brandzauber</i>	174
	VII.2. <i>Angeklagt</i>	195
VIII.	Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit?	220
IX.	Literatur/Quellen	226

I. Einleitung

Die Repräsentation (ethnischer) Minderheiten und gesellschaftlich randständiger Gruppen sowie deren damit eng verknüpfte gesellschaftliche Inklusion und Exklusion sind seit längerem ein zentrales Feld wissenschaftlicher Untersuchungen. Hinsichtlich der Repräsentationsmuster von ‚Zigeunern‘¹ bzw. Fahrenden/Jenischen in der Schweiz ist dabei jedoch ein Hiatus zwischen historischen bzw. empirisch-sozialgeschichtlichen und kunst- bzw. literaturwissenschaftlichen Fragestellungen zu beobachten.² Hinzukommt, dass sich die Forschung bis in die späten 1970er Jahre hinein fast ausschließlich mit Fremdrepräsentationen befassen konnte, da Selbstrepräsentationen (etwa in Form von Autobiographien, Belletristik oder publizistischen Texten) kaum vorlagen.

Mit der zunehmenden politischen Organisation und Bildung von Interessenverbänden seit Ende der 1970er Jahre, nicht zuletzt im Zuge der (wissenschaftlichen) Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Zigeunerverfolgung und der Zwangsassimilierungspraxis des Schweizer *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*³, beginnt sich diese Situation zu verändern. Die zuvor als Zigeuner und ‚asozial‘ Stigmatisierten und Verfolgten beziehen seither nicht nur verstärkt im politischen Diskurs, etwa in Fragen des Minderheitenschutzes und –rechts, Position, sondern treten auch zunehmend mit autobiographischen, literarischen und publizistischen Texten an die Öffentlichkeit. Der Forschung eröffnet sich auf diese Weise die Möglichkeit, bei der Untersuchung von Repräsentationsmustern dieser

¹ Die Bezeichnung ‚Zigeuner‘ ist aufgrund ihrer diskriminierenden Konnotationen und mangelnden Differenzierung zwischen den einzelnen Gruppen (Sinti, Roma, Jenische, Fahrende) umstritten; sie wird im Folgenden jedoch dann verwendet, wenn die mit dieser Bezeichnung verbundenen stigmatisierenden Zuschreibungen im Vordergrund stehen oder die Quellen ebenfalls nichts zwischen den einzelnen Gruppen differenzieren. Sofern in einzelnen Quellen andere Bezeichnungen verwendet werden, wird dies deutlich gemacht. Auf einfache Anführungszeichen wird im weiteren Text zugunsten einer besseren Lesbarkeit verzichtet. Vgl. hierzu auch Uerlings, Herbert: *Fremde Blicke. Zur Repräsentation von ‚Zigeunern‘ in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert* (Gottfried Keller, Carl Durheim, Mariella Mehr). In: Patrut, Iulia-Karin, George Gutu und Herbert Uerlings (Hgg.): *Fremde Arme – arme Fremde. ‚Zigeuner‘ in Literaturen Mittel- und Osteuropas*. Frankfurt/Main 2007, S. 143-202, hier S. 143.

² So lassen etwa Thomas Maier und Dominik Wolfensberger in ihrer Untersuchung *„Eine Heimat und doch keine.“ Heimatlose und Nicht-Sesshafte in der Schweiz (16-19.Jh.)*, Zürich 1998 literarische Quellen ausdrücklich unberücksichtigt (S. 412). Wie lohnend eine Verknüpfung beider Untersuchungshorizonte ist, zeigt v. a. Uerlings: *Fremde Blicke*, S. 143. Die Situation in der Schweiz bzw. in diesem Kontext entstandene (literarische) Texte finden zudem auch in rezenten literaturwissenschaftlichen Monographien zu dieser Thematik kaum Berücksichtigung. So erwähnt Stefanie Sabine Bach in ihrer Dissertation *Die narrative und dramatische Vermittlung von ‚Zigeunerfiguren‘ in der deutschsprachigen Literatur*, Strathclyde 2005 Mariella Mehr überhaupt nicht. In Almut Hilles *Identitätskonstruktionen. Die ‚Zigeunerin‘ in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Würzburg 2005 finden sich lediglich vereinzelte Hinweise auf die Texte Mehrs.

³ In diesem Zusammenhang sind v.a. die Arbeiten von Thomas Maier, Walter Leimgruber, Roger Sablonier, Sara Galle, Dominik Wolfensberger, Thomas Huonker und Regula Ludi zu nennen, auf die im Folgenden näher eingegangen wird.

Gruppen auch Selbstrepräsentationen in den Blick zu nehmen.⁴ Der Frage nach dem Konnex von Fremd- und Selbstrepräsentation, dem Zusammenhang von Repräsentation und Subjektkonstitution sowie der Frage nach möglichen Funktionen literarischer Texte im Rahmen dieser Prozesse ist dabei bisher – auch in den zahlreichen Arbeiten, die sich mit der Situation in Deutschland beschäftigen – kaum nachgegangen worden.

Um diese Zusammenhänge zu erhellen, stellt die Untersuchung publizistische und literarische Texte einer der bedeutendsten und bekanntesten Vertreterinnen der Gruppe der Jenischen in der Schweiz, der 1947 geborenen Mariella Mehr, ins Zentrum, die exemplarischen Charakter beanspruchen können. Selbst knapp zwei Jahrzehnte Mündel des *Hilfswerkes*, hatte Mehr entscheidenden Anteil an der Aufarbeitung der Zwangsassimilierungspraktiken, an der damit verbundenen öffentlichen Diskussion sowie an der Gründung einer der ersten jenischen Interessenvertretungen in der Schweiz, der *Radgenossenschaft der Landstrasse*.⁵ Mehrs literarische Texte haben jedoch bisher vergleichsweise wenig Beachtung von (literatur-)wissenschaftlicher Seite gefunden. Obwohl zahlreiche ihrer Dramen, Gedichte und Romane inzwischen in mehreren Sprachen vorliegen, ihr literarisches und publizistisches Schaffen mit Preisen und Förderstipendien gewürdigt wurde⁶, sie 1995 beim renommierten Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt aus ihrem Roman *Daskind* las, 1998 die Ehrendoktorwürde der Universität Basel verliehen bekam und ihre Romane und Lyrikbände von der Literaturkritik fast ausnahmslos positiv besprochen wurden⁷, ist die Resonanz von literaturwissenschaftlicher Seite bisher gering, wobei der größere Anteil der erschienenen Publikationen nicht aus dem deutsch-, sondern aus dem englischsprachigen Raum stammt. Die überwiegende Zahl

⁴ So etwa Wilhelm Solms: „Kulturloses Volk“? Berichte über ‚Zigeuner‘ und Selbstzeugnisse von Sinti und Roma. Seeheim 2006.

⁵ Vgl. hierzu Kapitel III.

⁶ U.a. 1981 den Literaturpreis des Kantons Zürich für *steinzeit*, 1983 den Literaturpreis der Stadt Bern für *In diesem Traum schlendert ein roter Findling*, 1996 den Preis der Schillerstiftung für *Daskind*, 2002 Buchpreise des Kantons und der Stadt Bern für *Angeklagt*. (Vgl. hierzu auch die Homepage der Autorin unter <http://www.mariellamehr.com/literaturpreise.htm> (Letzter Zugriff: 06.01.2009))

⁷ Für die Schweiz sind in diesem Zusammenhang vor allem die entsprechenden Artikel im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* zu nennen, wo z.B. Corina Caduffs Besprechungen von *steinzeit* (19./20. November 1994) sowie von *Zeus oder der Zwillingston* (6. August 2006) oder Sybille Birrers Rezension zu *Angeklagt* (6. Juni 2002) erschienen, sowie die *Wochenzeitung (WoZ)*, für die Mehr selbst diverse Artikel verfasste und in der u.a. eine Rezension von Fredi Lerch zu *Angeklagt* erschien (vgl. die Ausgabe 19/2002, verfügbar unter <http://www.woz.ch/artikel/inhalt/2002/nr19/Kultur/10914.html>, letzter Zugriff: 28.06.2005). In Deutschland publizierte u.a. *Die Zeit* Beiträge zu Mariella Mehr (Bürer, Barbara: *Schweizer Ordnung*. http://www.zeit.de/1999/05/Schweizer_Ordnung, letzter Zugriff: 06.01.2009; Doebler, Katharina: *Silberherz stirbt*. http://www.zeit.de/1996/05/Silberherz_stirbt, letzter Zugriff: 11.09.2010), *Deutschlandfunk* und *Deutschlandradio* stellten Mehrs *Brandzauber* in der Sendung *Büchermarkt* vor (Kedveš, Alexandra: *Brandzauber*. <http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neu-lit-buch/2171.html>, letzter Zugriff: 23.01.2007). Alle Besprechungen fielen ausgesprochen positiv aus.

der Beiträge gibt dabei einen mehr oder weniger kursorischen Überblick über das literarische Schaffen Mehrs, über ein Referieren der Inhalte einzelner literarischer Werke gehen die meisten Untersuchungen nicht hinaus.

Von Ursula Baer liegt eine vergleichende Analyse von Mehrs *Daskind* und Marie von Ebner-Eschenbachs *Das Gemeindegeld* vor⁸, Michele Ricci Bell untersucht *Lyrical Redefinitions of Heimat in Mariella Mehr's „Nachrichten aus dem Exil“ and „Widerwelten“*.⁹ Corinna Caduff thematisiert Texte Mariella Mehrs im Beitrag *Die verlorene Herkunft in den Texten von Jenischen* in dem von ihr herausgegebenen Sammelband *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*.¹⁰ Carmel Finnan gibt in ihrem Aufsatz *From survival to subversion: Strategies of self-representation in selected works by Mariella Mehr*¹¹ vornehmlich einen Überblick über die Praktiken des *Hilfswerkes* sowie über Mehrs literarische Tätigkeit, wobei die im Titel angekündigte Analyse von Strategien der Selbst-Repräsentation in den Hintergrund gerät.

Kim Fordham befasst sich mit *Fear of Difference and its Consequences in Selected Works of Mariella Mehr*¹², wobei auch zwei Texte der *Gewalt-Trilogie*, *Daskind* und *Brandzauber*, eine eingehendere Betrachtung erfahren. Fordham identifiziert im Zuge ihrer Analyse die Angst vor dem ‚Anderen‘ als entscheidenden Motor einer sich stetig fortsetzenden Kette der Gewalt: „Fear plays a key role in the continuation of violence because, as we fear identifying with the victim, we close off the possibility for empathy which could lead to the recognition of the life-long consequences of violence which in turn could lead to social change.“¹³ Die besondere Leistung der Mehrschen Texte sieht Fordham in der Darstellung der Opferperspektive, die den Leser zur Identifikation mit diesem und gleichzeitig zu einer Reflexion der eigenen Mittäterschaft bei gesellschaftlichen Exklusionsprozessen zwingt:

Identifying with the victim and hearing their pain forces one to look at one's own role in the social forces that bring about such violence. If one acknowledges that the

⁸ Baer, Ursula: *Violent Naming. Power Relations and Cultural Identities in Representations of Family-less Children in Mariella Mehr's "Daskind" and Marie von Ebner-Eschenbach's "Das Gemeindegeld"*. In: *Crossroads* Vol III/2, 2009 S. 5-11.

⁹ Bell, Michele Ricci: *Lyrical Redefinitions of Heimat in Mariella Mehr's Nachrichten aus dem Exil and Widerwelten*. In: *The German Quarterly* 83/2, S. 189-211. 2010.

¹⁰ Caduff, Corina: *Die verlorene Herkunft in den Texten von Jenischen*. In: Dies. (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich 1997, S. 175-191.

¹¹ Finnan, Carmel: *From survival to subversion: Strategies of self-representation in selected works by Mariella Mehr* In: Nicholas Saul, Susan Tebbutt (Hgg.): *The Role of the Romanies. Images and Self-Images of "Gypsies"/Romanies in European Cultures*. Liverpool 2004.

¹² Fordham, Kim: *Fear of Difference and its Consequences in Selected Works of Mariella Mehr*. In: Medina-Rivera, Antonio und Diana Orendi (Hgg.): *Crossing Over. Redefining the Scope of Border Studies*. Newcastle 2007, S. 75-87.

¹³ Fordham: *Fear of Difference*, S. 84.

victims and the perpetrators are not so different from ourselves, one must also confront one's own vulnerability and propensity for violence. There are no easy answers with loose ends neatly tied. Violence and its long-term effects are much more complicated. Mariella Mehr challenges us to confront the traditional view of violence and see both the victims and the perpetrators with new eyes.¹⁴

Diese Überlegungen bringen es jedoch mit sich, dass Fordham fast ausschließlich diejenigen Passagen berücksichtigt, in denen die Protagonistinnen als Opfer gesellschaftlicher Exklusionsprozesse in den Blick kommen. So findet etwa Mehrs *Angeklagt* keinerlei Erwähnung, und die Tötung der Jüdin Franziskas durch die Zigeunerin Anna in *Brandzauber* wird ausgeblendet, um den gemeinsamen Opferstatus der beiden Mädchen hervorzuheben:

Anna, in Mehr's novel *Brandzauber* (Fire Magic) is subjected to continual violence because of her Jewish [sic] heritage. Both she and her Jewish friend, Franziska, came to the Catholic orphanage as a last refuge. They have no family and nowhere else to go. [...] Both Anna and Franziska are subjected to violence not only because of their otherness as gypsy and Jew; the nuns find additional grounds for horrific abuse in the young girls' sexual orientation.¹⁵

Eine solche Reduktion der Leistung der Texte auf die Darstellung der Opferperspektive steht allerdings in offenem Widerspruch zu der Beobachtung Fordhams, wonach Mehr mit ihren Texten das traditionelle Verständnis von Gewalt herausfordere, was dazu führe, sowohl Täter als auch Opfer mit andere Augen betrachten zu müssen. Genau diese Zusammenhänge entschlüsselt Fordham in ihrer Analyse m. E. nicht.

Renata Makarska analysiert in einem Beitrag mit dem Titel *Das Leben in der Asymmetrie. Bronislawa Wajjs und Mariella Mehr* ausgewählte Texte Mehrs unter Bezugnahme auf Jurij Lotmans Kultursemiotik bzw. dessen Konzept der Semiosphäre. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass „die Romakulturen Teil einer anderen, eigenen Semiosphäre sind“ und „die wenigen Austauschversuche [...] mit Angst- (im Zentrum) sowie Schuldgefühlen (an der Peripherie“ enden.¹⁶

Die Dissertation von Christine Mergozzi, *Literary Auralty and the Politics of Counter-Literacy: Spiritual Resistance in Morrison, Mehr, Anzaldua, and Silko*¹⁷ ist eine der ersten literaturwissenschaftlichen Untersuchungen zu Mehrs Texten überhaupt. Mergozzi widmet

¹⁴ Fordham: *Fear of Difference*, S. 86.

¹⁵ Fordham: *Fear of Difference*, S. 77f.

¹⁶ Makarska, Renata: *Das Leben in der Asymmetrie. Bronislawa Wajjs und Mariella Mehr*. In: Frank, Susi K. et al.: *Integration und Explosion. Perspektiven auf die Kultursemiotik Jurij Lotmans*. Bielefeld 2012, S. 307-323, hier S. 319.

¹⁷ Mergozzi, Christine: *Literary Auralty and the Politics of Counter-Literacy: Spiritual Resistance in Morrison, Mehr, Anzaldua, and Silko*, Santa Cruz 1995.

steinzeit ein eigenes Kapitel¹⁸ und wertet den Text, ähnlich wie Malcolm Pender¹⁹, als widerständige Antwort auf hegemoniale, patriarchale Gesellschaftsstrukturen. Gabi Rüth analysiert Mehrs Roman *Angeklagt* im Unterkapitel ‚Feuer‘ und *Formen der Entgrenzung* ihrer Dissertation *Die Elemente und der Tod. Literarische Deutungsverschiebungen in der Moderne*.²⁰

Ebenfalls kaum mehr als einen Überblick über die Romane und Lyrikbände Mehrs gibt Susan Tebbutt in „*Reisefertig, die Heimat im Arm*“: *Mariella Mehr and her distinctive delight in words*²¹. Die bisher einzige detaillierte Analyse von Mehrs Roman *Brandzauber* hat Herbert Uerlings unternommen,²² die nach wie vor einzige Monographie zu den Werken Mehrs, auf die im Folgenden noch zurückzukommen sein wird, liegt mit der *Tesi di laurea* von Filomena Iacovino *Mariella Mehr: Wie das Opfer zum Täter wird*²³ vor.

Dass Mehrs literarisches Schaffen kaum bzw. nur ausschnittshaft zur Kenntnis genommen worden ist, mag zum einen – wie auf der Homepage der Autorin nahe gelegt wird – an den „Zustände[n] im gegenwärtigen Verlagswesen“²⁴, an unzureichenden Vermarktungsstrategien und daran liegen, dass es sich bei den Texten um „schwere

¹⁸ Vgl. hierzu Kapitel V.1.

¹⁹ Pender, Malcolm: *Emancipation through Writing: Mariella Mehr and „steinzeit“*. In: Chamley, Jo und Malcolm Pender (Hgg.): *Intellectual Emancipation: Swiss Women and Education*. Bern 2001, S. 81-99.

²⁰ R  th, Gabi: *Die Elemente und der Tod. Literarische Deutungsverschiebungen in der Moderne*. Hagen 2008. Hinterlegt unter: <http://deposit.fernuni-hagen.de/247>. Vgl. auch Kapitel VI.4.

²¹ Tebbutt, Susan: „*Reisefertig, die Heimat im Arm*“: *Mariella Mehr and her distinctive delight in words*. In: Studer, Patrick und Sabine Egger (Hgg.): *From the Margins to the Centre. Irish Perspectives on Swiss Culture and Literature*. Bern 2007, S. 303-325.

²² Uerlings: *Fremde Blicke*, S. 185-201. Sein Fazit zu den Leistungen des Romans f  llt dabei deutlich anders aus als etwa Fordhams: „Hier, in der Darstellung einer Leere nach der Selbstaufklärung über die Folgen einer Verfolgung, liegt wohl auch die besondere Leistung des Romans *Brandzauber*. Das Buch sperrt sich dagegen, umstandslos mit dem Etikett der ‚befreienden Erinnerungsarbeit‘ versehen zu werden. Es gehört vielmehr zu jenen, sonst eher aus der jüdischen Holocaust-Literatur bekannten Werken, die den unheilbaren Zivilisationsbruch markieren, den der Völker mord an den Juden und Roma bedeutet hat – und der sich eben auch in der Schweiz ereignet hat.“ (S. 201)

²³ Iacovino, Filomena: *Wie das Opfer zum T  ter wird*. Perugia 2003. Verfügbar über die Homepage Mariella Mehrs unter http://www.mariellamehr.com/diss_filomena.htm (Letzter Zugriff: 25.03.2010)

²⁴ Der überwiegende Teil von Mehrs Texten ist nicht mehr im regulären Buchhandel erhältlich. Auf der Homepage der Autorin kommentiert H. U. Ellenberger-Mehr das Problem wie folgt: „Von allen ihren neueren Veröffentlichungen wurden in den ersten zwei Wochen nach Erscheinen in der Schweiz ca. 1000 Stück verkauft. Sie gehen an die Kenner, die sich nichts entgehen lassen, was von Mariella Mehr erscheint. Der Rest der Auflage wird in 2 – 3 Jahren abgesetzt, ausschließlich in der Schweiz.

Der Verlag tut nichts um dies zu ändern. Was nicht bestsellerverd  chtig ist, ist out, wird totgeschwiegen, nicht nachgedruckt, wenn die Auflage verkauft ist, selbst dann nicht, wenn es Teil einer Trilogie ist. Das Produkt ‚Buch‘ wird unabhängig vom Inhalt und literarischen Qualitätskriterien vermarktet. Mit Mariella Mehr schreibt ihr Verlag angeblich rote Zahlen. Eine Erschliessung des gesamten deutschsprachigen Buchmarktes, der fast 20 mal grösser ist als der schweizerische, hat einen zweifelhaften ‚return on investment‘, ist zu riskant. Risikokapital gibt’s nur für ‚newcomer‘ mit angeblichem ‚Bestsellerpotential‘. Davon drucken die Verlage jährlich 100’000 Titel, die nach der Buchmesse im Reisswolf landen. Sie treiben den ‚break even‘ auf 50’000 Stück in den ersten 6 Monaten und seriöse Literatur auf die Friedhöfe der zwangs-verbl  deten Konsumgesellschaft. Verlage dürfen das. Ihre vertragliche Verpflichtung, das ‚verlegte Werk gehörig bekannt zu machen‘ ist Makulatur und kann vor keinem Gericht durchgesetzt werden.“ Ellenberger-Mehr, H. U.: *Dieser Text richtet sich nur an GermanistInnen*. <http://www.mariellamehr.com/germanisten.htm> (Letzter Zugriff: 14.12.2010)

Kost²⁵ handelt; um Texte, die in hohem Maße politisch sind, Gesellschaftskritik üben und somit als engagierte Literatur auf einen externen Nutzen zielend lesbar sind, was ihren Status als literarische Kunstwerke – zumindest aus ästhetizistischer Sicht – fraglich gemacht und eine Kanonisierung erschwert haben mag. Zum anderen könnte die in wissenschaftlichen Kreisen eher unübliche Werbepraxis, mit der vor allem auf der Homepage der Autorin „GermanistInnen, KomparatistInnen und LiteraturkritikerInnen [...] dazu an[geregt werden sollen], sich Gedanken zu machen, ob Mariella Mehr eine Kandidatin für den Literatur-Nobelpreis sein könnte“²⁶ und HochschuldozentInnen dazu aufgefordert werden, die literarischen Texte Mehrs „Studenten zur Lektüre zu empfehlen oder als Thema für eine Dissertation vor[zu]schlagen“²⁷, ein Grund für diese Zögerlichkeit sein.²⁸ Der auf Mehrs Homepage so dezidiert formulierten Forderung nach einer universitären bzw. wissenschaftlichen Beachtung ihrer Texte scheint eine Überzeugung zugrunde zu liegen, die an Positionen Michel Foucaults erinnert, wonach es vornehmlich die universitären bzw. wissenschaftlichen „Sakralisierungsprozesse“ sind, die „Literatur“ gegenwärtig überhaupt erst als solche funktionieren lassen:

Man weiß ja, dass heute die als Avantgarde bezeichnete Literatur ausschließlich von Akademikern gelesen wird. Man weiß ja, dass heute ein Schriftsteller, der gerade dreißig geworden ist, Studenten um sich hat, die ihre Magisterarbeit über sein Werk schreiben. Man weiß, dass Schriftsteller zum großen Teil davon leben, Akademiker zu sein. Hier also schon liegt ein Stück der Wahrheit: die Tatsache, dass die Literatur durch ein Spiel der Auswahl, der Sakralisierung, des institutionellen Geltungsanspruchs, dessen Verwalter und gleichzeitig Empfänger die Universität ist, als Literatur funktioniert.²⁹

Aufschlussreich ist auch, welche Texte Mehrs bisher größere Beachtung gefunden haben. Wurden die frühen, dezidiert als autobiographisch markierten Texte (allen voran *steinzeit*) ebenso wie Mehrs Lyrik als Artikulation eines bisher kaum wahrgenommenen jenseitigen Verfolgungsschicksals (u.a. von geschichtswissenschaftlicher Seite³⁰) gelobt oder als

²⁵ „Sie hat nie ‚leichte Kost‘ oder ‚Infotainment‘ geschrieben. Sie hat, wie Lessing, das politische nie vom literarischen und das literarische nie vom politischen [sic] getrennt.“ Ellenberger-Mehr: *GermanistInnen*.

²⁶ Diese Initiative geht, wie ausdrücklich vermerkt wird, vom Webmaster der Homepage und Lebenspartner Mehrs, H.U. Ellenberger-Mehr aus. Ellenberger-Mehr: *GermanistInnen*.

²⁷ Ellenberger-Mehr: *GermanistInnen*.

²⁸ Diesbezügliche Vorbehalte scheinen bereits formuliert worden zu sein, wie aus folgender Passage deutlich wird: „[Dieser Text] richtet sich ausdrücklich nicht an Banausen, die Mariella empfehlen, diese Seite entfernen zu lassen, weil sie den Eindruck haben, sie sei überheblich und arrogant. Dieser Eindruck ist gemäss Urteilen von GermanistInnen falsch!“ Ellenberger-Mehr: *GermanistInnen*.

²⁹ *Funktionen der Literatur. Ein Interview mit Michel Foucault*. In: Erdmann, Eva et. al. (Hgg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt/New York 1990. S. 230f.

³⁰ Der Schweizer Historiker Thomas Huonker etwa würdigt Mariella Mehrs Debütroman *steinzeit* als „kunstvolle Belletristik“, die zusätzlich „medizinischgeschichtliche[s] Dokument und [...] politische[] Urkunde“ sei: „So verlangt Mariella Mehr das Wort für die, die nichts zu sagen haben sollen, für jene, denen das Wort nicht erteilt wird. Mariella Mehr schreibt für die Schriftenlosen. Sie politisiert für die Opfer der Politiker. Sie

(antipsychoanalytische) Lektüre bzw. beeindruckendes Zeugnis einer gelungenen Trauma-Bewältigung empfohlen³¹, fehlt eine entsprechende Würdigung der späteren Arbeiten, insbesondere der so genannten *Gewalt-Trilogie* bisher.

Ein weiterer und vielleicht schwerwiegenderer Grund hierfür mag nicht zuletzt im gänzlich anderen Umgang Mehrs mit physischer und psychischer Gewalt in ihren späten Texten zu suchen sein, der sich in thematischen Tabubrüchen (wie etwa lustvolles kindliches/weibliches Töten/Morden), einer oft distanzierten Erzählhaltung und einem Verzicht auf eine eindeutige Parteinahme und Bewertung der Gewaltexzesse der Protagonistinnen durch Erzähler-, Figuren- oder Textperspektive äußert und kaum zu Mehrs früheren Texten passen will. Denn die explizit positive Bewertung weiblicher Gewalt nicht nur aus Figurensicht, sondern auch mittels entsprechender Paratexte oder Interview-Aussagen Mehrs, scheint in eklatantem Widerspruch zu den frühen Arbeiten der Autorin zu stehen, die jegliche Form von Gewaltanwendung als zerstörerisch, traumatisierend und sogar ‚unweiblich‘ kritisiert und abgelehnt hatten. So ist Gewalt in den Romanen *steinzeit* oder *Das Licht der Frau* vornehmlich ein ‚männliches‘ Phänomen und ausschließlich negativ besetzt, während (brutal) mordende Frauen/Mädchen in *Daskind*, *Brandzauber* oder *Angeklagt* positiv markiert sind.

Diese offensichtliche Verschiebung in Mehrs literarischem Umgang mit Gewalt in ihren verschiedenen Ausprägungen wird in der bisher erschienenen Forschungsliteratur jedoch wie eingangs kurz dargelegt entweder übergangen oder psychologisierend rationalisiert. So subsumiert etwa Filomena Iacovino die Gewaltexzesse der Protagonistinnen durchgehend unter dem Aspekt „Gewalt erzeugt Gegengewalt“:

Ein weiteres Mal bietet uns der Text [*Angeklagt*] den Beweis dafür, daß Gewalt Gegengewalt produziert, die nicht aufzuhalten ist. Der durch Gewalt gekennzeichnete Mensch trägt sie das ganze Leben in sich und ist dazu verurteilt, sie auf ähnliche Weise, wie sie erlebt worden ist, auszutragen.

Erfahrene Gewalt und Mord stehen in sehr engem Verhältnis zueinander. Dort, wo Gewalt entstanden ist, folgt das Töten als Konsequenz und Gegenwirkung.³²

kämpft in der Kampagne derer, die sich gegen ihre angebliche Heimat in der Form von Heimen und Anstalten verteidigen müssen. Sie hilft denen, die von ihren angeblichen Freunden, Helfern und Fürsorgern der Freiheit beraubt werden.“ Huonker, Thomas: „*Wahnsinn und Wahrheit*“. *Zur literarischen Leistung Mariella Mehrs*. In: Mehr, Mariella: *Kinder der Landstrasse. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen*. Bern 1987, S. 136-153, hier S. 140, 142.

³¹ Vgl. etwa die Würdigung von Mehrs Text *steinzeit* durch Alice Miller: „Der 32jährigen Frau wird es möglich, ein kaum faßbares Martyrium ihrer Kindheit und Jugend und die ganze verborgene Kette von Verfolgungen und Vergewaltigungen mit Hilfe der in voller Intensität erlebten Schmerzen und anderer Gefühle zu entdecken und damit auch ihr Selbst zu finden. [...] Mariella Mehrs Dichtung gehört zu den großen Ausnahmen, auch in der Konsequenz und der Tragweite ihrer Entdeckung.“ Miller, Alice: *Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema*. Frankfurt/Main 1983, S. 386.

³² Iacovino: *Wie das Opfer zum Täter wird*, S. 220.

Damit würdigt Iacovino zwar einerseits ein explizites Anliegen Mehrs, Frauen nicht mehr lediglich in der Rolle des weiblichen Opfers darstellen zu wollen:

Aus meiner Geschichte heraus habe ich begonnen, mich mit Gewalt zu beschäftigen. Ich habe mich damit beschäftigt, was wäre, wenn eine andere Reaktion der Frau auf Gewalt erfolgte als die passive Leidensrolle. [...] Ich vermisse, daß so wenig über Gegengewalt von Frauen geschrieben und diskutiert wird, was für Frauen ein Thema sein müßte [...] Es scheint ein Tabuthema der Frauen selbst zu sein, weil es natürlich einfacher ist, die weibliche Opferrolle beizubehalten.³³

Das zur Täterin gewordene vormalige Gewaltopfer ‚Frau‘ wird in der Lesart Iacovinos jedoch in ein Opfer geradezu schicksalhafter gesellschaftlicher Verhältnisse umgemünzt, und die Analysen entwickeln eine deterministische Sicht, wie sie vor allem die Texte der Gewalt-Trilogie gerade auf innovative Weise unterwandern können.

Die Versuche, die Gewaltexzesse der Mehr’schen Protagonistinnen zu rationalisieren und als Reaktionsschema auf erlittene Gewalt nachvollziehbar zu machen, dürften nicht zuletzt Mehrs Schreibverfahren geschuldet sein, das sich durch eine permanente und gezielte Überschreitung der Grenzen zwischen Autobiographisch-Dokumentarischem und Fiktivem auszeichnet – ein Aspekt, der in nahezu allen Besprechungen der Romane Erwähnung findet und bisweilen über eine Kombination von Rezension und Autoreninterview noch verstärkt wird.³⁴ Den irritierenden Effekt der Mehr’schen Verknüpfung von ‚Fakt‘ und ‚Fiktion‘ beschreibt u.a. Sibylle Birrer in einem Beitrag zu Mehrs Roman *Angeklagt* in der *Neuen Zürcher Zeitung*:

Manchmal holen Fakten die Fiktion ein – und bestätigen damit lediglich den Reiz der Literatur: Sie birgt als Panoptikum des Denkens und Imaginierens die ganze menschliche Kombinatorik von Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. [...] Holt aber die Realität die Fiktion von Mariella Mehr ein, dann wird der Reiz zu einer Reizung, die das Schmerzhaftes der Imagination ganz unerbittlich zwischen den Zeilen hervorzwängt: So genau, wie die Autorin an den gesellschaftlichen Rändern die Nervenstränge blosslegt, so genau hätte man’s eigentlich nicht wissen wollen. Und ist dennoch lesend Zeuge einer literarischen Vivisektion, die mit Mariella Mehrs neuestem Roman „Angeklagt“ in ihre dritte und finale Versuchsanordnung übergegangen ist.³⁵

Folgt man den immer wieder (paratextuell) gemachten realistisch-biographischen Deutungsangeboten, bleibt tatsächlich nur – will man eine Kriminalisierung bzw.

³³ Eulberg, Rafaela: „*Sprache ist mein Zuhause*“. Interview mit der Romni-Schriftstellerin Mariella Mehr. In: *Schlangenbrut* 82/ 2003, S. 25.

³⁴ Vgl. in diesem Zusammenhang etwa den Beitrag von Alexandra Kedveš für den *Deutschlandfunk* bzw. *Deutschlandradio Kultur*. Kedveš, Alexandra: *Mariella Mehr: Brandzauber*. <http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neu-lit-buch/2171.html>. (Letzter Zugriff: 23.01.2007)

³⁵ Birrer, Sibylle: *Die Logik des Tötens*. In: *Neue Zürcher Zeitung Online*, 6. Juni 2002. <http://www.nzz.ch/2002/06/06/fe/page-article86816.html> (Letzter Zugriff: 6. Juni 2002.)

Pathologisierung der als gewissenlos, gewalttätig und monströs-sadistisch dargestellten Protagonistinnen vermeiden (und dies scheinen die selbsterklärte Nähe der Autorin zu ihren literarischen Figuren und Mehrs eigene Erfahrungen mit Inhaftierung und Psychiatrisierung geradezu zu verbieten) – der Rückgriff auf ein problematisches Konzept einer nur über (Gegen-)Gewalt möglichen ‚Emanzipation‘.³⁶ Eine so verfahrenende Lektüre des autobiographischen bzw. dokumentarischen Subtextes übersieht jedoch nicht nur die zahlreichen Leerstellen und Paradoxien, die gerade die späten Texte auszeichnen, sondern mündet auch in eine gewisse interpretatorische bzw. analytische Hilflosigkeit, die sich etwa an den umfänglichen, mit den weiteren Ausführungen in kaum erkennbarem Zusammenhang stehenden Darstellungen biographischer Daten oder der Hervorhebung von Mehrs „Sprachgewalt“ ablesen lässt, die nahezu jeder bisher erschienenen Abhandlung zu Mehrs Arbeiten vorausgeschickt sind und oft weit mehr Raum einnehmen als die Beschäftigung mit den literarischen Texten selbst.

Das Dilemma, vor das sich Mehrs Leserschaft offenbar gestellt sieht und das bisher eine ins Detail gehende, diese Paradoxien ernst nehmende Auseinandersetzung mit ihren (späten) literarischen Texten und deren besonderem Verhältnis von Mimesis und Poiesis erschwert haben mag, könnte darin bestehen, dass Erzählverfahren, Figurendarstellung und Thematik (vor allem der späteren Texte) eben jene realistischen, empathisch-identifizierenden Lesarten unterwandern, die über die Verweise auf das Autobiographische gerade eingefordert zu werden scheinen.

Unter Rückgriff auf das Konzept des Erfahrungsbuches, das Michel Foucault vor allem im Interview mit Ducio Trombadori formuliert hat und das bisher für literaturwissenschaftliche Fragestellungen kaum operationalisiert worden ist³⁷ sowie

³⁶ Die Irritation, die von den biographischen Spuren in Mehrs Texten ausgeht, beschreibt Gabi Rütth wie folgt: „[Mariella Mehrs] Erfahrung von Entwurzelung, Ausgrenzung und Gewalt ist in etlichen ihrer Texte spürbar, wenngleich sich weder ihre Lyrik noch ihre Prosa in einer rein biographischen Interpretation erklären lassen. Das Vorgehen ist subtil: Über die Namensgebung, über die biografischen Parallelen der Autorin und ihrer fiktionalen Figur findet [...] eine Verschmelzung statt, die eine eindeutige Zuordnung untergräbt“. Rütth, Gabi: *Die Elemente und der Tod. Literarische Deutungsverschiebungen in der Moderne*. Hagen 2008, S. 155f.

³⁷ Die einzige vergleichbare Untersuchung, die Foucaults Konzept des *Erfahrungsbuches* für die Literaturwissenschaft fruchtbar zu machen sucht, liegt mit Timothy O’Learys *Foucault and Fiction. The Experience Book* (London/New York 2009) vor. O’Leary bemüht sich zwar ebenso darum, literarische Texte als *Erfahrungsbücher* zu profilieren, bleibt dabei jedoch recht allgemein und folgt vornehmlich dem Literaturverständnis wie es der ‚frühe‘ Foucault noch im Rahmen eines dualistischen Diskursmodells entworfen hatte, innerhalb welchem Literatur recht global ein subversives Potential zugebilligt worden war: „[I]terature can contribute to this process of transformation through its fictive nature in so far as it resonates with the productive, creative nature of all experience, and introduces something that can function as an outside in relation to the everyday experience of a reader.“ (S. 90). Auch Monica Fröhlich beruft sich in ihrer Dissertation *Literarische Strategien der Entsubjektivierung. Das Verschwinden des Subjekts als Provokation*

Foucaults Kritik-Begriff, der insbesondere in Martin Saars *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*³⁸ an Schärfe gewinnt, soll gezeigt werden, dass just die Verknüpfung von ‚Wahrheit‘ und ‚Fiktion‘ bzw. die fiktive Realisierung von Elementen des Wahrheitsdiskurses über Jenische, als die sich die gewalttätigen und gewissenlos mordenden Protagonistinnen (vor allem in *Brandzauber* und *Angeklagt*) lesen lassen, denen ein entsubjektivierendes Potential zugeschrieben werden kann. Die Texte entgehen so nicht nur einer rein ethnisch-kulturellen Auslegung, sondern entziehen sich zugleich den Paradoxien und Dilemmata, die mit der unlösbaren Verquickung von Fremd- und Selbstrepräsentation einhergehen und bei der (politischen) Selbstrepräsentation der Jenischen in der Schweiz deutlich zutage treten. Das, wie zu zeigen sein wird, für ein Erfahrungsbuch essentielle Zusammenspiel von ‚Wahrheit‘ und ‚Fiktion‘ bringt es mit sich, dass bei der Untersuchung Mehrs Romane im Vordergrund stehen. Denn wie etwa Ansgar Nünning hervorhebt, bewegt sich der Roman bereits in seinen frühesten Ausprägungen auf der Grenze zwischen ‚Fakt‘ und ‚Fiktion‘³⁹. Vor diesem Hintergrund versucht die vorliegende Arbeit auch einen Beitrag zu den von Nünning eingeforderten „more theoretically ambitious considerations of the problematical status of such concepts as fact, fiction, reference, representation, narrative, fictivity, and textuality“⁴⁰ und zu der von Martin Saar angeregten Erhellung des „materiale[n] oder ontologische[n] Proze[sses] der Subjektconstitution selbst“⁴¹ zu leisten.

des Lesers in Christoph Ransmayrs Erzählwerk (Würzburg 2001) zwar auf Foucault, „Entsubjektivierung“ bezeichnet im Rahmen ihrer Untersuchung damit jedoch nicht im eigentlichen Sinne eine entunterwerfende (Selbst-)Praktik, sondern vielmehr, in einem sehr materiellen Sinn, das Verschwinden von Figuren in literarischen Texten: „Thomas Bernhards *Frost* (1963) steht meines Wissens am Beginn einer Reihe von deutschsprachigen Romanen und Erzählungen, in denen das Verschwinden einer Person mehr ist als ein spannungserzeugender Kunstgriff aus dem Krimi-Genre. Es scheint vielmehr, als nähmen die Autoren die Rede vom Verschwinden des Subjekts wörtlich und sorgten nun mit poetischen Mitteln für dessen literarische Inszenierung.“ (S. 12).

Wichtige Impulse verdankt die vorliegende Arbeit hingegen der erziehungswissenschaftlichen Foucault-Rezeption, vor allem der innovativen Untersuchung von Jenny Lüders: *Ambivalente Selbstpraktiken. Eine Foucault'sche Perspektive auf Bildungsprozesse in Weblogs*, Bielefeld 2007, die zwar andere Schwerpunkte setzt und auch zu anderen Ergebnissen kommt, deren Erkenntnisinteresse jedoch ebenso von der Frage nach möglichen entsubjektivierenden Selbstpraktiken geleitet ist.

³⁸ Saar, Martin: *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*. Frankfurt am Main/New York 2007.

³⁹ Vgl. Nünning, Ansgar: *Mapping the Field of Hybrid New Genres in the Contemporary Novel: A Critique of Lars Ole Sauerberg, „Fact into Fiction“ and a Survey of Other Recent Approaches to the Relationship between „Fact“ and „Fiction“*. In: *Orbis Litterarum* 48/1993, S. 281-305. „Often presenting factual material in fictional form, eighteenth century novelists, most of whom were connected with journalism or the printing trade, generally claimed that their fictions were real and that they were writing the truth. [...] The distinguishing feature of the kind of new fiction that was designated as a ‘novel’ was its ‘capacity to generate truth and facts’.” (S. 283)

⁴⁰ Nünning: *Mapping the Field*, S. 300.

⁴¹ Saar, Martin: *Genealogie und Subjektivität*. In: Honneth, Axel und Martin Saar (Hgg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/Main 2003. S. 172.

Um den Zusammenhang zwischen Fremd- und Selbstrepräsentation transparent zu machen, steht am Beginn der Untersuchung eine Rekonstruktion des Wahrheitsdiskurses über Jüdische/Zigeuner bzw. derjenigen kriminalisierenden und pathologisierenden Zuschreibungen, die im Rahmen der späteren Selbstrepräsentation Mehrs, ihrer literarischen Texte sowie der Selbstrepräsentation jüdischer Interessenverbände als Kollektivsubjekt Bedeutung erlangen. In einem zweiten Schritt werden die Paradoxien und Dilemmata aufgezeigt, die sich aus dem scheinbar unauflösbaren Konnex von Selbst- und Fremdrepräsentation, von Unterwerfung/Subjektivierung und Machtgewinn/Handlungsfähigkeit ergeben.

Ausgehend von der Frage, ob und wie eine Auflösung dieser Dilemmata und Paradoxien überhaupt denkbar wäre, wird schließlich Michel Foucaults Konzept des subjektivierenden Wahrheits- bzw. des entsubjektivierenden Erfahrungsbuches für literaturwissenschaftliche Fragestellungen modifiziert und zur Analyse der Poetik der Mehr'schen Texten herangezogen, denen der letzte und größte Teil der Untersuchung gewidmet ist.

II. Diskursgeschichten. (Schweizer) Jenische in kriminalisierenden und pathologisierenden Diskursen zwischen 1900 und 1970⁴²

Die Wissensproduktion zu Zigeunern bzw. Fahrenden/Vaganten und Heimatlosen reicht weit vor die Jahrhundertwende um 1900 zurück. Die im Folgenden besprochenen, vornehmlich in der Schweiz zwischen 1900 und 1970 entstandenen Publikationen lassen deutliche Rezeptionsspuren der einschlägigen und im gesamten deutschsprachigen Raum über Jahrhunderte hinweg tradierten – wenn auch nicht immer namentlich zitierten – ‚Standardwerke‘ erkennen⁴³ und belegen einmal mehr die Wirkmächtigkeit der genannten Schriften.

Bereits Grellmann hatte 1787 verschiedene Formen des möglichen (staatlichen) Umgangs mit Zigeunern diskutiert, und zwar sowohl eine „Aussterbung“ durch Unterbindung der Fortpflanzung als auch eine Zwangsinhaftierung. Beiden Formen steht Grellmann jedoch – und zwar aus rein ökonomischen Gründen – kritisch gegenüber: erstere würde den Staat wertvolle Arbeitskräfte kosten, letztere sei mit zu hohem finanziellen Aufwand verbunden:

Der Staat, meynen sie [einige Autoren], könne diese Menschen zu öffentlichen Slaven oder Züchtlingen machen, und allerley Arbeit durch sie verrichten lassen. Züchtlinge aber, gesetzt auch, daß man sie verhältnismäßig noch so gut zu beschäftigen wüßte, sind doch immer ein Staatsübel und eine Last. Und da bey jenem Vorschlage nicht daran gedacht wird, die Gesinnungen dieser Leute zu bessern; so würde man sie entweder müssen aussterben, oder auf alle Geschlechter fort unter Züchtlingszwang bleiben lassen. Das Erste darf wohl nicht geschehen, weil, wenn sie ausgestorben wären, der Staat keinen Nutzen mehr von ihnen ziehen könnte; es müßte ihnen also erlaubt werden, sich fortzupflanzen. Wo wollte man aber endlich mit der Menge dieser Leute, und ihrer Brut, hin? Müßten nicht manche Regierungen ganze Städte erbauen, blos um die vielen Tausende dieser Elenden einzukerkern? Und was für Kosten und Unbequemlichkeit würde die Aufsicht über dieselben verursachen? [...] Nicht also Landesverweisung war es, was man über diese Menschen hätte beschließen, nicht Züchtlings- und Galeerenzwang, wozu man hätte rathen sollen: sondern Sorge für Aufklärung ihres Verstandes, und für ein besseres Herz.⁴⁴

⁴² Wenngleich zahlreiche literaturwissenschaftliche und historische Arbeiten, die sich mit der Darstellung und Verfolgung von Zigeunern bzw. Jenischen befassen, auch auf die jeweiligen Diskurse verweisen, liegt eine detaillierte Analyse der Argumentations- und Deutungsmuster sowie deren Synopse (v.a. hinsichtlich des Diskurses über Jenische) bisher nicht vor. Besonderes Augenmerk gilt dabei im Folgenden denjenigen Erzähl-, Argumentations- und Deutungsmustern, die Mariella Mehr in der einen oder anderen Form in ihren literarischen Texten aufgreift, bzw. die im Zuge (ent-)subjektivierender (Selbst-)Praktiken an Bedeutung gewinnen.

⁴³ Wie etwa Heinrich Moritz Gottlieb Grellmanns 1787 erschienener *Historischer Versuch über die Zigeuner betreffend die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes seit seiner Erscheinung in Europa, und dessen Ursprung*. Göttingen 1787, oder Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemants 1858-1863 publizierte mehrbändige Abhandlung *Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande*. Leipzig 1858-1862.

⁴⁴ Grellmann: *Versuch*, S. 185.

Wenngleich Grellmann an dieser Stelle für „Aufklärung“ und „Erziehung“ der Zigeuner zu arbeitenden Staatsbürgern plädiert, führt er an anderer Stelle die „erblichen Gewohnheiten“⁴⁵ sowie die zahlreichen gescheiterten „Besserungsversuche“ (denen das gesamte 15. Kapitel des *Historischen Versuchs* gewidmet ist) an, die dieses Unterfangen als eigentlich unmöglich erscheinen lassen.⁴⁶

Alle drei bereits von Grellmann in den Blick genommenen Maßnahmen zum Umgang mit Zigeunern („erziehen“, „inhaftieren“, „aussterben“) erfahren um 1900 eine Neuauflage unter aktuellen vererbungstheoretischen und zunehmend rassebiologischen/eugenischen Vorzeichen. Der Gedanke der „Besserungsfähigkeit“ der Zigeuner/Fahrenden wurde im Zuge dieser Entwicklung zunehmend verworfen, und von der mit großem Aufwand betriebenen Stammbaumsforschung versprach man sich den letztgültigen Beweis für die „Unverbesserlichkeit“ der Zigeuner bzw. Vaganten.

Die Idee einer (kriminalpräventiven) Inhaftierung greift Lombroso in seiner 1887 auf deutsch erschienenen Abhandlung über den *delinquente nato* auf, wozu er auch Zigeuner und – unter Verweis auf Avé-Lallemant – „Gauner“ und „Landstreicher“ zählt.⁴⁷ – In der Folge fand Lombrosos Konzept des ‚geborenen Verbrechers‘ Eingang in die aufkommende, von Psychiatrie, Medizin und Rechtswissenschaft geführte Diskussion um die Frage nach einer Verankerung der verminderten Zurechnungsfähigkeit und Sicherungsverwahrung in der Strafgesetzgebung⁴⁸.

1892 hatte Lombroso Auguste Forel, den „verehrten Lehrer und Freund“ Josef Jörgers, des ersten ‚Genealogen‘ der Jenischen in der Schweiz, in der Zürcher psychiatrischen Klinik

⁴⁵ Grellmann: *Versuch*, S. 9.

⁴⁶ Vgl. Grellmann: *Versuch*, S. 187ff. Als einen Grund hierfür nennt er jedoch mangelnde Konsequenz bei der Durchsetzung entsprechender Verordnungen. Vgl. etwa S. 191.

⁴⁷ Lombroso, Cesare: *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Hamburg 1887. (Verweis auf Avé-Lallemant, u.a. S. 400.)

⁴⁸ Vgl. hierzu vor allem Wilmanns, Karl: *Die sogenannte verminderte Zurechnungsfähigkeit als zentrales Problem der Entwürfe zu einem Deutschen Strafgesetzbuch. Dreißig Vorlesungen über die sogenannten geistig Minderwertigen im geltenden und künftigen Recht im Strafvollzuge und in der Irrenanstalt*. Berlin 1927. (Zur Rolle Lombrosos vgl. S. 35.) Immer wieder in die Diskussion eingebracht wurde die Frage nach einer Sicherungsverwahrung von Bettlern und Vaganten, nachdem zuvor das Vagieren und der „unstete Lebenswandel“ pathologisiert und „Gemeingefährlichkeit“ konstatiert worden war. Wilmanns steht einer solchen Maßnahme – ebenso wie Grellmann vor allem aus ökonomischen Gründen – kritisch gegenüber. Zum einen würde die Internierung dieser Personengruppe immense Kosten verursachen, zum anderen werde mit der dauerhaften Inhaftierung dieser Saison- und Gelegenheitsarbeiter die benötigte „Reservearmee des Kapitals“ aus dem Verkehr gezogen. Zudem gibt Wilmanns (in Anlehnung an Ausführungen Avé-Lallemants zur Praxis bettelnder Gauner, körperliche Gebrechen vorzutäuschen) die große Simulationskunst des „Gauertums“ zu bedenken, das inzwischen auch in der Lage sei, geistige Krankheiten glaubhaft zu imitieren, um dadurch Strafmilderung zu erlangen. Als Beleg führt Wilmanns einen entsprechenden, neu hinzugekommenen Ausdruck für diese Simulation in der „Gaunersprache“ an: „Die jetzt den Verbrechern allgemein geläufige Bezeichnung ‚fiolle schieben‘ ist allerjüngsten Ursprungs; AVÉ-LALLEMANT erwähnt sie noch nicht.“ (S. 223). Vor allem aber ist es die große Härte, die Wilmanns von einer Sicherungsverwahrung (zumal einer Verwahrung auf unbestimmte Zeit) Abstand nehmen lässt.

Burghölzli besucht.⁴⁹ Lombrosos viel rezipierter Text findet auch in Jörgers Abhandlung *Psychiatrische Familiengeschichten* Erwähnung und dürfte ihn, wie zahlreiche andere erbbiologisch Interessierte und Forschende bzw. Kulturtheoretiker der Zeit, auf den Gedanken der Erstellung von Familienstammbäumen zum Nachweis diverser „hereditärer Belastungen“ gebracht haben. Die nationalsozialistische Zigeunerverfolgung, zu der Robert Ritter wiederum in starker Anlehnung an Jörger die entscheidende ‚wissenschaftliche‘ Fundierung lieferte, umfasste sowohl Inhaftierung verbunden mit Zwangsarbeit, als auch Zwangssterilisation bis hin zur systematischen Ermordung.⁵⁰ In der Schweiz berief sich das *Hilfswerk für die Kinder der Landstraße* auf den Gedanken der Verbesserungsfähigkeit der Fahrenden, wenngleich auch hier Sterilisationen in die Wege geleitet und Eheverbote erwirkt wurden, wenn eine irreversible, gesellschaftsgefährdende „Pathologie“ diagnostiziert wurde⁵¹.

Wie die Umsetzung dieser über Jahrhunderte präsenten ‚Wissensbestände‘ in konkrete ordnungspolizeiliche, sozialpolitische, fürsorgerische und eugenische Praktiken im einzelnen erfolgte, gilt es in Form mikrohistorischer Studien, vor allem für die Zeit vor dem Nationalsozialismus, häufig noch zu erforschen. Hinsichtlich des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstraße* lässt sich das Zusammenspiel von Wissensbeständen und Praktiken anhand des umfassenden (Akten-)Materials rekonstruieren und darüber hinaus auch die Dimension und Funktion einzelner Akteure bei diesem Zusammenspiel, wie etwa die herausragende Rolle Alfred Siegfrieds, nachvollziehen.⁵²

Ein konzertierter Zugriff auf Fahrende bzw. „Heimatlose“ in der Schweiz und damit verbundene Versuche einer systematischen Erfassung und Kontrolle der jeweils in den Blick der Obrigkeiten kommenden Gruppen⁵³ erfolgte, wie Leimgruber, Maier und

⁴⁹ Vgl. Huonker, Thomas: *Diagnose: „moralisch defekt“. Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie 1890-1970*. Zürich 2003, S. 82.

⁵⁰ Vgl. hierzu v. a. Michael Zimmermann: *Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“*. Hamburg 1996 sowie Ders. (Hg.): *Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart 2007.

⁵¹ Vgl. hierzu Huonker: *Diagnose: „moralisch defekt“*.

⁵² Vgl. hierzu neben den Publikation von Leimgruber, Walter, Thomas Maier und Roger Sablonier: *Das Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse*. Bern 1998 sowie von Huonker, Thomas und Regula Ludi: *Roma, Sinti und Jenische. Schweizerische Zigeunerpolitik zur Zeit des Nationalsozialismus*. Zürich 2001 v.a. Galle, Sara und Thomas Maier: *Von Menschen und Akten. Die Aktion „Kinder der Landstrasse“ der Stiftung Pro Juventute*. Zürich 2009.

⁵³ Wie die jeweils in den Blick der Obrigkeiten kommenden Gruppen definiert waren und welche Aspekte bei der konkreten ordnungspolizeilichen Arbeit eine Rolle spielten, welcher Zigeuner-Begriff also jeweils zugrunde gelegt wurde, muss für den Schweizer Raum ähnlich wie für die Verfolgungspraxis im Deutschen Reich und der Weimarer Republik im Einzelnen geprüft werden, denn „Verordnungen, Erlasse und Gesetze waren von geringer Definitionskraft und förderten die Unsicherheiten der unteren Verwaltungsebenen hinsichtlich ihrer Umsetzung. Die daher in der Praxis der Verfolgung von Zigeunern von Seiten der

Sablonier in ihrer historischen Studie zu den Praktiken des *Hilfswerkes* ausführen⁵⁴, auf Bundesebene im Zuge des 1850 erlassenen *Gesetz[es] die Heimatlosigkeit betreffend*. Neben dem „Heimatlosengesetz“, das „die traditionelle Lebensform der Fahrenden in der Schweiz äusserst schwierig“⁵⁵ machte, verfolgten Bund und Kantone das Ziel, durch eine zunehmende Abstimmung mit den Nachbarländern im Rahmen der „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ „ausländische“ Zigeuner am Passieren der Schweizer Grenze zu hindern. Ein Instrument zur Umsetzung dieser Ziele sollte die Zigeunerregistratur des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements bilden, die in Austausch mit dem Münchner Vorbild, der Zigeunerzentrale, stehen sollte.⁵⁶ Die Frage, inwieweit in diesem Zusammenhang bereits Familien systematisch erfasst wurden, die später als Jenische in den Blick des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* kamen, stellt für Leimgruber, Maier und Sablonier bisher noch weitgehend ein Forschungsdesiderat dar.⁵⁷ Der Umstand, dass der langjährige Leiter des *Hilfswerkes*, Alfred Siegfried, zum Teil große Anstrengungen unternehmen musste, um mögliche Mündel ausfindig zu machen, deutet allerdings darauf hin, dass hierzu entweder kein umfassendes Informationssystem vorlag, oder aber Siegfried keinen Zugang dazu hatte:

Siegfried begnügte sich bei seiner Arbeit nicht mit Hinweisen aus der Bevölkerung oder von Behörden, sondern suchte überall aktiv nach Fahrenden. Als wesentliches Identifikationsmerkmal dienten ihm offensichtlich die Familiennamen. Wo er etwas erfuhr, schaltete er sofort die Behörden und Polizeistationen ein, um von diesen mehr Informationen zu erhalten oder um sie zum Handeln zu bewegen. An einzelnen Kindern war er in der Regel wenig interessiert, er wollte die ganze Familie mit möglichst allen Kindern erfassen. Auch aus diesem Grunde wurden Stammbäume angefertigt und überall Daten gesammelt. Aus Zeitungen wurden Meldungen ausgeschnitten, die mit Fahrenden zusammenhingen. Lasen Siegfried oder Reust von einem Gerichtsverfahren, in das Fahrende involviert waren, forderten sie die entsprechenden Akten an. Bisweilen bewarben sie sich bei einzelnen Gemeinden geradezu um die Vormundschaft über bestimmte Personen.⁵⁸

Behörden entstandenen lokalen sowie regionalen zum Teil gravierenden Unterschiede machen mikrohistorische Analysen unerlässlich, um die Auswirkungen dieser Politik auf die Betroffenen besser einschätzen zu können.“ Hanschkow, Juliane: *Etikettierung, Kriminalisierung und Verfolgung von ‚Zigeunern‘ in der südlichen Rheinprovinz zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik 1906 bis 1933*. In: Uerlings, Herbert und Iulia Patrut (Hgg.): *‚Zigeuner‘ und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion*. Frankfurt/Main 2008, S. 249f. Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit ist der Zusammenhang zwischen Diskursen/Semantiken und behördlichen Praktiken jedoch nachrangig, da vielmehr der Nexus zwischen Diskursen/Semantiken und subjektivierenden bzw. entsubjektivierenden (Selbst-) Praktiken untersucht werden soll.

⁵⁴ Vgl. zu den Praktiken des *Hilfswerkes* im einzelnen v. a. Thomas Maier und Dominik Wolfensberger: *„Eine Heimat und doch keine.“ Heimatlose in der Schweiz (16.-19. Jahrhundert)*. Zürich 1998.

⁵⁵ Leimgruber/Maier/Sablonier: *Hilfswerk*, S. 21.

⁵⁶ Leimgruber/Maier/Sablonier: *Hilfswerk*, S. 21.

⁵⁷ Leimgruber/Maier/Sablonier: *Hilfswerk*, S. 23.

⁵⁸ Leimgruber/Maier/Sablonier: *Hilfswerk*, S. 33.

Eine mögliche Erklärung dafür, warum jenische Fahrende nicht in den einschlägigen Listen der Behörden auftauchten, gibt Rudolf Waltisbühl in seiner 1944 erschienenen Dissertation *Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrertums in der Schweiz*, wobei mit Landfahrern ausdrücklich „Jennische“ gemeint sind. Waltisbühl geht davon aus, dass zu dieser Gruppe deshalb kein oder nur wenig statistisches Material existiert, weil sie Einrichtungen der Nichtsesshaftenfürsorge aufgrund der polizeilichen Präsenz dort eher meiden würde, um „nicht die behördliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.“⁵⁹ Die „Jennischen“ besäßen vielmehr ein eigenes Netzwerk, das ihnen im Notfall Unterkunft und Schutz biete, sodass die Namen „Jennischer“ in den Listen der Fürsorgeeinrichtungen nicht auftauchten: „Unter den vielen Hunderten von Namen, welche uns bei der Durchsicht der schwarzen Tafeln der Naturalverpflegung begegneten, kam es nur einmal vor, dass ein ‚verdächtiger‘ Name auftauchte, d.h. der Name eines Jennischen.“⁶⁰ Dass diese Beobachtung den immer wieder gemachten Vorwurf des Missbrauchs von Fürsorgeeinrichtungen entkräftet, ist dabei nur einer von zahlreichen Widersprüchen. Die „verdächtigen Namen“ dürfte Waltisbühl den einschlägigen Publikationen entnommen sowie von Alfred Siegfried erfahren haben, der in Waltisbühls Dissertation im Rahmen der Danksagung für „wertvolle[] Anregungen“ und „wohlwollende Unterstützung“ gewürdigt wird.

Erste Hinweise, nach welchen Familiennamen Siegfried selbst bei seiner Suche nach Mündeln Ausschau halten musste, konnte er Josef Jörgers *Psychiatrischen Familiengeschichten* entnehmen, aus denen das *Hilfswerk* auch die Decknamen der Familien übernahm.⁶¹ Auch bei Jörger ist die Gruppendifinition jedoch keineswegs eindeutig, sondern umfasst sowohl soziokulturelle als auch erbbiologische Aspekte:

Die Zero gehören nicht zu den Feckern; ebensowenig stehen sie in irgendeinem Zusammenhang mit den Zigeunern. Sie haben nichts Orientalisches an sich, ihre Musik z.B. hat nichts Fremdartiges, keine echte Poesie, ihre Geheimsprache (wovon später) ist nicht die Zigeunersprache und auch nicht die Feckersprache der heimatlosen Lony. Sie ist aber identisch mit dem Jennischen, oder ein Reis desselben, das die Zero offenbar durch ihre Heiraten (Markus, Golder), aus dem Deutschen Reich herbezogen haben. In der Sprache des Hanikel [sic] finde ich gleiche Ausdrücke, wie bei den Zero.⁶²

⁵⁹ Waltisbühl, Rudolf: *Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrertums in der Schweiz*. Aarau 1944, S. 88.

⁶⁰ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 88.

⁶¹ Leimgruber/Maier/Sablonier: *Hilfswerk*, S. 60.

⁶² Jörger, Josef: *Psychiatrische Familiengeschichten*. Berlin 1919, S. 3.

Wenngleich Jörger die von ihm als gesellschaftsgefährdend dargestellte Gruppe nicht als Zigeuner (gemeint sind damit wohl Sinti bzw. Roma) bezeichnen will, bedient er sich dennoch zahlreicher Zuschreibungen, die seit langem mit dieser Bezeichnung verknüpft und bereits von Grellmann zusammengetragen worden waren. Die Rezeption des Grellmannschen *Versuchs* scheint auch den Sprachduktus Jörgers beeinflusst zu haben. Beider Ton ist oft gekennzeichnet von ironischen Überzeichnungen und beide bedienen sich anekdotenhafter Schilderungen, die den ‚aufgeklärten‘ Leser zum einen unterhalten und ihm zum anderen ein Überlegenheitsgefühl angesichts der Lebens- und Denkweisen der Dargestellten vermitteln sollen.⁶³ Die Nähe wird darüber hinaus dem Umstand geschuldet sein, dass Jörger ähnliche Quellen wie Grellmann, nämlich Chroniken und Gerichtsakten aus früheren Jahrhunderten, als Quellen herangezogen haben dürfte⁶⁴ (die jedoch nicht näher benannt sind), um den Werdegang der von ihm beschriebenen Familienmitglieder zu verfolgen und eine Kontinuität der diversen „Wesensmerkmale“ bis in die Gegenwart hinein nachzuzeichnen. Jörgers Versuch, die von ihm ins Auge gefasste Gruppe definitorisch zu fassen, sollte das Vorbild sowohl für die Arbeit des *Hilfswerkes* als auch für die Untersuchungen Robert Ritters zu „Vagabundensippen“ und später zu „Zigeunermischlingen“ werden.

II.1. Josef Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* (1905/1911)

Mit den Schriften des Psychiaters und Direktors der graubündischen Heilanstalt Waldhaus in Chur, Johann Josef Jörger (1860-1933), erfährt der Diskurs über Schweizer Fahrende

⁶³ Die Ähnlichkeit vieler Schilderungen ist augenfällig. So heißt es bei Grellmann zur Geburtspraxis der Zigeunerinnen (S. 120): „Wird die Frau Wöchnerin, wie das oft geschieht, da dieses Volk außerordentlich fruchtbar ist; so bringt sie in ihrer elenden Hütte, oder nach Beschaffenheit der Umstände, auch unter freyem Himmel, die Geburt zur Welt, und zwar immer glücklich und leicht, wobey denn zugleich ein Weib von eben diesem Volke den Hebammendienst vertritt. Geht es nun weiter ächt Zigeunerisch zu; so wird, wegen Mangel eines Gefäßes, in den Erdboden eine kleine Grube gemacht, diese mit kaltem Wasser angefüllt, und das neugeborene Kind darin gewaschen. Nach diesem Bade wird es in etliche Lumpen gehüllt, welche die mütterliche Vorsorge vorhin schon gesammelt hat, und so zur Taufe befördert; wobey nicht leicht Zigeuner, sondern andere Leute, zu Taufzeugen, genommen werden.“ Inhaltlich, aber auch vom ironischen Unterton her ähnlich lautet es bei Jörger: „Der junge Markus kommt ohne Beihilfe der studierten Hebamme zur Welt, eine Nachbarin, oder der eigene Vater entnabelt ihn, sonst hat er keine weitere Hilfe nötig, oder verzichtet darauf. Bei einer andern wandernden Sippe ist das Gebären in Knieellenbogenlage gebräuchlich. Auch diese Kunst ist den Markus bekannt, wird aber nicht geübt. [...] Die Geburt wird als gutes Nebengeschäft wahrgenommen in der Weise, dass für den Täufling eine möglichst große Zahl wohlhabender Leute als Taufpaten aufgeboten werden, die sich der kirchlichen Handlung durch Loskauf zu entziehen pflegen. Hie und da soll dann der Irrtum unterlaufen, dass Taufzeugen angeworben werden, wenn auch kein Täufling vorhanden ist.“ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 79.

⁶⁴ Vgl. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 21.

eine neuartige Biologisierung. In seinen erklärtermaßen „biologische[n] Arbeit[en]“⁶⁵ *Die Familie Zero* (1905) und *Die Familie Markus* (1919), die 1919 unter dem Titel *Psychiatrische Familiengeschichten* zusammen publiziert wurden, unternimmt Jörger den Versuch, unter Rückgriff auf verschiedene zeitgenössische Vererbungstheorien die Ätiologie und Heredität der ‚Abnormitäten‘ wie „Vagabundismus, Verbrechen, Unsittlichkeit, Geistesschwäche und Geistesstörung, Pauperismus“⁶⁶ der von ihm untersuchten Familien zu erklären bzw. zu belegen. Dabei bedient er sich einer Kombination aus Anlage- und Umwelt-Erklärungsmodellen.⁶⁷

Dunkle Zeugungsvorgänge und gesundes Erdreich. Anlage vs. Umwelt

Von Auguste Forel, dem Leiter der Zürcher psychiatrischen Anstalt Burghölzli, übernimmt Jörger die These von der Weitervererbbarkeit alkoholbedingter Schädigungen des Erbguts⁶⁸:

In seinem Buche „Hygiene der Nerven und des Geistes“ hat Forel den neuen Ausdruck Blastophthorie (Keimverderbnis) oder uneigentliche Vererbung eingeführt, um eine ganz spezielle und abweichende Art der Erbllichkeit zu bezeichnen, die der Alkohol, die Syphilis und verwandte Gifte dadurch verursachen, dass sie das Keimplasma verderben. Nach dieser Auffassung werden die erblichen Determinanten durch die Gifte geändert und es wird eine neue

⁶⁵ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 107.

⁶⁶ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 1.

⁶⁷ Die Psychiatrie spielte nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland eine entscheidende Rolle bei der Pathologisierung und im Anschluss daran der Psychiatrisierung Fahrender/Jenischer. Bereits vor Ritter hatte sich Karl Wilmanns mit Landstreichern und Vagabunden bzw. „Jenischsprechern“ beschäftigt und sich 1906 mit der Schrift *Ergebnisse einer Untersuchung geisteskranker Landstreicher* habilitiert. Wie Jörger, so machte auch Wilmanns eine Kombination aus Anlage- und Umweltfaktoren für das „Aufgehen im Landstreichertum“ verantwortlich. Das eigentliche Ziel seiner Untersuchungen von 1906 bestand darin, das ‚Landstreichertum‘ als Geisteskrankheit zu etablieren und folglich die Verlegung der so Diagnostizierten von Strafanstalten in psychiatrische Anstalten zu erwirken. (Vgl. Wilmanns Karl: *Zur Psychopathologie des Landstreichers*. Leipzig 1906, S. 418.) Sein großes Interesse für jenischsprechende Vagabunden belegt folgendes Zitat: „In den langen Unterhaltungen mit den professionellen Landstreichern im Arbeitshaus Kislau und bei ihren späteren Besuchen bei mir in Heidelberg erlernte ich ihre Sprache, das Jenisch. Diese Gaunersprache enthielt viele Ausdrücke aus dem alten Rotwelsch, zeigte aber zahlreiche Variationen. [...] 1911 [nahm ich] an der Landstreicherversammlung [in Spalt] teil. Ich wohnte in einem kleinen Gasthause und setzte mich am nächsten Morgen mit zu einigen Vaganten an einen Tisch, wo Spalter Bier getrunken wurde. Ich unterhielt mich mit ihnen in der Kundensprache und fiel nicht weiter auf.“ Wilmanns, Karl: *Das Vagabundentum in Deutschland*. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*. 168/1940, S. 96f.

⁶⁸ Auch hierin macht sich nicht zuletzt der Einfluss Lombrosos geltend, der Forel 1892 am Burghölzli besucht hatte. Vgl. Huonker: „*moralisch defekt*“, S. 82. Schon Grellmann hatte den Zigeunern eine besondere Vorliebe für alkoholische Getränke attestiert: „Sie lieben Berausung, und weil sie diese am leichtesten und geschwindesten durch Brandwein bewerkstelligen können; so halten sie, ausser ihm, kein Getränk ihres Geldes werth. Für diesen aber giebt der Zigeuner denn auch hin, was er nur immer hat: ist auf diese oder jene Weise ein Groschen sein geworden, sogleich wird ein Haus gesucht, wo dieses edle Getränk zu haben ist.“ Grellmann: *Versuch*, S. 46.

erbliche Anlage geschaffen, die bei den Nachkommen in allerlei Entartungen [...], in neuen minderwertigen oder pathologischen Eigenschaften sich zeigt und ihrerseits wieder durch die gewöhnliche, eigentliche Vererbung sich in weiteren Generationen fortpflanzt (Neuvererbung).⁶⁹

Diese Verknüpfung von Anlage- und Umweltkonzept erlaubt eine Argumentation in zweierlei Richtung: Zum einen wird nahe gelegt, die erworbenen „Entartungen“ setzten sich unweigerlich in den kommenden Generationen fort. Die Nachkommen „keimverderbter“ Menschen geraten so von vornherein unter Verdacht, ebenfalls „entartet“ zu sein, und diesen Verdacht versucht Jörger anhand zahlreicher Beispiele zu erhärten und als berechtigt auszuweisen⁷⁰. Mit dieser These ist eine direkte Forderung nach präventiven (erzieherischen) Maßnahmen verbunden:

„So ist denn eine ausgiebige Besserung nur sehr langsam zu erwarten, wenn nicht die stärkere Hand des Staates eingreift, die Lebensform und die Bedingungen zerstört, unter denen die Auswüchse entstanden sind und durch die sie noch erhalten werden.“⁷¹ Zum anderen hält Jörger jedoch auch eine „Regeneration“ des Keimplasmas/Erbgutes für möglich – wenngleich dies selten zu beobachten sei –, die einerseits durch neu hinzukommendes, „unbelastetes“ Erbgut, andererseits durch begünstigende Umweltfaktoren (vor allem Alkoholabstinenz⁷² und Arbeit) erfolgen kann:

In späteren Jahren wurden im Frühjahr viele Kinder der Zero [...] ins Schwabenland abgeschoben, wo sie den Sommer über als Viehhirten und Bauerngehilfen ihre Dienste fanden. Man hat vielfach dieser Schwabengängerei einen schlechten Einfluß zugeschrieben. Mit Unrecht, denn Hunderte von Kindern aus anderen Familien und Gegenden, die jahrelang den gleichen Weg gingen, sind fast ausnahmslos brave, arbeitsame Menschen geworden. Auch unter den Zero finden wir mehrere, die in Schwaben seßhaft geworden sind und, soviel man weiß,

⁶⁹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 16. Bereits 1857 hatte Auguste Morel eine ähnliche Kombination von Umwelt- und Erbfaktoren in Bezug auf kriminelles Verhalten postuliert. Demnach könnten ungünstige Umwelteinflüsse zu gewohnheitsmäßiger Delinquenz führen, die schließlich auch weitervererbt werden könne. Morel, Auguste: *Traité des dégénérecences physiques, intellectuels et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades*. Paris 1857.

⁷⁰ Dieses Argument erinnert zudem an die bereits von Grellmann formulierte These zu den vermeintlich erblichen Gewohnheiten der Zigeuner und seine Überzeugung, dass „das Verderbniß nicht blos einzelne Subjecte, sondern bey weitem fast den ganzen Haufen trafe“. Grellmann: *Versuch*, S. 10.

⁷¹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 84. Diese Forderung steht in deutlichem Widerspruch zu Jörgers einleitenden Ausführungen, wonach „[d]ie modernen Zeitverhältnisse mit ihrer Polizeiordnung [...] meinem interessanten Völklein seine Lebensgewohnheiten ab[binden], [...] es in das breitgetretene Geleise des gewöhnlichen Globe-trotters [zwingen] und [...] seine Originalität dem Untergange zu[führen]. Manche Sippen gehen an den Sünden der Väter zugrunde, andere werden brav, womit mein Interesse an ihnen aufhört.“ (Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 1) Das „Vagantenproblem“, wie es Jörger in seiner Abhandlung schildert, ist also, glaubt man diesen Zeilen, eigentlich bereits keines mehr.

⁷² Vgl. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 17: „Als Gegenillustration ist andererseits hervorzuheben, dass alle Regenerationen auch von relativer Enthaltbarkeit von Giften begleitet sind. Letzteres ist gewiß ein weiterer Grund für das Zustandekommen einer besseren Nachkommenschaft.“

unbescholten geblieben sind, während die Heimkehrten entgleiten. Man kann also eher behaupten, daß das Schwabenland einigen die Rettung war.⁷³

Mit diesem Argumentationsmuster bereitete Jörger sowohl den Weg für eugenische Maßnahmen wie Sterilisationen von Fahrenden mit irreversibler „Keimverderbnis“ als auch für das Assimilationsprogramm des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstraße*, das als Hauptargument die „Besserungsfähigkeit“ durch einen Wechsel des sozialen Milieus bzw. „Erdreiches“ übernahm⁷⁴. Darüber hinaus bot diese Argumentation eine Absicherung gegenüber dem Vorwurf des Misserfolgs der Kindswegnahmen: „gerieten“ die Kinder, konnte das *Hilfswerk* dies als Erfolg der eigenen Arbeit, der rechtzeitigen Verpflanzung in „gesundes Erdreich“ verbuchen – gelang die „Umerziehung“ nicht, konnten die unabänderlichen Erbfaktoren als Ursache angeführt werden.

So selbstbewusst Jörger seine Thesen formuliert, so widersprüchlich und willkürlich ist seine Argumentation. Das ausdrücklich als positiv, da gesundheitsfördernd bewertete robuste Leben in freier Natur, das mit dem Vagieren in direktem Zusammenhang steht, wird z.B. keineswegs als möglicher „regenerativer“ Faktor gewertet – hinsichtlich der Bewertung der „Erbfaktoren“ wechseln Pauschalurteile⁷⁵ und relativierende Passagen einander ab, sofern sich das untersuchte „Material“ als unvereinbar mit der aufgestellten These erweist:

Die Ahnentafel der besseren Else ist also auch die bessere, als die des Paul, womit ich aber keineswegs behaupten oder auch nur als wahrscheinlich hinstellen möchte, dass mit dieser Bruchrechnung der Unterschied erklärt wäre, denn die Vorgänge der Zeugung sind viel zu dunkel für die lichte Arithmetik; das Gewicht eines Belastungsmomentes ist schwer zu wägen; bei der Elsa genügt der einzige trunksüchtige luetische Großvater, um den schönsten Kranz glänzender Ahnen zu blamieren.⁷⁶

Das Argument von der gemeinsamen und sich über die Generationen hinweg negativ potenzierenden „Erbmasse“ stützt Jörger durch eine Rückführung der von ihm beschriebenen Gruppe auf ein „Stammelternpaar“ und mittels eines Verweises auf die

⁷³ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 10f.

⁷⁴ Auch diese Überlegungen werden bereits von Grellmann angestellt: „Es hält zwar mit ihrer Besserung schwer, wie die Versuche zeigen, die man einzeln, auf Befehl der Kaiserinn Theresia, wirklich gemacht hat. Oft schien eine Knabe (denn am Kinde muß man anfangen, nicht an dem alten Stamme, bey dem keine Mühle mehr anschlägt) bereits auf dem besten Wege zur Menschwerdung zu seyn; und plötzlich brach die rohe Natur wieder hervor, er gerieth in den Rückfall, und wurde wieder von Fuß bis Scheitel Zigeuner. Aber darum ist die Sache nicht unmöglich.“ Grellmann: *Versuch*, S. 14f.

⁷⁵ Vgl. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 14: „Die Erbschaftsmasse ist also ziemlich gleichwertig, womit die Ansicht, diese Gleichartigkeit wirke besonders schädlich, auch hier eine gewisse Bestätigung findet. Zur Hälfte anders lauten die Tafeln der durch bessere Heirat Regenerierten, woraus ein Grund der Regeneration direkt ersichtlich ist.“

⁷⁶ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 15f.

geographische Isolation, die eine weitgehende Endogamie innerhalb der Gruppe zur Folge gehabt habe⁷⁷.

Dieses „Stammelpaar“ Zero besteht aus einem Mann aus „braver, geachteter [d.h. eigentlich: sesshafter] Familie, in der sich jedoch eine Geisteskranke vorfindet“ und einer Frau, „die mit ihren Eltern und Brüdern im Lande herumzog“⁷⁸. Trotz der guten Herkunft entwickelt sich der Mann, Primo Zero, zum Trinker. – Die alkoholbedingte „Keimverderbnis“ des Mannes bildet in Kombination mit der vagierenden Lebensweise der Frau somit den Ursprung der ungünstigen „Erbmasse“:

Die späteren Zero sind also Nachkommen einer interessanten Verbindung des deutschen Walsers oder Gebirgsbewohners mit den italienischen Keßlern und den Heimatlosen, wobei der väterliche Charakter und das väterliche Gewerbe im zugeheirateten mütterlichen untergingen.⁷⁹

Die Folgen dieser „unheilvollen Verbindung“, die Jörger als „Bastardierung von Bauer und Vagantin“⁸⁰ beschreibt, werden bereits anhand der nächsten Generation in aller Drastik geschildert. Das „Stammelpaar“ bekommt zwei Kinder, Elsa und Paul Jos. Elsa kann ihrem genetisch vorbestimmten „Schicksal“ durch Verschickung ins „Schwabenland“ entgehen: „Die Auswanderung in früher Jugend, wodurch sie dem verderblichen Einfluß der Verwandten entzogen wurde, war ihr Glück und rettete ihr den ehrlichen Namen. Sie ist die weiße Taube unter lauter grauen und schwarzen Vögeln dieser Tabelle.“⁸¹

Der bei „vagabundierenden Verwandten“ aufgewachsene Bruder hingegen verschlechtert die „Erbmasse“ sowohl durch „Schnapsgenuß“ als auch durch die Heirat mit einem „unheilvolle[n] Weib“.⁸²

Die Schilderung von Paul Jos' Frau Nana offenbart neben einer immer wieder im Text greifbaren Misogynie die Rezeption weiterer Zigeuner-Zuschreibungen:

Das Triebrad dieser Familie war die Frau Nana, eine Analphabetin aus dem Vagabundengeschlechte Elster, ein freches, brutales, verrufenes aber gescheites Weib. Sie galt als ausgemachte Hexe, der man aus Furcht vor diabolischer Rache keine Bitte abschlagen durfte. Sie gerierte sich auch in ihren flatternden Haaren als solche, indem sie allerlei Künste, wie Wahrsagen, Kartenschlagen, Quacksalberei usw. betrieb.⁸³

⁷⁷ „Die Heimat der Zero, Xand, ist ein einsames Bergtal der Schweiz [...] das bis in neuere Zeit eine Oase im vollen Sinne des Wortes, durch geographische, sprachliche, religiöse und politische Schranken von der Umgebung stark abgeschlossen war, also ein Ort, wo sich Rasseneigentümlichkeit und Rassenreinheit sehr gut entwickeln und entfalten konnten.“ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 2.

⁷⁸ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 17.

⁷⁹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 6.

⁸⁰ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 76.

⁸¹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 20.

⁸² Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 20.

⁸³ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 20. Vgl. Grellmann: *Versuch* S. 95 zur „Wahrsagerei“; zu speziell Zigeunerinnen zugeschriebenen Eigenschaften vgl. Grellmann: *Versuch*, S. 66f.

Andere, bereits bei Grellmann kanonisierte Zigeuner-Zuschreibungen, derer sich Jörger bedient, betreffen Religion⁸⁴, Bildungsfähigkeit/Intelligenz⁸⁵, Hygiene/Körperpflege⁸⁶, (Sexual-)Moral/Sittlichkeit⁸⁷, Hang zu Delinquenz⁸⁸ und „Arbeitsscheu“⁸⁹.

Den (vagierenden) Frauen schreibt Jörger eine besonders prägnante Rolle im Vererbungsgeschehen zu: einerseits können sie ihm zufolge – was selten vorkommt – „regenerierenden Einfluß“⁹⁰ ausüben; weitaus häufiger ist jedoch der „schädliche Einfluß“:

Ein Einfluß der angeheirateten Frauen auf Familienleben und Nachkommenschaft scheint mir immer wieder erkennbar. Wir werden drei Schwestern Elster begegnen, die alle drei ungefähr gleiche, leicht imbezille Durchschnittsgesellen heirateten. Die Nachkommenschaft heißt bei der ersten: ein Dieb, ein Mörder, fünf Dirnen, ein Dieb und eine Geisteskrankheit [sic]; bei der zweiten: ein epileptischer Idiot, zwei Schwachsinnige, ein Vagabund, ein schwachsinniger Dieb, ein Falschmünzer und ein Unbescholtener; bei der dritten: zwei schwachsinnige Dirnen, zwei auffällige Charaktere und ein Unbescholtener. Die schlimmste Nachkommenschaft war also die der ersten. Die Mutter war aber auch das böseste der drei Weiber und überdies samt dem Ehemann dem Trunke ergeben. Die besten Nachkommen hat die dritte, welche auch das ganz bedeutend bessere Weib war, als ihre Schwestern.⁹¹

⁸⁴ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 10: „In religiöser Beziehung huldigten sie dem Kosmopolitismus. Sie liefen in die Kirche ohne besonderen Unterschied der Konfession, weils am Orte gern gesehen wurde und indirekt etwas einbrachte. Daneben blühte bei ihnen ein starker Aberglaube, der in allerlei Deutungen, geheimnisvollen Prozeduren, Gebräuchen und Behängung mit Amuletten seinen Ausdruck fand.“ Grellmann: *Versuch*, S. 141: „Ohne eine eigenthümliche, aus seinem Vaterlande mitgebrachte Religion zu haben [...] richtet sich dieses Volk bloß nach der Religion des Landes, in dem es lebt. Wie aber diese Leute in der Wahl ihres Aufenthalts unbeständig sind, so sind sie es auch in Absicht ihrer Religion. Kein Zigeuner weiß von Ergebenheit an eine bestimmtes Glaubensbekenntniß; es fällt ihm eben so leicht, mit jedem neuen Dorfe seine Religion zu verändern, als anderen Menschen, ein anderes Kleid anzuziehen.“

⁸⁵ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 8: „Manche Zero sind intellektuell schwach begabt; die meisten leisteten in der Schule wenig. Dies wohl auch wegen Mangel an gutem Willen, weil ihnen die Schule als unnötiger Zwang erschien und sie seitens der Eltern geradezu zum Widerstand verleitet wurden. Bei manchen glaubt man einseitige Begabung für mechanische Künste und Handarbeiten beobachtet zu haben.“ Grellmann: *Versuch*, S. 194: „Übrigens zeigt dieses Volk auch hier [...] die hartnäckige Widerspenstigkeit [d.h. bei verordnetem Schulbesuch durch Joseph II]; und sträuben sich; besonders Kinder und Eltern, aus vollen Kräften gegen die Besuchung der Schule.“

⁸⁶ Grellmann: *Versuch*, S. 75, S. 40: „Man darf ihn [den Zigeuner] nur von seiner Geburt an, bis zum männlichen Alter, beobachten; so wird man hinlänglich überzeugt, daß seine Farbe nicht sowohl eine Folge seiner Abstammung, als der unsauberer Pflege seines Leibes ist.“ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 9: „Das Gesicht des Keßlers war immer schwarz; gewaschen hat er sich fast nie, und da er in der Regel dabei alt wurde, erbrachte er den Beweis, daß der Dreck gesünder ist als die beste Wasserkur.“

⁸⁷ Grellmann: *Versuch*, S. 93, S. 76: „Alles ist ein gemeinschaftlicher Platz, in dessen Mitte das Feuer brennt, das ihnen zum Kochen der Speisen und zur Erwärmung dient. In dieser letztern Absicht liegen Vater und Mutter und Kinder, die erstern halb, die letztern ganz nackt, um dasselbe herum.“ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 20, S. 10: „Zucht und Sittlichkeit waren ihnen von jeher etwas schwierige Begriffe, die selbstverständlich da schwer aufkommen konnten, wo Verheiratete, halb und ganz Erwachsene beiderlei Geschlechts, Kinder und Hunde die gleichen Schlafstätten teilten.“

⁸⁸ Grellmann: *Versuch*, S. 115, S. 125. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 4.

⁸⁹ Grellmann: *Versuch*, S. 80. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 4.

⁹⁰ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 11.

⁹¹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 11.

In einem zentralen Punkt weicht Jörger jedoch entscheidend von Grellmann ab. Hieß es bei diesem, Kindsmord komme bei Zigeunerinnen nicht vor⁹², führt Jörger gleich zwei Fälle ausführlich an, die ihm zum einen als Nachweis der besonderen Monstrosität der Frauen dienen und die er zudem zur weiteren Illustration der jeweiligen Tragweite von Anlage- und Umweltfaktoren heranzieht. Das aus Gerichtsakten rekonstruierte Schicksal der 1844 im Zuchthaus gestorbenen Kindsmörderin Olga, die ihr zweites, unehelich geborenes Kind nach der Geburt in einem See ertränkt, sieht Jörger als von den ungünstigen familiären Bedingungen (roher, trinkender Vater) vorbestimmt und misst ihm gar poetische Qualitäten zu⁹³. Die Erwähnung des mehrjährigen Aufenthaltes im „Schwabenland“, der einen besseren Lebensweg hätte bedeuten können, dient dazu, den tatsächlichen Verlauf der Ereignisse als umso tragischer erscheinen zu lassen.

Die zweite Kindsmörderin Lisa hingegen ist für Jörger der Inbegriff des „Zero’schen Frauentypus“, obwohl sie neben Olga den einzigen Fall von Kindsmord repräsentiert. Ein psychiatrisches Gutachten, „welches fast ausschließlich auf Grund persönlicher Expertise bei dürftigem anamnestischen Beweismaterial abgefasst ist“, führt Jörger ausführlich an, „weil es auch für manche andere romantische Jungfrau des Geschlechts gelten könnte.“⁹⁴ Da sich der Kindsmord 1895 ereignete und die Täterin daraufhin in einer „psychiatrischen Klinik beobachtet und begutachtet“ wurde, könnte Jörger durchaus selbst der Verfasser des entsprechenden Gutachtens sein, was nicht zuletzt die Erwähnung der „persönliche[n] Expertise“ nahe legt. Explizit gibt Jörger sich nicht als Gutachter zu erkennen, stimmt mit dessen Fazit jedoch völlig überein.

Die absolute ethische Nullität äußert sich hauptsächlich in folgenden Punkten: Fehlen jeglicher Mutterliebe, krasse Vernachlässigung der Kinder, unsittlicher Lebenswandel, Lügenhaftigkeit, Mangel jeglicher Reue, Fehlen jeder Tendenz zur Besserung. Diese Defekte sind nicht erworben, sondern angeboren. Ihre Physiognomie ist das beste Abbild ihres Innern: kalt, herzlos, egoistisch, von keinem Affekt des Wohlwollens beschienen ... Solche Individuen sind für die menschliche Gesellschaft die allergefährlichsten und absolut unverbesserliche Kreaturen. Dies sind die geborenen Verbrecher Lombrosos. Sie ist geisteskrank im klinischen und forensischen Sinne des Wortes, sie ist gemeingefährlich und steht während ihres ganzen Lebens in Gefahr, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen.⁹⁵

⁹² Grellmann: *Versuch*, S. 129: „[...] denn Selbstmord ist so wenig, als Kindsmord, jemahls unter diesem Volke erhört.“

⁹³ „Ist das nicht Gretchen aus Goethes Faust? Der friedlich stille See, das versenkte, blutige Bündel – das blumenbekränzte, singende Kind, die verzweifelte Mutter – der versöhnende Orgelklang und der Schlag der Axt, welche den neuen Galgen zimmert, erwecken Gefühle, die einen Dichter zur Tat antreiben könnten!“ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 63.

⁹⁴ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 46.

⁹⁵ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 47.

Die im Gutachten gemachten Bemerkungen zu physiognomischen Besonderheiten (ein weiterer Verweis auf Schriften Lombrosos) finden sich auch in zahlreichen Fallbeschreibungen Jörgers, jedoch ohne entsprechende Verweise auf weitere psychiatrische Gutachten.

Gens Marcorum. Markusjugend hat keine Tugend

Um den „schädlichen Einfluß“ der Frauen auf die „Erbmasse“ der Familie Zero noch deutlicher hervorzuheben, widmete Jörger der Herkunftsfamilie der „Stammutter“, durch die „der Vagabundismus regelrecht und dauernd in die Familie Zero hinein“⁹⁶ gekommen sei, 1919 eine eigene Untersuchung, die er nach dem gleichen Muster *Die Familie Markus* betitelte. Durch das „Wanderleben“, an dem „die Markus viel zäher“⁹⁷ hingen als die Zero, sei die Familie im 18. Jahrhundert aus dem Deutschen Reich gekommen und über Österreich schließlich in die Schweiz gelangt, wo es zur „Bastardierung von Bauer und Vagantin“⁹⁸ gekommen sei.

Die zusammenfassende Beschreibung der Familiencharakteristika lautet:

Schon ihre Jugend ist auf ein gleichartiges Verhalten geeicht, das sich zu erkennen gibt in Gleichgültigkeit, ja sogar Widerwillen gegen jegliche Art von theoretischem Unterricht, in Mangel an Aufmerksamkeit, Ausdauer und in Missachtung alles Wissens, das nicht den familiär eingelebten und herkömmlichen Zwecken dient. So bringt es der Markus, trotz nicht selten vorhandener guter Auffassungsgabe, nicht dazu, höhere Gesichtspunkte zu gewinnen und sich eine Lebens- und Weltanschauung zu bilden im Sinne von Ordnung, Gesetz und Fortschritt. Der Markus arbeitet mit dem Gedächtnis und lässt sich von der Phantasie treiben. Bei seinem Mangel an ernster Überlegung bleibt er sein Leben lang ein infantiler Charakter, klebt am Oberflächlichen, Äußeren und am Sinnlichen. Er ist leichtsinnig, zu Affekten geneigt und noch im vorgerückten Alter zu dummen Streichen aufgelegt, wie der Mensch der Flegeljahre.⁹⁹

⁹⁶ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 76.

⁹⁷ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 77.

⁹⁸ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 76.

⁹⁹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 81. An dieser Stelle wird erneut der Einfluss Lombrosos greifbar, der normabweichendes Verhalten als Rückfall in kindliche Entwicklungsstadien ansah und das Kind in die Nähe des „geborenen Verbrechers“ rückte: „Moralischer Sinn fehlt den Kindern in den ersten Lebensjahren, ja im ersten Lebensjahre gänzlich. [...] Ein weiterer Charakterzug, den das Kind mit dem geborenen Verbrecher gemein hat, ist die Unlust an Beschäftigung, welche gleichwohl die Lust an Vergnügungen und Spielen nicht ausschließt. - Es sträubt sich gegen anhaltende Arbeit, besonders gegen neue und gegen solche, der es sich nicht gewachsen fühlt. - Wird das Kind zum Lernen angehalten, so wiederholt es nach einer ersten Anstrengung dasselbe Thema immer wieder, weigert sich aber zu einem andern zu schreiten, - nach demselben Gesetz der Trägheit, nach welchem es den Zimmerwechsel nicht liebt und die neuen Gesichter nicht sehen mag; denn unser Geist leidet unter jedem neuen starken Eindruck, während er bei den alten und weniger starken sich behaglich fühlt. Einen Gegensatz hierzu, aber durchaus keinen Widerspruch, bildet die Sucht der Kinder nach fortwährendem Ortswechsel, nach neuen Spielzeugen, das Verlangen nach der Gesellschaft zahlreicher Spielgenossen, die sie trotz der geringen gegenseitigen

Die Fallbeschreibungen decken sich inhaltlich weitgehend mit denjenigen zur Familie Zero, mit einem wichtigen Unterschied: hatte Jörger im Rahmen der Untersuchung zur Familie Zero der Darstellung des Lebenslaufes der beiden Kindsmörderinnen breiten Raum gegeben, um seine Thesen zu illustrieren, sind es bei der Familie Markus zwei Jungen, Luzius und Anton, denen Jörger mehrere Seiten widmet, um die „Gemeingefährlichkeit“ einzelner Mitglieder wie auch der Familie insgesamt besonders hervorzuheben, die nun schon bei den Kindern offen zutage trete: „Weil Luzius in seinem geistigen Wesen der ausgeprägteste Vertreter eines Markuskindes sein wird, muß ich bei ihm [...] länger verweilen.“¹⁰⁰ Der achtjährige Luzius und sein fünfjähriger Bruder Anton, beide Armenhauszöglinge, seien „bekannt als unwahre Gesellen, die sich gerne Zündhölzer aneigneten“¹⁰¹; speziell über Luzius heißt es: „Ernsthafte, besonnene und unerschrockene Leute warnen vor ihm wie vor etwas Dämonischem.“¹⁰²

Beide Jungen stellt Jörger als gewissenlose Brandstifter dar¹⁰³, Luzius zusätzlich als skrupellosen Lügner, der seinen eigenen Vater der Tat bezichtigt, um selbst straffrei davon zu kommen¹⁰⁴. Unrechtsbewusstsein und Fähigkeit zur Reue fehle ihm völlig:

So hat ihm z.B. das Überfahren eines Mannes mit dem Velo statt Bedauern, eine unbändige Belustigung gebracht.¹⁰⁵ [...] Beim Erzählen der Brandstiftung hält er einen Ton fest, als ob er eine Heldentat verrichtet hätte. Lachend fährt er auf: „Ja mein Bruder hat noch ganz anderes getan, er hat einen Mann getötet.“ Von anderer Teilnahme, von Bedauern über das verursachte Unglück, von Reue, von einem Verwerfungsurteil über solches Tun ist bei ihm nicht die Spur zu finden.¹⁰⁶

Zuneigung aufsuchen [...]. Auch jene hochgradige Eitelkeit und der Eigendünkel, die den Grundzug des Größenwahnes und des erblichen Verbrecherthums bilden, sind bei Kindern sehr ausgesprochen.“ Lombroso, Cesare: *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Hamburg 1887, S. 102 ff.

Wenngleich Lombrosos Ausführungen nahe legen, dass es sich bei diesem Durchgangsstadium um eine anthropologische Konstante handelt, ließen sich Zigeuner bzw. Fahrende/Vagabunden/Nomaden aufgrund des ihnen zugeschriebenen Verharrens in einem früheren (kindlichen) Stadium menschheitsgeschichtlicher Entwicklung leicht *in toto* als ‚moralisch irr‘ und ‚verbrecherisch‘ konstruieren. (Vgl. hierzu bereits Grellmann: *Versuch*, S. 70.)

¹⁰⁰ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 90.

¹⁰¹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 88.

¹⁰² Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 88.

¹⁰³ „Brandstifter“ waren die Zigeuner bereits bei Grellmann, die Ausführungen Jörgers zielen jedoch in Richtung Psychopathie.

¹⁰⁴ Ein Aspekt, den Mehr u.a. in ihren Texten *Brandzauber* und *Angeklagt* aufgreift.

¹⁰⁵ Eine sehr ähnliche Passage findet sich in Mehrs *Daskind*: „Seit der abgeschnittene Kopf des Lambrettafahrers über die Straße vor dem Chalet Idaho gerollt war, hatte Daskind beschlossen, nicht mehr zu staunen. [...] Daskind hätte lachen mögen. [...] Aber das sähen die Dörfler nicht gern, wenn Daskind laut lachen oder tanzen würde, obwohl sie Daskind ohne Gefühl wähen und dem Teufel ab dem Karren gefallen.“ Mehr, Mariella: *Daskind*. Berlin 1997, S. 15. Vorgeführt wird hieran die Widersprüchlichkeit der Zuschreibungen, die zum einen den Jenseitigen „Gefühlsarmut“ attestieren, zum anderen immer wieder überschwängliche Gefühlsausbrüche hervorheben.

¹⁰⁶ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 91f.

Ähnliche „moralische Defekte“ hatte Jörger bereits bei der Kindsmörderin Lisa konstatiert und als ererbt klassifiziert.

Wenngleich Jörger einige Zeilen zuvor im Rahmen der Diskussion schulischer Leistungen die große Fabulierlust des Jungen hervorhebt, scheint er dennoch nicht in Betracht zu ziehen, dass es sich auch bei den Berichten der Straftaten lediglich um ausgeschmückte Phantasieprodukte handeln könnte (was nicht zuletzt die Rede vom mörderischen Bruder nahe legt), sondern sieht in ihnen fraglos eine Bestätigung seiner These von der „verbrecherischen Neigung“ des Jungen:

Am besten bewährt [Luzius] sich im Erzählen. Vorgelesene Märchen erzählt er vorzüglich und bekundet dabei eine so lebhafte Teilnahme, dass sich die Vorstellungen überstürzen, überpurzeln und er vor lauter „Können“ beinahe in Verwirrung gerät. Das eifrige Vorwärtsdrängen beim Erzählen und Genießen drolliger Situationen ist so groß, dass das Bürschchen ordentlich die Augen verdreht, oder mit einem so glücklichen Blick dreinguckt, dass man nicht von Entzücken, sondern von „Verzückung“ sprechen könnte.¹⁰⁷

Anders als im von 1905 datierenden Abschnitt zur Familie Zero fällt in der Abhandlung zur Familie Markus von 1919 neben dem Terminus „moralischer Schwachsinn“ erstmals auch die Bezeichnung „asozial“, um die zusammengetragenen vermeintlichen Wesenseigenschaften unter einem Schlagwort zu subsumieren: „Die Zahlen des Stammbaumes Markus zeigen, in welcher kurzer Zeit ein kleines Gemeinwesen durch ein asoziales Proletariat beinahe überflutet werden kann, wenn nicht rechtzeitig geeignete Maßnahmen, die allerdings schwer zu nennen sind, dagegen ergriffen werden.“¹⁰⁸

Insgesamt lautet das Fazit der Untersuchung:

Beim Rückblick auf die Gruppe A springt in die Augen der Wandertrieb und der Alkoholismus der Eltern. Letzterer steigert sich bei den Söhnen zu abnormen, psychopathischen Charakteren. Die Töchter sind intellektuell und moralisch minderwertig. Alle heiraten ins eigene Geschlecht oder in ähnliche Sippen hinein. Besonders zahlreich und rasseverderbend sind die Verbindungen mit den Wolzern. Von den Enkeln sind manche im Kindesalter gestorben. Die lebenden [sic] sind in der Überzahl intellektuell und moralisch entartet. An verschiedenen Orten treten verbrecherische Neigungen auf.¹⁰⁹

Damit sind alle Merkmale eines „a(nti)sozialen Psychopathen“ zusammengetragen, ein hochgradig sozial wertendes und moralisierendes Konstrukt, das sich durch eine Verquickung von psychiatrischen, juristischen und kriminologischen Kategorien

¹⁰⁷ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 91.

¹⁰⁸ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 84.

¹⁰⁹ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 97.

auszeichnet und bis in die Gegenwart hinein in der Konzeptualisierung der antisozialen/dissozialen Persönlichkeitsstörung nachwirkt.¹¹⁰

Jörgers Schriften stießen nicht nur in der Schweiz, sondern auch im benachbarten Deutschland auf reges Interesse. Der Mediziner Arthur Kronfeld, der 1909 an der Psychiatrischen Klinik in Heidelberg promoviert hatte, veröffentlichte 1933 im *Handwörterbuch der Kriminologie* den Artikel *Asozialität*, in welchem er sich sowohl auf Schriften Cesare Lombrosos als auch Josef Jörgers berief. Über „Asoziale“ heißt es dort:

Die Formen des angeborenen Schwachsinn, insbesondere der Mittelgrade desselben, der Imbezillität (s.d.), werden asozial, weil ihnen die geistigen und willentlichen Voraussetzungen selbständiger planvoller Initiative und Stellungnahme, Schwung und Ausdauer fehlen, die zur sozialen Lebensgestaltung im einzelnen erfordert werden. Neben diesen torpiden oder reinen Schwachsinnformen stehen unter Asozialen solche, bei denen die intellektuelle Schwäche relativ geringer sein, ja fehlen kann, jedoch die „affektive Minderwertigkeit“, nämlich das hemmungslose Vorwalten triebhafter Affekterregbarkeit und -intensität bei gesteigerter Affektflüchtigkeit und -labilität, eine genügende Herrschaft der Verstandestätigkeit sekundär von jeher gehindert hat. Die krankhafte Affekteigenart hindert diese „erethisch-Debilen“ daran, ihre Aufmerksamkeit dauernd einer Aufgabe zuzuwenden, zu lernen – und später, sich geregelter Arbeit zuzuwenden. Dabei aber bewirkt die heftige – wenn auch oberflächliche – affektive Bewegtheit, Lebhaftigkeit, Unruhe und Unstete ein durchaus affektives Verhalten zur Umwelt und in der Umwelt; - nur dass dies eben jeglicher Konstanz und Zielstrebigkeit, die über den Moment hinausginge, ermangelt. Diese triebhaften Charaktere sind häufig von einem naiv gesteigerten, bisweilen auch von einem überempfindlichen und ohnmächtig überreizten Ichgefühl; ihre Reizbarkeit ist körperlich wie affektiv gesteigert. [...] nicht selten ist Alkoholintoleranz oder Neigung zu pathologischen Rauschen.¹¹¹

Als „Asoziale“ bezeichnete Kronfeld u.a. Prostituierte, gewohnheitsmäßige Bettler/Landstreicher, „Artisten niederen Stils“ sowie Bohemiens.

¹¹⁰ Vgl. hierzu genauer Kapitel VII.2.

¹¹¹ Kronfeld, Arthur: *Asozialität*. In: A. Elster und H. Lingemann (Hg.): *Handwörterbuch der Kriminologie*. Berlin und Leipzig 1933. Bd. I, S. 55.

II.2. Robert Ritter: *Ein Menschenschlag*¹¹² (1937)

Auch Robert Ritter, der von 1931 bis 1932 als Volontärarzt an der Zürcher psychiatrischen Klinik Burghölzli gearbeitet hatte, wo er „ihrer sozial-psychiatrischen und eugenischen Grundeinstellung wegen [...] Weiterbildung“¹¹³ suchte, klassifizierte die von ihm untersuchten „Vagantensippen“ und deren Nachkommen als „asoziale Psychopathen“.¹¹⁴ Sein Bemühen scheint es jedoch zunächst gewesen zu sein, für den offenkundigen Widerspruch, der in Jörgers Ausführungen zur einerseits großen Aufgewecktheit bei gleichzeitig attestierter Schwachsinnigkeit bzw. Imbezillität der untersuchten Familienmitglieder zutage trat¹¹⁵ und den auch Ritter selbst bei seinen Probanden zu konstatierten meinte, eine ‚wissenschaftliche‘ Erklärung zu finden und in Anschluss daran eine neue Subkategorie des Schwachsinn zu etablieren, mithilfe derer der genannte Widerspruch zum eigentlichen Diagnosemerkmal avancierte: der „getarnte Schwachsinn“.

¹¹² Robert Ritter und seine Schriften sind – vor allem in Forschungsbeiträgen zur nationalsozialistischen ‚Zigeuner‘verfolgung – bereits mehrfach thematisiert und analysiert worden, zuletzt im Rahmen der Dissertation *Robert Ritter (1901-1951). Zu Leben und Werk des NS-„Zigeunerforschers“*. Tübingen 2008 von Tobias Schmidt-Degenhard.

http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/volltexte/2008/3487/pdf/Schmid_Degenhardt_RobertRitter_2008.pdf
(Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Vgl. dort auch den umfassenden Forschungsbericht (S. 10ff.) mit kritischen Würdigungen der Arbeiten Zimmermanns, Gilsenbachs, Danckwortts, Hohmanns, Ayaß' und Oesterles. Obwohl Schmidt-Degenhard eine ganze Fülle von „Vorläuferarbeiten“ und vergleichbaren Untersuchungen zu *Ein Menschenschlag* nennt und analysiert und auch von Ritters Aufenthalt am Zürcher Burghölzli berichtet, bleiben Jörgers *Psychiatrische Familiengeschichten* unerwähnt, die Ritter jedoch bekannt gewesen sein dürften und zu denen seine eigene Abhandlung zahlreiche inhaltliche und methodische Parallelen aufweist. Aus diesem Grund soll vor allem Ritters Habilitationsschrift an dieser Stelle auf ähnliche Argumentations- und Deutungsmuster hin noch einmal untersucht werden. Die Schriften Ritters wiederum fanden ihren Weg zurück in die Schweiz und flossen dort in den fortlaufenden Diskurs über Jenische/Fahrende ein. Sie wurden nicht nur von Alfred Siegfried, sondern u.a. auch von Rudolf Waltisbühl rezipiert und zur Stützung der eigenen wissenschaftlichen bzw. fürsorglichen Arbeit herangezogen.

¹¹³ Zitiert n. Huonker: *moralisch defekt*, S. 118. Wie Schmidt-Degenhard nachzeichnet, stellte der Aufenthalt an der Zürcher psychiatrischen Klinik für Ritter in eine „wichtige mentale Zäsur“ dar: „Begegnet uns im idealistischen Schwarmgeist und pädagogischen Optimismus des jungen Ritters [sic], der voll ambitionierter Wissbegier die reformpädagogischen Visionen seiner Zeit in sich aufsaugt und deren praktische Experimentierfelder in den Pionierinstitutionen der Landerziehungsbewegung studiert, noch das grundsätzliche anthropologische Credo eines Glaubens an die Kraft von empathischer und liebevoller Erziehung, als dessen pathetische Programmschrift seine philosophische Dissertation gelesen werden kann, mischen sich im forensischen Arbeitsalltag des Burghölzli nun deutlich andere Töne mit ein“. Schmidt-Degenhard: *Robert Ritter*, S. 57.

¹¹⁴ Als wie wenig trennscharf diese Definition von zeitgenössischen Psychiatern empfunden wurde, verdeutlicht ein Kommentar Wilmanns: „Die Begriffe Psychopathie, Imbezillität, Debilität, Senilität, ja auch Schizophrenie und manisch-depressives Irresein sind freilich keineswegs fest umschriebene; die Ansichten der Psychiater darüber sind bekanntlich sehr verschieden.“ Wilmanns, Karl: *Das Vagabundentum in Deutschland*. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*. 168/1940, S. 65-111, hier S. 78.

¹¹⁵ Vgl. Jörgers: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 81: „Die geistigen Lücken sucht dann der Markus im späteren Leben, so gut es geht, zu verdecken durch ein burschikoses Auftreten, durch selbstbewußtes Geschwätz, durch Verstellung und Hinterlist, die im Gewande der Schlaueit auftreten. Er maskiert die geistigen Lücken durch seine bedeutende Handfertigkeit in einzelnen angestammten Gewerben, durch allerlei Kniffe, oder durch die Polypraxie eines Kann-Alles.“

Getarnter Schwachsinn

Ritter leitet seine Habilitationsschrift *Ein Menschenschlag* mit der Bemerkung ein, dass ihm in seiner jugendärztlichen Sprechstunde immer wieder Kinder und Jugendliche aufgefallen seien, die „zweifellos schwachsinnig [waren], obgleich man ihnen den geistigen Ausfall nicht auf den ersten Blick anzusehen vermochte.“¹¹⁶ Die Schriften Jörgers, die Ritter nicht nur von seiner Zeit am Schweizer Burghölzli her, sondern auch aufgrund ihrer starken Rezeption in Deutschland¹¹⁷ bekannt gewesen sein dürften, bleiben unerwähnt, wengleich die Parallelen augenfällig sind, wie sich wiederum bereits an der Beschreibung der charakteristischen „Sippenmerkmale“ zeigt:

Sie besitzen einen Karren, auf dem sie Bettzeug und Kochgeschirr mit sich führen, die Fähigeren haben vor diesem einen Esel gespannt oder nennen sogar ein Pferd und einen Planwagen ihr eigen. Die Weiber handeln mit Geschirr, Spitzen oder Kurzwaren, nebenher aber betteln sie, sagen wahr, verkaufen Heilkräuter und fangen Geflügel mit geschickter Hand, wie es ihre Altvorderen taten. Die Kinder laufen barfuß einher, schlafen auf ergrapstem Stroh unter dem Wagen, in Scheunen oder in Ställen. Zur Schule kommen sie fast nie. [...] Die Männer lassen sich gerne von ihren Frauen unterhalten, lieben den Branntwein, sind leicht erhitzt und schnell in Raufhändel und Messerstecherein verwickelt. Sie sprechen noch untereinander die Jenische Sprache und erweisen sich als die geborenen Gauner.¹¹⁸

Neben der Übernahme von Argumentationsmustern sind es vor allem die „biographischen Skizzen“ und die kommentierten Stammbäume zur Illustration der „Schicksalsmacht der Vererbung“¹¹⁹, die eine Rezeption Jörgers durch Ritter nahe legen.

Statt jedoch auf den Vorbildcharakter von Jörgers Studie hinzuweisen (andere einschlägige Untersuchungen und Vorläuferarbeiten, wie etwa Aicheles *Die Zigeunerfrage mit*

¹¹⁶ Ritter, Robert: *Ein Menschenschlag*. Tübingen 1937, S. 13.

¹¹⁷ Vgl. u.a. Kronfelds Beitrag zur *Asozialität im Handwörterbuch der Kriminologie*.

¹¹⁸ Ritter: *Menschenschlag*, S. 105. Vgl. hierzu Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 9: „Mit einem Hausierwagen, dem ein ehrwürdiger Gaul oder ein lahmer Esel vorgespannt war, von einer Hundemeute umkläfft, verfolgten sie ihre Straße als Lumpensammler, Geschirrverkäufer, Hausierer mit Kurzwaren, als Kesselflicker, Spengler, Korbflechter, Kaminfeger. [...] Die Kinder liefen barhaupt und barfuß [...] Das tätige Element im Hausieren und Betteln war die Frau unter Mithilfe der Kinder. [...] Der Mann saß während alldem im beschaulichen Schatten des Zeltdachs, am Karren beim Flicken oder heimlicherweise beim Schnaps, während Frau und Kinder die Gegend abgrasten.“ Eine weitere Parallele bildet die These von der Möglichkeit einer „Regeneration“ bzw. des sozialen Aufstiegs durch Heirat bürgerlicher, sesshafter Partner – auch bei Ritter wird dabei die Rolle der Frauen besonders hervorgehoben: „Eine Frau aus einem höheren Stand bringt aber – und das ist letzten Endes das Ausschlaggebende – wieder Anlagen mit, die der nächsten Generation einen weiteren Aufstieg ermöglichen.“ (Ritter: *Menschenschlag*, S. 55; Vgl. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten* S. 38, S. 11.) Ebenfalls zu nennen ist das Argument der „Endogamie“, das die These eines gemeinsamen „Erbwerts“ überhaupt erst ermöglicht: „Eines ist klar geworden: Die Gaunerart mußte sich erhalten, denn durch den steten Zusammenfluß gleichartigen Erbguts konnte eine wesentliche Artänderung überhaupt nicht zustande kommen.“ (Ritter: *Menschenschlag*, S. 61. Vgl. Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 2.)

¹¹⁹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 10.

*besonderer Berücksichtigung Württembergs*¹²⁰ oder auch die Publikationen Wilmanns' werden ebenso wenig genannt¹²¹), wird suggeriert, das Forschungsinteresse rühre vollständig aus eigenen Beobachtungen her.¹²² Zusätzlich stellt Ritter seine eigene Vorgehensweise, die „den eingeheirateten, nicht gleichnamigen Frauen und ihren Vorfahren erbkundlich dasselbe Gewicht beim[isst ...] wie der Erblinie des Mannesstammes“¹²³, einer eindimensionalen „'Stammbaum'-Methode“¹²⁴ gegenüber, wie sie Jörger angewandt hatte, als überlegen dar:

Daß man immer wieder auf diesen Fehler verfiel, war verständlich, denn man war noch befangen in der alten genealogischen Denkweise – die sich durch etwas so Äußerliches wie den Sippennamen leiten ließ – und man sah wohl auch kaum eine andere Möglichkeit, da es ja der Name war, der gerade bei größeren Untersuchungen Anhaltspunkte gab.¹²⁵

Während in Arbeiten wie derjenigen Jörgers also lediglich die Linien des „Stammvaters“ und der „Stammutter“ rekonstruiert worden waren, wollte Ritter den gesamten „Erbstrom“ erfassen, ausgehend von den akuten Fällen „getarnten Schwachsinn“ in seiner Praxis. Dass Ritter dabei selbst von „Sippennamen“ ausging, zeigt Schmidt-Degenhards Fund einer handschriftlichen Notiz im Stadtarchiv Tübingen, der zufolge Ritter polizeilich-kriminalistische Akten „nach Familiennamen erblich belasteter Personen“¹²⁶ durchforstet hatte. Und entsprechend heißt es, allen zuvor gemachten Überlegungen entgegen, auch bei Ritter: „Nomen est omen. Diese alte Weisheit werden wir mitberücksichtigen müssen, denn tatsächlich können sich die Beziehungen, die sich zwischen Trägern gleicher Namen finden, auch im Biologischen auswirken.“¹²⁷

Die in seiner Sprechstunde untersuchten Kinder, so Ritter weiter in seinen einleitenden Ausführungen, würden weder durch äußerliche Merkmale einer „krankhaften Entartung“ als „schwachsinnig“ auffallen, noch würden sie sich auffällig bewegen oder ihre „geistige Beschränktheit“ durch Teilnahmslosigkeit oder andere bekannte Verhaltensmuster zu

¹²⁰ Aichele, Hermann: *Die Zigeunerfrage mit besonderer Berücksichtigung Württembergs*. Stuttgart 1911.

¹²¹ Vgl. hierzu auch Schmidt-Degenhard: *Robert Ritter*, S. 89.

¹²² Hinsichtlich des „Stammbaum-Verfahrens“ beruft sich Ritter lediglich auf die Untersuchungen Goddards und Dugdales (beide werden auch von Kronfeld zitiert), nicht jedoch auf Jörger. Vgl. Ritter: *Menschenschlag*, S. 24.

¹²³ Ritter: *Menschenschlag*, S. 7.

¹²⁴ Ritter: *Menschenschlag*, S. 30.

¹²⁵ Ritter: *Menschenschlag*, S. 25.

¹²⁶ Zit. n. Schmidt-Degenhard: *Robert Ritter*, S. 123.

¹²⁷ Ritter: *Menschenschlag*, S. 61.

erkennen geben. Sie hätten vielmehr etwas „Selbstsicheres und Nichtsnutzig-frechtes“, ihr unsteter und unruhig wandernder „Späherblick“¹²⁸ verrate Schläue und Verschlagenheit. Ließe man diesen Kindern freie Hand, so würden sie sich planlos herumtreiben, hätten dabei einen guten Orientierungssinn und seien stets auf der Suche nach kleinen Geschäften. Oft schwänzten sie die Schule oder kämen zu spät¹²⁹, seien große Lügner und „mimische Verstellungskünstler“, ständig geleitet von Einfällen des Augenblicks und stets auf der Suche nach „Lustgewinn und Lustsicherung“.¹³⁰ Ihr Denken kreise stets um ihr eigenes Ich, Selbsteinschätzung und Selbsterkenntnis gingen ihnen völlig ab¹³¹, zu steter und geregelter Arbeit seien sie aus Mangel an Ehrgeiz unfähig¹³². Auch falle es ihnen schwer, „sich geistig länger mit einer bestimmten Frage zu beschäftigen, sich geistig zu sammeln.“¹³³ Mit beachtenswerter „Zungenfertigkeit“¹³⁴ gelinge es ihnen aber zunächst, über ihre Wissenslücken und andere Verlegenheiten hinwegzutäuschen. Mit „erethisch Debilen“ (vgl. Kronfeld) ließen sich die „getarnt Schwachsinnigen“ jedoch nicht vergleichen.¹³⁵

Zusammenfassend beschreibt Ritter das „Krankheitsbild“ folgendermaßen:

Wenn wir noch einmal kurz das bisher Beobachtete zusammenfassen, so sehen wir eine Gruppe Kinder vor uns, die eine nur beschränkte Entwicklungsfähigkeit zeigen, die aber dadurch, dass sie sich in i h r e m Lebensbereich gut auskennen, sowie durch gewisse Selbständigkeit und Verschlagenheit und besonders auch durch eine geläufige Zunge über die Tatsache ihres nachweisbaren Schwachsinn hinwegzutäuschen vermögen. Diesen Schwachsinn, der die Maske der Schlaueit trägt, werden wir am treffendsten als g e t a r n t e n S c h w a c h s i n n bezeichnen. [H.i.O.]¹³⁶

Die Konstruktion dieses „Störungsbildes“ erlaubte zweierlei: zum einen war es möglich, den „getarnten Schwachsinn“ bei jedem beliebigen Menschen zu diagnostizieren, da er ja „getarnt“ und folglich nur für den Experten – in diesem Falle Ritter – zu erkennen war. Zumal, wie Schmidt-Degenhard herausstellt, „(neuro-)psychologische

¹²⁸ Ritter: *Menschenschlag*, S. 15. Dieses „Merkmal“ etwa greift Mehr zur Charakterisierung der jenischen Protagonistin Anna in *Brandzauber* auf. Vgl. Kapitel VII.1.

¹²⁹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 15.

¹³⁰ Ritter: *Menschenschlag*, S. 17.

¹³¹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 17.

¹³² Ritter: *Menschenschlag*, S. 17.

¹³³ Ritter: *Menschenschlag*, S. 18.

¹³⁴ Ritter: *Menschenschlag*, S. 17.

¹³⁵ „Das unstete Wesen, die Dekonzentration und die vigile Aufmerksamkeit der getarnt Schwachsinnigen ist nicht zu vergleichen mit der motorischen Unruhe, der Rüpelhaftigkeit, der Zudringlichkeit und plumpen Vertraulichkeit der erethisch Debilen, die sich nicht fügen können, und die durch ihr unentwegtes Dazwischenreden, durch ihr ungehemmtes Befingern und Betappen, ihre Umtriebigkeit und ihren sinnlosen Betätigungsdrang jeden Unterricht und jedes geregelte Spiel unmöglich machen.“ Ritter: *Menschenschlag*, S. 19.

¹³⁶ Ritter: *Menschenschlag*, S. 19.

Validierungsinstrumente, wie Intelligenztests oder projektive Verfahren gänzlich fehlen, die ja durchaus zum methodischen Repertoire der Zeit gehörten und zu Zwecken der Erbgesundheitsdiagnostik instrumentalisiert wurden.¹³⁷ Zum anderen gebot der Umstand, dass sich das vermeintliche Störungsbild nicht in Form äußerlicher Merkmale manifestierte, geradezu eine Untersuchung der „Erblichkeitsverhältnisse“¹³⁸ in den jeweiligen Familien, zumal die Kinder in verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander stünden, wie sich „bald herausstellte“¹³⁹. Der eigentliche Erkenntnisweg dürfte jedoch – anders als Ritter hier suggeriert – genau andersherum verlaufen sein: von den Namen der Kinder zur Konstruktion des Störungsbildes und damit zur Rechtfertigung des Forschungsgegenstandes.

Das im Anschluss an diese „Beobachtungen“ unternommene Studium von „Archiv-, Akten- und Registermaterial“¹⁴⁰ ergab, so Ritter, dass die besagten Familien „der Stadtverwaltung seit 60 Jahren ständig Scherereien und hohe Fürsorgelasten verursachten.“¹⁴¹ Die aus den Aktenbefunden zusammengestellten „Berichte“ bzw. „biographischen Skizzen“ gleichen denjenigen Jörgers aufs Haar. Als „Familiencharakteristika“ werden genannt: Arbeitsscheu, mangelnde Hygiene, Rauflust, Alkoholkonsum, Hundefang, -handel und -verzehr¹⁴², Unzucht/Verkommenheit¹⁴³ und Prostitution.¹⁴⁴

Während Ritter die Rückführung der „a s o z i a l e n Anlagen“ [H.i.O.]¹⁴⁵ auf das „Vagabundenblut[]“ als naheliegend bezeichnet, sieht er das Unterfangen, „den

¹³⁷ Schmidt-Degenhard, *Robert Ritter*, S. 133. Dass jedoch selbst der Einsatz psychologischer Validierungsinstrumente (wie etwa des Rorschach-Tests) zweifelhafte Ergebnisse zeitigte, wird noch zu zeigen sein.

¹³⁸ Ritter: *Menschenschlag*, S. 19.

¹³⁹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 19.

¹⁴⁰ Ritter: *Menschenschlag*, S. 7.

¹⁴¹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 19.

¹⁴² Vgl. hierzu Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 9: „Fremde Hunde anzulocken, zu verkaufen oder zu schlachten, war ihre kleine Liebhaberei, weshalb beim Erscheinen ihres Wagens oder einer ihrer Gestalten alle Köter des Dorfes in unbändige Wut gerieten.“ Sowohl bei Jörger als auch bei Ritter erscheint das Verzehren von Hunden als besonders befremdliche Ernährungsweise.

¹⁴³ Vgl. hierzu die Nähe von Ritter und Jörger. Bei Jörger heißt es auf S. 10: „Zucht und Sittlichkeit waren ihnen von jeher etwas schwierige Begriffe, die selbstverständlich da schwer aufkommen konnten, wo Verheiratete, halb und ganz Erwachsene beiderlei Geschlechtes, Kinder und Hunde die gleichen Schlafstätten teilten.“ Ritter schreibt auf S. 21: „Ohne Unterschied des Geschlechts, ohne Rücksicht auf Gesundheit oder Krankheit lebten sie dort zusammen mit ihren Geschwistern und Eltern, ihren Frauen und Bräuten, ihren ehelichen und unehelichen Kindern.“

¹⁴⁴ Ritter: *Menschenschlag*, S. 20ff.

¹⁴⁵ Ritter: *Menschenschlag*, S. 26.

S c h w a c h s i n n als solchen aus dem Vagabundenerbgut herzuleiten“ [H.i.O.]¹⁴⁶
zunächst als Problem an, solange man davon ausgehe,

dass die Landstreicher eine wild zusammengewürfelte Gesellschaft verschiedenartigsten Herkommens bildeten, und daß daher die Möglichkeit, von ihrer Gesamtheit auf den einzelnen zu schließen, nicht in Frage kommen könnte, da ihnen kein einheitliches Erbgepräge eigen zu sein schien.¹⁴⁷

Zudem „schienen diese Menschen, als sie noch umherzogen, keineswegs schwachsinnig zu sein“.¹⁴⁸

Um diesen Einwand zu entkräften, führt Ritter an, dass gerade die „Tarnung“ in Form der großen Beredsamkeit und des selbstbewussten Auftretens der Vagabunden dafür verantwortlich sei, dass ihr „Schwachsinn“ über die Jahrhunderte hinweg unerkant geblieben war, dass sich jedoch die Vaganten früherer Jahrhunderte bereits durch ein gleichförmiges (da hereditäres) Verhalten ausgezeichnet hätten:

Alle unsere Ermittlungen ergaben, daß sie [die Vaganten], wenn sie beispielsweise auf den Bettel ausgezogen waren, dies nicht mit der Gebärde der Unterwürfigkeit und mit einem Flehen um Almosen getan hatten, sondern daß sie mit einer gewissen Keckheit, wenn nicht Unverschämtheit, eine Gabe forderten, als ob dies ihr angeborenes Recht sei. Sie ließen sich nicht abweisen, sondern beharrten auf ihrer Forderung unter beredter Darlegung der Gründe für ihre angeblich unverschuldete Armut. [...] Anklänge an diese Haltung ließen sich sogar noch unter den Jugendlichen beobachten, die aus der Verbindung der alten Vagabundennachkommen mit Schwachsinnigen stammten.¹⁴⁹

Ziel musste es folglich sein, aus „alten Kirchenbüchern, Bürgerlisten, Gemeinderatsprotokollen, Strafregistern und Gerichtsrepertorien, aus Pfarrchroniken und Schulzeugnissen, aus Akten der Oberämter und der Polizeibehörden, aus Krankengeschichten und Leichenscheinen“¹⁵⁰ etc. den „Erbwert“¹⁵¹ der vagierenden Vorfahren der „verhaltensauffälligen“ Kinder zu rekonstruieren, um so Aussagen über die Erblichkeit ihrer „asozialen“ Eigenschaften und ihres „Schwachsinn“ treffen zu können. Das Vorgehen beschreibt Ritter wie folgt:

Der Inhalt des überaus vielseitigen, auf diese Weise gesammelten Materials wurde nun auf großen Sippschaftstafeln derart verzeichnet, dass für charakteristische Reaktions- und Verhaltensweisen in jedem Kreis, der in üblicher Weise einen Sippenangehörigen darstellte, ein besonderer Sektor ausgewählt wurde, der dann darüber Auskunft geben sollte, ob der betreffende Mensch sich asozial verhalten

¹⁴⁶ Ritter: *Menschenschlag*, S. 26.

¹⁴⁷ Ritter: *Menschenschlag*, S. 28.

¹⁴⁸ Ritter: *Menschenschlag*, S. 28.

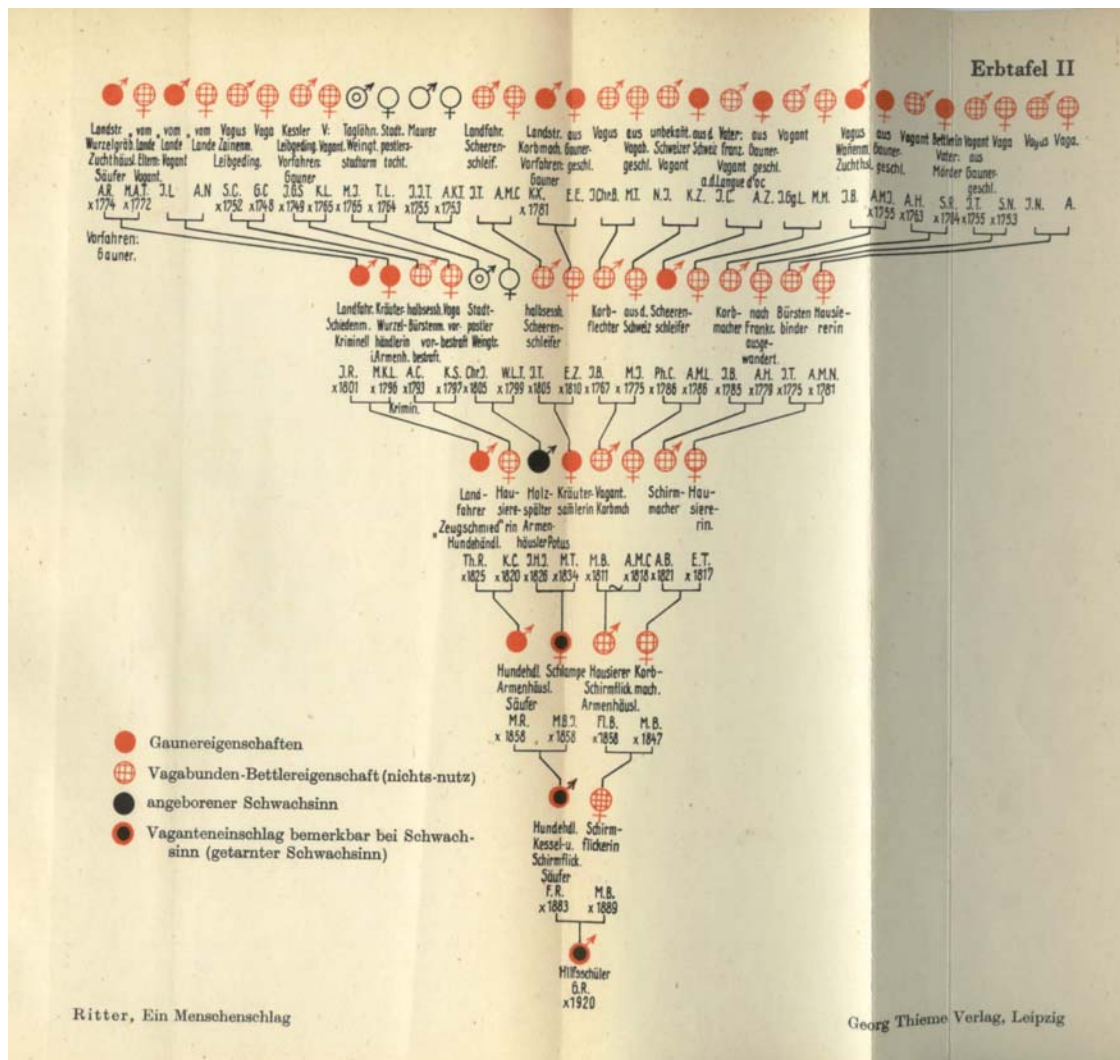
¹⁴⁹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 29.

¹⁵⁰ Ritter: *Menschenschlag*, S. 31.

¹⁵¹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 28.

hatte, ob er intelligent oder schwachsinnig, ob er krank oder süchtig war, ob sich bei ihm ein Hang zum Wandern bemerkbar machte, ob er zu Delikten gegen das Eigentum oder auch zu Delikten gegen die Person neigte u.a.m.¹⁵²

Nach abgeschlossener Untersuchung kam Ritter zu dem gleichen Fazit wie Jörger, dass nämlich „ein Gaunerpaar, das vor 180 Jahren gelebt hatte, einer ganzen Sippe bis auf den heutigen Tag sein Gepräge auf[drückte].“¹⁵³ Es handele sich bei ihnen keinesfalls um verarmte oder „entgleiste Bürger“, sondern um „g e b o r e n e V a g a b u n d e n“ [H.i.O.].¹⁵⁴ Zum Beleg, dass es sich tatsächlich um eine Sippe von „schwere[n] asoziale[n] Psychopath[en]“ und „unverbesserliche[n] Kriminelle[n]“ handelt, führt Ritter die rekonstruierte Ahnentafel eines Hilfsschülers an, bei dem er „getarnten Schwachsinn“ diagnostiziert hatte:



155

¹⁵² Ritter: *Menschenschlag*, S. 31.

¹⁵³ Ritter: *Menschenschlag*, S. 32.

¹⁵⁴ Ritter: *Menschenschlag*, S. 51.

¹⁵⁵ In der Legende zu den Stammbäumen heißt es: „Mit Personen aus dem untersuchten bürgerlichen Stamm (weiß), in dem sich auch einige Schwachsinnige finden (schwarz ausgefüllte Kreise), vermischen sich im

Soziale Defekttypen. Erzieherische vs. eugenische Maßnahmen

Anders als Jörger, der im staatlichen Eingreifen und erzieherischen Maßnahmen, vor allem aber in der Zerschlagung der Familienverbände den Schlüssel zur Lösung des „Degenerationsproblems“ sah, zielt Ritters Argumentation sehr subtil auf die Unausweichlichkeit eugenischer Maßnahmen ab.

Die über mehrere Jahrhunderte hin aufgezeigte Gleichförmigkeit der Lebensläufe führt Ritter zu der Frage, warum das „Vagantentum“ zwar immer wieder als Problem erkannt worden sei und auch verschiedene Maßnahmen zu seiner Lösung in die Wege geleitet wurden – diese jedoch allesamt nur einen geringen Erfolg gezeitigt hatten:

Weder Rad noch Galgen, noch Schwert, weder Rute noch Brandmarkung, weder Verschubung noch Landesverweisung, weder Zucht- noch Arbeitshäuser, weder Kinderheime noch Erziehungsanstalten, weder Kirche noch Schule haben diese Menschenschlag zu ändern vermocht.¹⁵⁶

Die Erklärung für das Scheitern dieser Maßnahmen findet Ritter wiederum im Konzept des „getarnten Schwachsinnns“. Die einzelnen Mitglieder der „Gaunersippschaften“ seien zwar stets durch kriminelles und „asoziales“ Verhalten aufgefallen, dieses Verhalten habe jedoch – nicht zuletzt aufgrund der großen Redegewandtheit und „Verstellungskunst“, mithilfe derer sie „ihr wahres Wesen und ihre Herkunft zu tarnen und den Richter im Verhör zu täuschen [wussten]“¹⁵⁷ und aufgrund des Führens „unverdächtige[r] Namen“¹⁵⁸ – nie als überzeitliches Phänomen, als sich ständig weitervererbender „Defekt“ wahrgenommen werden können. Vielmehr seien sie stets als „einzelne aus der Art geschlagene Menschen“¹⁵⁹ behandelt worden. Die genealogischen Zusammenhänge ‚offenbarte‘ erst Ritters eigene Forschung. Die erstellten Stammbäume erlaubten nun auch den Zugriff auf die nach wie vor „gesellschaftsgefährdenden“ und als „soziale Defekttypen“¹⁶⁰ einzustufenden Nachkommen, deren weitere Fortpflanzung verhindert werden müsse, da weder Inhaftierung noch Psychiatrisierung das Problem beseitigen

Laufe der Geschlechterfolgen Individuen, die als ‚Vaganten‘ bezeichnet wurden (rot). Aus der Darstellung geht deutlich hervor, dass das minderwertige Erbgut der Vaganten in der Regel sich wiederum nur mit anderem minderwertigen verbindet – entweder mit seinesgleichen oder mit dem der Schwachsinnigen. Überall dort, wo das Erbgut der Schwachsinnigen mit dem der Vaganten zusammen fließt, ergeben sich als Nachkommen **a s o z i a l e S c h w a c h s i n n i g e** (schwarz-rot), bei denen entweder der Hang zum Herumstrolchen, zur Arbeitsscheu und Verschlagenheit oder die Anlage zum Schwachsinn stärker zum Ausdruck kommt. Zahlreiche von ihnen sind charakteristische Vertreter der Gruppe der ‚Getarnt-Schwachsinnigen‘.“ Ritter: *Menschenschlag*, Falltafel.

¹⁵⁶ Ritter: *Menschenschlag*, S. 111.

¹⁵⁷ Ritter: *Menschenschlag*, S. 92.

¹⁵⁸ Ritter: *Menschenschlag*, S. 110.

¹⁵⁹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 109.

¹⁶⁰ Ritter: *Menschenschlag*, S. 109.

könnten. Auch die Frage nach der möglichen Zurechnungsfähigkeit (der Waltisbühl 1944 mit Blick auf die Schweizer Jenischen besonderes Augenmerk schenken sollte) sei müßig, da sie ebenfalls nicht den Kern des Problems treffe:

Wenn die Gerichte sie den Nervenärzten überweisen mit der Frage, ob diese Menschen, die immer wieder rückfällig werden, als voll zurechnungsfähig anzusehen sind, so finden diese an ihnen keine Defekte der Intelligenz. Aber [...] ihre Haltlosigkeit und ihre Unverbesserlichkeit lassen die Ärzte zu dem Schluß kommen, daß sie asoziale oder antisoziale Psychopathen [...] vor sich haben. [...] Wie vor 100 und 200 Jahren sieht das Gericht das Verbrechen, das Sühne heischt, es sieht den Zeitgenossen, der den Diebstahl oder den Betrug oder den Totschlag begangen hat, und der Strafe verdient. Es weiß aber nicht, daß viele Vorfahren der Angeklagten ihrerseits wegen der gleichen Verbrechen auf der Anklagebank saßen, daß sie ebenfalls eine zeitlang ins Gefängnis wanderten, daß sie dann aber entlassen wurden und sich weiter fortpflanzen konnten.¹⁶¹

Die Lösung des „Problems“ kann so laut Ritter nur in der systematischen Unterbindung der Fortpflanzung liegen, die er durch seine Arbeit und durch die „Enttarnung“ des „Schwachsinn“ erst in den Bereich des Möglichen gerückt hatte.

Wenngleich Ritter gegen Ende seiner Habilitationsschrift auch die Rolle der „Zigeuner“ kurz betrachtet, geht es ihm in *Ein Menschenschlag* zunächst einmal um Jenisch sprechende „Vagabundennachkommen“, die er – ähnlich wie Jörger – als endogame Gruppe mit homogenem „Erbwert“ auffasst. Die Differenzierung zwischen „echten Zigeunern“ und „Vagabunden“ erlauben dabei – folgt man Ritters Ausführungen in seinem Beitrag *Mittleuorpäische Zigeuner: ein Volksstamm oder eine Mischlingspopulation* – entsprechende Einträge in Kirchenbüchern und amtlichen Registern:

Es zeigt sich, dass Zigeunereinträge seit mehreren Jahrhunderten in den Kirchenbüchern und in den amtlichen Registern zu finden sind, und dass stets ein Unterschied gemacht wurde zwischen vagierenden Strolchen, sog. Vagabunden, und den Zigeunern, die stets als *cingari*, *Zigeuner* oder *Ägypti* bezeichnet, und damit auch von den ersteren unterschieden wurden. Diese ganz selbstverständlich durchgeführte Trennung besagt, dass man im Grunde den Zigeuner an charakteristischen Merkmalen erkennen musste.¹⁶²

Selbstverständlich ist diese Trennung ebenso wie das Vorhandensein „charakteristischer Merkmale“ keineswegs, sondern dient lediglich Ritters Versuch, „stammechte Zigeuner“ von „Zigeunermischlingen“ und „Jenischen“ unter rassebiologischem Blickwinkel in ihrer „gesellschaftsfährdenden“ Dimension zu unterscheiden.

¹⁶¹ Ritter: *Menschenschlag*, S. 109.

¹⁶² Ritter, Robert: *Mittleuorpäische Zigeuner: ein Volksstamm oder eine Mischlingspopulation?* In: *Congrès International de la Population*. Extract VIII, Paris 1937, 51-60, hier S. 53.

II.3. Rudolf Waltisbühl: *Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrertums in der Schweiz* (1944)

Bereits der Blick in das umfassende Literaturverzeichnis von Waltisbühls 1944 erschienener Dissertation verdeutlicht das große internationale Interesse an der „Vagantenfrage“ seit der Jahrhundertwende: aufgeführt sind schweizerische, deutsche, französische und amerikanische Untersuchungen, die sich in der Hauptsache zum einen mit Vaganten- und Landstreichertum, zum anderen mit Fragen des Vormundschaftsrechts sowie der Erbhygiene bzw. der „Verhütung erbkranken Nachwuchses“ befassen und auf den argumentativen Kern der Arbeit hindeuten. Auch die Schriften Jörgers und Ritters sind genannt, ebenso das *Handwörterbuch der Kriminologie*, in dem Kronfelds Artikel zu „Asozialen“ erschien, sowie Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemants *Das deutsche Gaunertum*.

In seiner Einleitung hebt Waltisbühl zunächst den sozial- bzw. kulturpolitischen Stellenwert seiner Dissertation hervor: Grundlage jeder sozial hochstehenden Ordnung sei die Sesshaftigkeit – sie erst bringe gesellschaftliche Bindungen hervor und ermögliche die Etablierung und Pflege kultureller Werte. Die Nicht-Sesshaften bzw. „Nomaden“ verortet Waltisbühl auf einer niedrigeren menschheitsgeschichtlichen Entwicklungsstufe: ihr gesamtes Weltbild sei und bleibe primitiv. Gefährdet sieht er die gesellschaftliche Ordnung der Sesshaften durch zwei Arten der Auflösung sozialer Bindungen – zum einen durch eine „übertriebene Unbeweglichkeit“ in Form der Einsiedelei, zum anderen durch „übertriebene Beweglichkeit“, das Wanderleben. Beides fasst Waltisbühl als Formen der „Asozialität“ auf, deren Gründe in gesellschaftlicher Desintegration (Kriege, Wirtschaftskrisen usw.) sowie in psychischen Störungen des Einzelmenschen zu suchen seien. Die Folgen seien „sittliche Verwahrlosung, Kriminalität, Prostitution“.¹⁶³

Die Nichtsesshaften seien jedoch keineswegs eine homogene Masse, vielmehr sei zum einen zwischen Einzel- und Gruppenwanderern, zum anderen zwischen verschiedenen Subtypen der Einzelwanderer zu unterscheiden.

Zu den Gruppenwanderern zählt Waltisbühl zum einen die „echten Zigeuner“, die jedoch für die Schweiz nicht von Interesse seien, denn „Zigeuner wurden in der Schweiz frei zum letzten Mal vor dem ersten Weltkriege in der Gegend von Biel beobachtet.“¹⁶⁴ Dieser „Prototyp des fahrenden Volkes“ sei in der Schweiz nicht mehr anzutreffen. Umso mehr

¹⁶³ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 2.

¹⁶⁴ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 3.

Gewicht misst Waltisbühl den „Jennischen oder Landfahrern“ zu, die allein er in der Schweiz als „Gruppenwanderer“ verstanden wissen will:

Es sind dies die fahrenden Korber-, Kessler- und Hausierersippen, welche seit Jahrhunderten in unserem Lande ein nichtsesshaftes Leben führen. Sie bilden ein Volk für sich, haben ihre eigene Sprache, das „Jennische“, und auch sie heiraten nur unter sich. Im Volke werden sie einesteils mit den Zigeunern, von denen sie sich rassistisch unterscheiden, andernteils mit den Landstreichern, von welchen sie sich in ihrer ganzen Lebensweise differenzieren, verwechselt.¹⁶⁵

In weit größerem Umfang als Jörger oder Ritter widmet sich Waltisbühl der Analyse und Bewertung bisheriger fürsorgerischer und repressiver „Maßnahmen gegen die Nichtsesshaftigkeit“ aus juristischer Perspektive. Besondere Kritik erfährt dabei die Armenpflege der mittelalterlichen (katholischen) Kirche, unter der das Fürsorgewesen geradezu „entartet“ sei.¹⁶⁶ Erst im Zuge der Reformation sei man dazu übergegangen, die „Würdigkeit und Bedürftigkeit der Almosennehmer“ zu überprüfen und darüber hinaus erzieherisch tätig zu werden, um die Armen wieder dem Arbeitsmarkt zuzuführen.¹⁶⁷ Einen weiteren Schritt in diese Richtung habe später die Aufklärung mit der Einrichtung von „Arbeits-, Spinn- und Industrieschulen“¹⁶⁸ geleistet. Kritik erfährt neben der katholischen Armenfürsorge auch die mangelnde Kooperationsbereitschaft der Kantone untereinander und der fehlende Wille, entsprechende Abkommen mit den Nachbarstaaten, vor allem Bayern, Baden und Württemberg zu treffen. Als verheerende Folge führt Waltisbühl eine „Diebs- und Gaunerbande“ an, die bis zu ihrer Verhaftung 1825 frei habe schalten und walten können:

„Jene Gaunerbande bestand aus 33 Erwachsenen und 19 Kindern, und es wurden ihr nicht weniger als 17 Mordtaten, 7 Kindermorde und Aborte, 10 Brandstiftungen, 1063 schwere und 427 leichte Diebstähle zur Last gelegt.“¹⁶⁹ Auch hätten die „egoistischen Interessen der Kantone“¹⁷⁰ hinsichtlich der Einbürgerungspolitik eine Sesshaftmachung geradezu verhindert:

In der Einbürgerung der Landfahrer war man äußerst vorsichtig. Man könnte deshalb geradezu von gesetzlich aufgezwungener Vagantität sprechen. Die Ehen dieser Leute wurden als Konkubinate verschrien, aber Eheverbote nahmen ihnen

¹⁶⁵ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 3.

¹⁶⁶ Zur Illustration zitiert Waltisbühl Köhlers *Armenpflege und Wohltätigkeit in Zürich zur Zeit Ulrich Zwinglis* aus dem Jahr 1919. Dort heißt es: „1293 [kam] das ‚Spital zum heiligen Geist‘ in Zürich unter die Aufsicht zweier städtischer Pfleger, da es in diesen Spitälern oft sehr lustig zugeht, und die Vaganten auf Kosten der Öffentlichkeit schlemmten, prassten und mit den Mägden Unzucht trieben.“ Zit.n. Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 10.

¹⁶⁷ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 10ff.

¹⁶⁸ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 15

¹⁶⁹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 18.

¹⁷⁰ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 21.

die Möglichkeit, anders als im Konkubinat zu leben. [...] Alle diese Einschränkungen wirkten einer Sesshaftmachung entgegen. Wohl gab es erfreuliche Bemühungen, eine Besserung herbeizuführen, aber es war hartherziger Egoismus, welcher diesen Menschen jede Möglichkeit nahm, emporzusteigen und sie vielmehr zu Verbrechern und Bettlern herabdrückte. Was man Jahrhunderte lang vernachlässigt hatte, konnte und wollte man nicht nachholen: So entstand eine Klasse von Parias, ein Volk im Volk, das bis heute noch seine alten Lebensgewohnheiten erhalten hat.¹⁷¹

Eine Gleichstellung der Jenischen, wie sie in der zitierten Passage gefordert zu werden scheint, ist jedoch nicht Waltisbühls eigentliches Argumentationsziel, wie noch zu zeigen sein wird.

Hinsichtlich der Kooperation der Kantone und einer abgestimmten Einbürgerungspolitik sieht Waltisbühl erst mit dem *Bundesgesetz die Heimatlosigkeit betreffend* von 1850, welches die Kantone bzw. Gemeinden dazu verpflichtete, Heimatlose einzubürgern, die Erziehung der Kinder zu gewährleisten und gegebenenfalls die Armenfürsorge zu übernehmen, Fortschritte im Umgang mit den „Landfahrern“. Nach Ansicht Waltisbühls brachte das Gesetz zwar Verbesserungen, jedoch in der Hauptsache auf dem Papier, da zahlreiche Kantone weiterhin ihren gewohnten Umgang mit den Landfahrern fortsetzten und von ihrer „beschämenden Praxis des heimlichen Zuschiebens von Vaganten über die Kantonsgrenze“¹⁷² nicht abrückten:

So umfassend und fortschrittlich das Gesetz von 1850 sicherlich war, regelte es im Grunde genommen nur den äußeren Rahmen der Bürgerrechtsverhältnisse, konnte jedoch der Wirklichkeit des Landfahrentums nie gerecht werden. Es ging weitere 75 Jahre, bis endlich 1925 das Hilfswerk für die „Kinder der Landstraße“ durch die Pro Juventute ins Leben gerufen wurde, welches den mühseligen und beschwerlichen Kampf zur Sesshaftmachung dieser Leute wieder aufnahm.¹⁷³

Ein weiteres Problem bei der Umsetzung der entsprechenden Gesetze bzw. beim Vorgehen gegen Landfahrer und andere Vaganten sieht Waltisbühl in der Rolle der Polizei. Zwar sei die Landstreicherei als Delikt in die Strafgesetzgebung eingegangen, in den meisten Fällen werde die Polizei jedoch nur administrativ tätig: der „Vagant“ würde nicht als tatsächlicher Delinquent bewertet, sondern „lediglich als ein[] Mensch[], welcher die öffentliche Ordnung stört“.¹⁷⁴ So würden zahlreiche Vaganten von der Polizei nach einem kurzen Arrest einfach wieder laufen gelassen, ohne sie an die „zuständige Behörde zur Ausfällung einer Strafe“¹⁷⁵ weiter zu geben.

¹⁷¹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 20f.

¹⁷² Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 24.

¹⁷³ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 23.

¹⁷⁴ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 58f.

¹⁷⁵ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 59.

Auch der administrativen Internierung widmet Waltisbühl einigen Raum und sieht in der „Zwangsversorgung von Liederlichen und Arbeitsscheuen“, die es erlaubt, „müssiggängerische[] und nichtsesshafte[] Elemente“ ohne Haftbefehl in eine Zwangsarbeitsanstalt einzuweisen, eine für die Schweiz charakteristische Regelung: „Grundlage zur Einweisung ist nicht deliktisches Verhalten, sondern der gesellschaftswidrige Zustand des Landstreichers selbst. Er soll aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden, weil er *möglicherweise zum ausgesprochenen Delinquenten werden kann*.“¹⁷⁶ [H.v.m.] Damit ist Lombrosos Forderung nach einer präventiven Inhaftierung bzw. Sicherungsverwahrung potentiell gesellschaftsfährdender Menschen in geltendes Recht umgesetzt. Zwar beruft sich Waltisbühl darauf, nicht untersuchen zu wollen, „ob die administrative Internierung im Hinblick auf den Schutz der persönlichen Freiheitsrechte anhängig sei“.¹⁷⁷ Er gibt jedoch zu bedenken, dass die fehlende Möglichkeit einer Verteidigung, wie sie ein Strafverfahren bieten würde, eine Ungerechtigkeit darstellt.¹⁷⁸ An diesem Sachverhalt habe sich auch durch die Neuregelung des Tatbestandes im Strafgesetzbuch von 1940/41 kaum etwas geändert, denn lediglich zwei Kantone hätten die Einweisung in eine Arbeitserziehungsanstalt durch einen Richter vorgeschrieben, in den übrigen Kantonen sei man weitgehend bei den administrativen Verwahrungsmaßnahmen geblieben.¹⁷⁹

Wie Waltisbühl weiter ausführt, erlaubt die Schweizerische Gesetzgebung nicht nur die administrative Zwangsversorgung bisher nicht straffällig gewordener Nichtsesshafter, sondern auch deren Entmündigung aufgrund „moralischer Minderwertigkeit“, was Waltisbühl eindeutig begrüßt:

Art. 369 ZGB befasst sich in erster Linie mit geisteskranken oder geistesschwachen Personen. Wie Bleuler anmerkt, bezeichnen beide Worte *einen* [H.i.O.] Begriff, der alle Abweichungen vom Normalen umfasst, sowohl die eigentlichen Geisteskrankheiten im technischen Sinne als auch viele Psychopathien und Degenerationen, inklusive moralische Minderwertigkeit. Binswanger führt dazu aus, Art. 369 komme auch bei nicht eigentlich geisteskranken Personen zur Anwendung, wenn eine sogenannte affektive Geistesschwäche vorliege, welche sich dann praktisch als eine Geisteskrankheit auswirke; *es können* somit mehrfach vorbestrafte, gemeingefährliche Rechtsbrecher, aber auch noch nicht straffällig gewordene, sogenannte haltlose Psychopathen, welche durch ihre liederliche und arbeitsscheue Verhaltensweise auffallen, gestützt auf diese Bestimmung, entmündigt werden. Dies wird, wie wir noch sehen werden, bei Vaganten sehr oft der Fall sein. [H.v.m.]¹⁸⁰

¹⁷⁶ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 64.

¹⁷⁷ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 63.

¹⁷⁸ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 63f.

¹⁷⁹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 65ff.

¹⁸⁰ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 69.

Deutlich macht Waltisbühl auch die Rolle der psychiatrischen Gutachten als Voraussetzung zur Anwendung des Artikels 369, die er allerdings zu den Sicherheitsmaßnahmen zählt, die verhindern sollen, dass „Personen ungerechtfertigter Weise versorgt werden.“¹⁸¹ Das Störungsbild des „moralischen“ wie auch des „getarnten Schwachsinn“, auf das Waltisbühl mit Blick auf die Jenischen mehrfach affirmativ verweist, erlaubte in dieser Hinsicht jedoch eine eher zweifelhafte gutachterliche Praxis, wie bereits mehrfach ausgeführt.

Der zweite Teil von Waltisbühls Dissertation befasst sich mit „aktuellen Formen der Nichtseßhaftigkeit“ und widmet den Landfahrern/Jenischen ein eigenes Kapitel. Ebenso wie bereits Jörger beginnt Waltisbühl seine Ausführungen mit der Beobachtung, dass „Rationalisierungstendenzen“ und polizeiliche Überwachung zu einem Verschwinden der Landfahrer geführt hätten: „Rein äußerlich gesehen würden wir sagen: Sie sind sesshaft geworden!“¹⁸² Dennoch sei das „Vagantenblut“ nicht zur Ruhe gekommen, sondern habe vielmehr allen Widrigkeiten zum Trotz immer wieder „durchbrechen“ können:

Wohl haben die veränderten Verhältnisse des modernen Lebens ungünstig auf die „Kultur“ der Jennischen gewirkt, doch schon mancher Sturm ist über das Völklein gedonnert, oft war es niedergeschmettert und anscheinend ausgerottet, bis es plötzlich wieder zum Vorschein kam, wie das Unkraut im Garten, nachdem es gejätet, wieder hervorsprießt und sich zahllos und schnell vermehrt. [H.v.m.]¹⁸³

Waltisbühl nimmt hier seine eingangs formulierten Thesen zum kulturellen Wert der sesshaften im Gegensatz zur nomadischen Lebensweise wieder auf und entfaltet mit dem hortikulturellen Vergleich vom sich rasch verbreitenden Unkraut, das die gärtnerische Ordnung zerstört, eine entsprechende Drohkulisse, die im Folgenden durch Verweise auf „das beängstigende Phänomen der Überproduktion solcher minderwertiger Mitbürger“¹⁸⁴ weiter ausgestaltet wird. Erst das *Hilfswerk* der *Pro Juventute* habe die „Landplage“ eindämmen können und ein „umfangreiches Material“ angesammelt, „das einer genauen Detailforschung durch den Psychiater und den Erbbiologen harrt.“¹⁸⁵

Das Vagieren habe jedoch auch durch die Arbeit des *Hilfswerkes* kein wirkliches Ende gefunden – die sesshaft gewordenen Jenischen würden sich nun vielmehr dadurch

¹⁸¹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 71.

¹⁸² Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 104.

¹⁸³ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 104.

¹⁸⁴ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 110.

¹⁸⁵ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 106.

auszeichnen, dass sie häufig ihren Wohnort wechselten, „von einer seltsamen Unruhe getrieben.“¹⁸⁶

Unter dem Abschnitt *Herkunft* führt Waltisbühl die bereits von Jörger und Ritter aufgestellten Thesen an, denen zufolge die Jenischen „Abkömmlinge der Recht- und Ehrlosen des Mittelalters“¹⁸⁷ seien, die stets unter sich geheiratet hätten. Ebenso übernimmt er Zuschreibungen wie „Haltlosigkeit“, „Trunksucht“, „liederlicher Lebenswandel“ und „Kriminalität“, vor allem jedoch die These vom schädlichen Einfluss der Frauen:

Mehr als einmal kam es vor, daß sich ein etwas leichtsinniger Bauernsohn in eine hübsche, schwarzäugige Jennische vergaffte, sie zur Frau nahm und erleben mußte, wie ihm eine Vagantenbrut geboren wurde, die Schimpf und Schande über seine bisher rechtschaffene Familie brachte.¹⁸⁸

Wie seine Vorgänger konstatiert Waltisbühl eine Übereinstimmung der „Namen der heutigen Landfahrerfamilien mit jenen der Beteiligten der Gaunerprozesse des letzten und vorletzten Jahrhunderts“.¹⁸⁹

Aufschlussreich sind Waltisbühls Ausführungen zur nur vermeintlichen Unverdächtigkeit bestimmter Namen unter Verweis auf Ritter: „Ritter hat in seinen Untersuchungen an schwachsinnigen Hilfsschülern mit vollkommen unverdächtigen Namen festgestellt, dass sie irgendwie doch von einer ursprünglichen Vagantensippe abstammten.“¹⁹⁰ Wie genau diese „irgendwie“ bestehenden verwandtschaftlichen Beziehungen rekonstruiert wurden, scheint sich Waltisbühl aus Ritters Ausführungen nicht erschlossen zu haben.

Das Kapitel *Ehe und Nachkommenschaft* referiert ebenfalls ‚Forschungsergebnisse‘ Ritters und vor allem Jörgers und verfolgt den Nachweis der „unersättlichen Sexualität und Flatterhaftigkeit“ vor allem der Frauen¹⁹¹ sowie der großen Fruchtbarkeit der Jenischen, die den Heimatgemeinden unzumutbare Fürsorgeleistungen abverlange.¹⁹² Ebenfalls besonders hervorgehoben wird auch von Waltisbühl die „Verstellungskunst“ schon der kleinen Kinder; so seien Briefe fremdplatziertes Kinder, in denen Sehnsucht nach der Herkunftsfamilie, vor allem nach der Mutter, zum Ausdruck gebracht werde, nichts als geschickte Täuschung.¹⁹³ Die Versuche der „Sippen“, die ihnen weggenommen Kinder

¹⁸⁶ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 106.

¹⁸⁷ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 106.

¹⁸⁸ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 107.

¹⁸⁹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 107.

¹⁹⁰ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 108.

¹⁹¹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 110.

¹⁹² Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 111.

¹⁹³ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 112.

zurück zu bekommen, wertet Waltisbühl als Ausdruck von „Sippenstolz“ und „Stammesehre“, jedoch keineswegs von elterlicher Liebe.¹⁹⁴

Das daran anschließende Kapitel widmet sich der Kriminalität unter Berücksichtigung der „Straflisten von 100 Jennischen“¹⁹⁵:

	Zahl der Täter	%	Zahl der Verurteilungen
Tötungsdelikte	7	1,9	7
Körperverletzung	58	14,6	178
Diebstahl	75	18,9	353
Betrug	45	11,4	232
Unterschlagung	37	9,3	91
Hehlerei	9	2,3	12
Sachbeschädigung	20	5,1	31
Raub	7	1,9	7
Erpressung	4	1,1	6
Notzucht	3	0,8	3
Schändung	3	0,8	4
Sodomie	5	1,4	5
Öffentliche unzüchtige Handlungen	3	0,9	7
Unzucht mit Kindern	16	4,1	27
Brandstiftung	4	1,1	4
Tierquälerei	13	3,4	18
Drohung	41	10,4	81
Hausfriedensbruch	14	3,6	17
MFG	10	2,6	12
Militärstrafrecht	17	4,4	23
	391	100	1118

196

Nicht alle Punkte werden von Waltisbühl eingehender kommentiert. Zur hohen Zahl der Körperverletzungen merkt er ausdrücklich an, dass es sich hierbei nicht um „gemeingefährliche“ Taten handele, sondern vor allem um „Streitereien, welche innerhalb der Sippe ausgetragen werden.“¹⁹⁷ Zu Verletzungen komme es vor allem deshalb, weil selbst Frauen und Kinder bewaffnet seien. Es seien jedoch Affekt- und Kurzschlusshandlungen, keine kaltblütigen Morde. Zur Körperverletzung zählt Waltisbühl

¹⁹⁴ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 112.

¹⁹⁵ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 113.

¹⁹⁶ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 114.

¹⁹⁷ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 114.

auch die „Misshandlung und Vernachlässigung“ der Kinder, wozu es in diesen Familien häufig komme.

Lediglich die Brandstiftung stuft Waltisbühl als gemeingefährliches Delikt ein; sie sei oft ein „typische[r] Racheakt[]“.¹⁹⁸ Die geringe Zahl der Brandstiftungen erklärt Waltisbühl damit, dass den Jenischen aufgrund der polizeilichen Maßnahmen die Gelegenheit genommen sei, sich zu organisieren und Brände zu legen. Dennoch sei weiterhin die „Brandstiftung in Form der Rache irgendwie im Unbewussten dieser Leute“ lebendig; als Beispiel führt Waltisbühl einen „Abkömmling der großen Vagantensippe Plur“ an, der aus Rache den Hof seiner Pflegeeltern angezündet habe und laut „psychiatrische[r] Prognose“ auch weiterhin eine Gefahr für die Gesellschaft darstelle, da es sich um eine „psychisch defekte Persönlichkeit“ handele.

Aufgrund der häufigen Wiederholung der Straftaten stuft Waltisbühl die Jenischen als „Gewohnheitsverbrecher“¹⁹⁹ ein und nimmt dieses Fazit zum Anlass, die Frage nach alternativen Sanktionen aufzuwerfen, da Strafschärfung offensichtlich keinen Erfolg zeitige und eine prinzipielle „Unverbesserlichkeit“ der Jenischen nahe lege:

Bedenkt man nun, dass etwa 30 Personen weniger als 35 Jahre alt waren und auch die älteren Vaganten nie müde werden, Diebstähle auszuführen oder den Jungen das edle Gewerbe beizubringen, so ergibt sich, dass der Landfahrer als Dieb und Betrüger eine erhebliche Gefahr für die sesshafte Gesellschaft darstellt. Betrachtet man die Kriminalität einzelner Landfahrerfamilien, so kann man die Beobachtung machen, dass auch in bezug auf die Art der Delikte eine gewisse Tradition besteht.²⁰⁰

Milieuthérapie vs. Verhinderung erbkranken Nachwuchses

Den Jugendlichen widmet Waltisbühl ebenfalls ein eigenes Kapitel, was mit der juristischen Perspektive und der besonderen Beachtung, welche die „moderne Strafrechtswissenschaft“ den Jugendlichen gewährt, begründet wird. Die eigentliche Funktion des Kapitels liegt jedoch darin, mithilfe der angeführten „Fallstudien“ schwer bzw. nicht erziehbarer, krimineller Jugendlicher die Basis für die in § 8 folgende Argumentation für eugenische Maßnahmen gegenüber Jenischen zu legen und die

¹⁹⁸ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 118.

¹⁹⁹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 119f.

²⁰⁰ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 120f.

Erfolgsaussichten der „Milieuthherapie“ des *Hilfswerkes* denjenigen einer Verhinderung „erbkranken Nachwuchses“ gegenüber zu stellen:

In dieser Arbeit beabsichtigen wir nicht, vollständige psychiatrische Sippengeschichten im Sinne Joergers und Ritters wiederzugeben, obwohl wir uns bewusst sind, dass die Vererbung die Hauptrolle in der Degeneration dieser Persönlichkeiten spielt. Es ist dies die Aufgabe des Erbforschers und Eugenikers, das ganze, in unserem Lande bekannte Material systematisch durchzuarbeiten. Gerade für die Erbgesundheitslehre wird es einmal interessant sein, das Kindermaterial des Hilfswerkes in 30-40 Jahren als Grundlage für weitere Beobachtungen und Erfahrungen zu verwerten. Es kann dann mit Bestimmtheit gesagt werden, ob die Milieuthherapie einen Sinn gehabt hat, oder ob man mit anderen Mitteln vorgehen muss. Uns stellt sich hier lediglich die Aufgabe, die psychischen Bedingungen darzustellen, unter welchen diese Kinder ins Leben treten, und es wird sich zeigen, dass diese armen Geschöpfe schon anlagebedingt eine schwere Benachteiligung gegenüber normalen Kindern aufweisen.²⁰¹

Die Lebensläufe, die Waltisbühl anführt, unterscheiden sich kaum von denjenigen Ritters oder Jörgers und beschränken sich auf die Aufzählung negativer Charaktereigenschaften, diverser Delikte sowie der Ergebnisse psychiatrischer Begutachtungen. Die Beliebigkeit der Interpretation psychologischer Testergebnisse zeigt sich an Waltisbühls Ausführungen zu August X., der vom Zuchthaus wegen seines „psychisch verdächtigen Verhaltens“ in eine Irrenanstalt überführt wurde: „Ein ähnliches Bild [schwerer erblicher Belastung und übersteigter Reaktionen] vermittelte uns ein Rorschach-Test, wobei uns auffiel, dass der Explorand sehr präzise beobachtete, aber ganz eigenartige, zigeunerisch-archaische Einfälle produzierte.“²⁰² August, so das Fazit, sei unfähig zu einer positiven Übertragung und affektiven Bindung an einen Erzieher und somit nicht besserungsfähig. Die daran anknüpfenden Überlegungen Waltisbühls legen abermals die Sterilisation als einzig praktikable, ja ‚humane‘ Alternative nahe, um künftiges Elend zu verhindern:

Was soll nun aus einem solchen Menschen werden? Es ist das tragische Schicksal eines Getriebenen. Dauernde Verwahrung? Dies würde für ihn ein solch qualvolles Dasein bedeuten, dass man es kaum verantworten könnte. In die Freiheit entlassen? Der Mann würde unvermeidlich wieder ins Vagantentum und in die Kriminalität zurücksinken: alle Erziehungsbestrebungen wären vergeblich gewesen!²⁰³

Auch die weiteren Falldarstellungen dienen einzig dazu, dem Leser die Aussichtslosigkeit erzieherischer Maßnahmen vor Augen zu führen, so dass abschließend argumentiert werden kann:

²⁰¹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 121f. Waltisbühls Ausführungen belegen einmal mehr das große Missbrauchspotential, welches das Aktenmaterial über die „Kinder der Landstraße“ darstellte.

²⁰² Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 125.

²⁰³ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 126.

Für kein einziges dieser Kinder kann man also eine günstige Prognose für sein zukünftiges Leben stellen. Die Beispiele ließen sich vermehren. Das Bild würde sich nicht wesentlich ändern: es sind alles psychisch defekte Persönlichkeiten, bei denen trotz intensiver Milieuthherapie keine Änderung ihres Charakters erreicht werden kann. Die vererbten negativen Anlagen sind meist sehr stark ausgeprägt und setzen sich nach der Pubertät in Form von asozialem und kriminellen Verhalten durch. Es gibt selten ein Landfahrerkind, das nicht mit einem psychischen oder einem physischen Übel behaftet ist.²⁰⁴

Diese Überlegungen führen Waltisbühl schließlich im dritten Teil seiner Untersuchung zu einer „Kritik des geltenden Systems und Reformvorschläge[n]“, wobei unter § 8 die Landfahrer bzw. Jenischen – nicht zuletzt auf Grund ihrer „ererbten psychischen Minderwertigkeit“, die sie von anderen Vaganten unterscheidet – erneut gesondert betrachtet werden. Zuchthaus-, Gefängnis- und Haftstrafen hält Waltisbühl für erfolglos und argumentiert unter Verweis auf die „erbliche Belastung“ der Landfahrer gar in Richtung „verminderte Zurechnungsfähigkeit“²⁰⁵, die jedoch von zahlreichen Richtern bei der Zumessung der Strafe nicht berücksichtigt werde, da das „selbstsichere und ‚normale‘ Verhalten der Landfahrer“ über ihre Abnormität hinwegtäusche, „[e]igentliche Intelligenzdefekte“ selten festgestellt werden könnten und folglich kein Psychiater hinzugezogen werde. Zur Erklärung dieses Widerspruchs beruft sich Waltisbühl auf Ritters Konzept des „getarnten Schwachsinn“²⁰⁶ und fordert in Anlehnung an dessen Ausführungen eine umfassende Stammbaumforschung in Bezug auf die Landfahrer in der Schweiz:

Genauere Erforschung des gesamten, in unserem Lande bekannten und bis anhin nicht untersuchten Landfahrertums. Erstellung von genauen Stammbäumen und Personenverzeichnissen, einer Art von Spezialstrafregister, in welchem sämtliche vorkommenden Delikte, ausgesprochenen Strafen und administrativen Maßnahmen Aufnahme finden sollen. Errichtung einer Auskunftsstelle, bei welcher die Behörden die notwendigen Informationen und Ratschläge erhalten können. Abgabe von Namensverzeichnissen an die Polizeibehörden und Untersuchungsrichter (in diesen Verzeichnissen soll den „unverdächtigen“ Namen besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden).²⁰⁷

Obwohl Waltisbühl im Kapitel zur Kriminalität der Jenischen zu dem Schluss gekommen war, es handle sich bei ihnen nicht im eigentlichen Sinne um „gemeingefährliche“ Verbrecher, plädiert er für eine Verwahrung der Jenischen auf unbestimmte Zeit gemäß Artikel 42 STGB, da es sich bei ihnen dennoch um „Gewohnheitsverbrecher“ handle, wemgleich kaum einer von ihnen zu „mehr als eine[r] Zuchthausstrafe“ verurteilt worden

²⁰⁴ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 130.

²⁰⁵ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 152.

²⁰⁶ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 153.

²⁰⁷ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 153.

sei. Die Notwendigkeit einer Verwahrung leitet Waltisbühl vielmehr aus der „kriminellen Neigung“ der Jenischen ab, auch wenn diese noch nicht zutage getreten sei: „Da man jedoch weiß, dass es sich bei diesen Personen um ‚geborene‘ Diebe und Einbrecher handelt, dürfte man vor einer Verwahrung auch jüngerer Individuen nicht zurückschrecken, falls man die Gesellschaft wirklich vor ihren Diebereien schützen will.“²⁰⁸ Zu bedenken gibt Waltisbühl jedoch auch hier, wie bereits an anderer Stelle, die fatalen Auswirkungen, die ein dauernder Freiheitsentzug auf die Jenischen haben könnte: es könne letztendlich zu echten Psychosen kommen, „wenn die übermäßige Triebhaftigkeit dieser Individuen durch ihr Abenteuer- und Wanderleben nicht abreagiert werden könnte.“²⁰⁹

Die Anwendung des Art. 43 STGB, der eine „Erziehung Liederlicher und Arbeitsscheuer zur Arbeit“ vorsieht, hält Waltisbühl für wenig aussichtsreich, da die „meisten Landfahrerjünglinge [...] psychisch defekte Personen und *unerziehbar*“²¹⁰ [H.i.O.] seien. Sie würden vielmehr die Erziehung der anderen Zöglinge zusätzlich erschweren. Dies bringt Waltisbühl zur Forderung der Einrichtung von Spezialpflegeanstalten, einer Kombination aus „Irrenpflegeanstalt und Arbeitshaus“²¹¹, um den Jenischen gerecht werden zu können, denn:

Vergessen wir nie: Es geht im Grunde um hilflose und getriebene Menschen, denen jahrhundertlang keine Chance geboten wurde, sich in die Gesellschaft einzugliedern. Schon vom rein ethischen Standpunkt aus sind wir verpflichtet, ihnen eine ihrer Natur angepasste Behandlung zu gewähren. Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die [...] **Maßnahmen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses** zu betrachten.²¹² [H.i.O.]

Um die Berechtigung eugenischer Maßnahmen zu verdeutlichen, führt Waltisbühl noch einmal die Erkenntnisse Jörgers und Ritters zur „erblichen Minderwertigkeit“ der Jenischen an, die vor Augen führen sollen, dass die Ursache ihrer „Asozialität“ – anders als bei anderen Landstreichern, Wanderarmen etc. – gerade nicht zuallererst in „schlechte[n] Milieueinflüsse[n]“ zu suchen ist:

1. Vererbung der geistigen Minderwertigkeit. Verstärkung der abnormen psychischen Konstitution durch fortdauernde Inzucht.
2. Entstehung von minderwertigen Nachkommen durch Keimverderbnis (Blastophtorie).

²⁰⁸ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 154.

²⁰⁹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 155.

²¹⁰ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 155.

²¹¹ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 156.

²¹² Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 156.

3. Veränderungen innerhalb der jugendlichen Psyche durch Angleichung an das missliche Milieu.²¹³

Als Maßnahmen zur Verhinderung „erbkranken Nachwuchses“ schlägt Waltisbühl zum einen Eheverbote vor, wie sie bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgesprochen worden waren.²¹⁴ Mit Bedauern konstatiert er jedoch, dass Landfahrer vor Gericht gegenwärtig stets Recht bekämen, sofern ein Vormund (sprich: Das *Hilfswerk für die Kinder der Landstraße*) einen Prozess zur Verhinderung von Eheschließungen anstrengte. Die Einschränkung der „Fortpflanzungsmöglichkeiten“ gelinge bisher nur durch lange Anstaltsinternierung.

Die Möglichkeit einer nachgehenden Fürsorge in Form von Bevormundung oder Schutzaufsicht verwirft Waltisbühl gänzlich, da es keine Kontrollmöglichkeiten gebe. Nach einer kurzen Erwähnung der verschiedenen medizinischen, religiösen und ethischen Vorbehalte gegen die Sterilisation kommt Waltisbühl schließlich zu dem Schluss, dass neben der Sicherungsverwahrung nur die Verhütung „erbkranken Nachwuchses“ das „Landfahrerproblem“ dauerhaft und zudem auf „humane“ Art lösen könne, wobei er vorgibt, nicht zuletzt im Interesse der Jenischen selbst zu argumentieren:

Aber auch vom rein menschlichen Standpunkte aus können wir unsere Auffassung vertreten: Handelt es sich doch bei der Nachkommenschaft von Landfahrern eigentlich um unglückliche Individuen, welche man nicht für ihr Verhalten verantwortlich machen kann. U.E. ist deshalb die Geburt eines solchen Individuums auf künstlichem Wege zu verhindern, da es – meistens kaum erwachsen – von einem Gefängnis zum andern, vom Irrenhaus ins Zuchthaus wandert und in der Freiheit nichts besseres zu tun versteht, als wiederum eine zahlreiche, erblich belastete Nachkommenschaft auf die Welt zu stellen.²¹⁵

Dass die Sterilisation einem „zügellosten Ausleben“ der „sexuellen Triebhaftigkeit“ der Jenischen, die Waltisbühl an mehreren Stellen hervorgehoben hatte, Vorschub leisten könnte, gibt er zu bedenken, wertet sie jedoch als nicht gravierend, da ohnehin „bei den Landfahrern in dieser Beziehung keine Verschlimmerung der Zustände zu erwarten“²¹⁶ sei. Hauptsächlich sei dafür Sorge zu tragen, dass jenische „Erbanlagen nicht in die gesunden Teile der Bevölkerung verschleppt werden.“²¹⁷

²¹³ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 157.

²¹⁴ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 158.

²¹⁵ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 159.

²¹⁶ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 160.

²¹⁷ Waltisbühl: *Bekämpfung*, S. 160.

II.4. Benedict Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale: Psychisches Erbgut oder Umweltsprägung* (1968)

Benedict Fontana setzt in seiner 1968 erschienenen Dissertation den Gedanken Waltisbühls um, das umfangreiche Aktenmaterial, das vom *Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse* zusammengetragen und Fontana „dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt“²¹⁸ worden war, unter erbbiologischen und psychosozialen Gesichtspunkten zu betrachten. Die nur knapp 30 Seiten umfassende Doktorarbeit (im Literaturverzeichnis sind gerade 16 Titel aufgeführt, darunter Schriften Jörgers, Ritters und Waltisbühls) geht dabei nach dem gleichen Prinzip vor wie die Vorgängerarbeiten: im Anschluss an einen historischen Überblick zur Geschichte des Vagantentums, der weitgehend aus Waltisbühls Arbeit übernommen ist, folgt der aus Kirchenbüchern, Bürgerrodeln und Zivilstandsregistern rekonstruierte „Stammbaum der gesamten Sippe“ und daran anschließend die aus den Akten zusammengestellten Kurzbiographien.

Zunächst bemüht sich Fontana um eine Definition des Psychopathiebegriffs, dessen Relationalität er hervorhebt: die Frage nach der sozialen Angepasstheit lasse sich nicht gesamtgesellschaftlich, sondern nur hinsichtlich einer entsprechenden sozialen Gruppe beantworten, was Fontana zu dem Schluss kommen lässt, dass die Nichtsesshaftigkeit nicht als psychopathisches Merkmal gewertet werden könne, da sie unter Jenischen die Regel sei:

Das Hauptmerkmal [der soziologischen Gruppe] ist die Unsesshaftigkeit, die sowohl dem Stamm als auch jedem einzelnen Glied anhaftet. Wer in diesem Vagantenstamm sesshaft ist, stört durch sein Verhalten die Sippe; das Merkmal der Unsesshaftigkeit beweist die soziale Angepasstheit. Wenn der Begriff der Psychopathie nicht am einzelnen Menschen, sondern nur in Relation zur gesellschaftlichen Gruppe, der er angehört, definierbar ist, so ist innerhalb der Vagantensippe die Unsesshaftigkeit kein psychopathisches Merkmal.²¹⁹

Die vordergründige Entpathologisierung der Gruppe führt jedoch dazu, dass die Nichtsesshaftigkeit erneut als herausragendes Gruppenmerkmal hervortritt, die Fontana mit

²¹⁸ Fontana, Benedict: *Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale: Psychisches Erbgut oder Umweltsprägung*. In: *Psychiatria Clinica*. 6/1986, Vol. 1, S. 340-366, hier S. 343. Das hält Fontana jedoch nicht davon ab, seinerseits die Schwierigkeiten der „Materialsammlung über frühere Generationen“ zu beklagen, wie dies vor ihm schon Ritter und Waltisbühl getan hatten. Ebenso wie Ritter stand Fontana eine Assistentin zur Seite, Elsy Schwegler, eine „Diplomandin der schweizerischen sozial-charitativen Frauenschule Luzern“. Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 343.

²¹⁹ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 358f.

den bekannten Zuschreibungen „asozialen“ Verhaltens verknüpft, wie „primitive Hygiene, Pauperismus, Kleinkriminalität, eigene Rechtsbegriffe und Familienordnung.“²²⁰

Neben der Frage, ob die Anwendung des Psychopathiebegriffs auf die Jenischen zu Recht erfolgt oder nicht, wirft Fontana (wie schon Jörger und Ritter) die Frage auf, wie sich der Übergang von der Sesshaftigkeit zur Unsesshaftigkeit eines „Sippenzweiges“ vollzogen haben könnte, und unterzieht im Anschluss daran die These von der „Erbbedingtheit des Vagantentums“ im Lichte der „Umerziehungsversuche“ des *Hilfswerks* einer Überprüfung. Wie bereits Jörger operiert auch Fontana mit einer Verknüpfung von Anlage- und Umwelt-Erklärungsmodellen, wobei er sich allerdings stärker am Dissozialitätsbegriff Aichhorns orientiert, wonach Dissozialität nicht eigentlich angeboren, sondern lediglich als Disposition vorhanden sei, die erst durch psychosoziale Faktoren im Kindesalter ausgelöst werde:

Das Kind brauche nur in einer Umgebung heranzuwachsen, die selbst durch unsoziales Verhalten ausgezeichnet sei, verwahrloste oder verbrecherische Eltern zu haben und sich mit diesen zu identifizieren, so werde sein Vorbild es ebenso kategorisch zum gesellschaftswidrigen Handeln treiben, wie das sozial gerichtete Leitbild, das im geordneten Familienverband aufwachsende Kind in Einklang mit der Gesellschaft habe.²²¹

Wenn der Einfluss psychosozialer Faktoren im obigen Zitat auf den ersten Blick ebenso unausweichlich scheint wie die genetischen Faktoren, die Ritter und Waltisbühl angeführt hatten, liefert die Passage doch ein Argument für eine „Umerziehung“, die in möglichst jungen Jahren einsetzen muss, um die Kinder dem schädlichen Einfluss ihres „Milieus“ zu entziehen, und damit eine Rechtfertigung der Arbeit des *Hilfswerkes*. Denn bei „erwachsenen Vaganten [vermochten] weder Anstaltsaufenthalte, Militärdienst noch fürsorgerische Massnahmen ein sesshaftes Verhalten herbeizuführen“²²². Entsprechend kommt Fontana zu dem Schluss, dass eine Fremdplatzierung im Alter zwischen 0-6 Jahren den größten erzieherischen Erfolg zeitige (wenngleich er zugesteht, dass die untersuchte Zahl von 22 Familienmitgliedern zur „statistischen Verarbeitung und Signifikanzkontrolle“²²³ zu gering sei).

Die angeführten Kurzbiographien stützen diese Beobachtung jedoch kaum, denn auch nahezu alle „missratenen“ Kinder wurden während dieser Altersspanne von ihren Eltern getrennt und in Erziehungsheime oder zu Pflegeeltern gegeben.

²²⁰ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 341.

²²¹ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 347.

²²² Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 359.

²²³ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 359.

Die Frage, wie sich „aus einer sesshaften Sippe ein unsesshafter Zweig abspalten“²²⁴ kann, beantwortet Fontana ebenso wie Jörger und Ritter mit der Rolle der in ein Bauerngeschlecht einheiratenden Frau. Zwar ist es ihm nicht möglich, die „Heredität“ der fraglichen „Stammutter“ der „Sippe Xenos“ genau abzuklären – die scheinbar „unbelastete“ Frau habe sich jedoch bald nach der Heirat „dem Trunke“ ergeben und den Haushalt vernachlässigt, sei hausieren gegangen und so in Kontakt mit Jenischen gekommen, mit denen sich dann auch ihre Töchter verheiratet hätten, so dass man es von diesem Zeitpunkt an „mit einem ausgesprochenen Vagantenstamm dieser Sippe“²²⁵ zu tun habe. Fontanas Fazit lautet entsprechend:

Die von JÖRGER [1919] und ARNOLD [1958] gemachte Feststellung, dass über die Frau das Vagantentum in sesshafte Sippen eingeschleppt werden kann, zeigt sich auch hier. Die vorliegende Vagantensippe stammt aus bürgerlichem Geschlecht und die „Verkesslerung“ erfolgte durch eine Stammutter, deren Herkunft leider nicht genügend sicher erfasst werden konnte. Wenn damals auch ein neuer Vagantenstamm entstand, so ist über die Gründe dafür nichts Bestimmtes auszusagen. Angesichts des bedenklichen Lebenswandels der Stammutter ist wohl bereits die Vaterschaft bei ihren Kindern suspekt und indirekt kamen schon so konstitutionelle Momente ins Spiel. Bedenkt man aber das völlige Eintauchen ihrer verheirateten Kinder ins Vagantentum, ist man geneigt, eine starke Milieuprägung und Verwahrlosung auf Grund eher reaktiv- umweltsbedingter Faktoren anzunehmen. Das Vagantentum und als dessen Hauptmerkmal das Phänomen der Unsesshaftigkeit scheint uns unter Einbeziehung der weiter oben gemachten Feststellungen als eine vorwiegend angelebte und geprägte, durch Milieutradition weitergegebene Verhaltensweise aufgefasst werden zu müssen.²²⁶

Mit diesen Ausführungen übernimmt Fontana einerseits die ursprüngliche Argumentation Jörgers und auch Ritters, stellt sie jedoch – entgegen seiner eigenen Absicht – auf den Kopf. Hatten Ritter und Jörger argumentiert, der neue „Vagantenstamm“ habe sich aus der Verbindung eines sesshaften Bauern mit einer Vagantin gebildet, wird die „Stammvaterschaft“ des bäuerlichen Mannes bei Fontana durch den „Lebenswandel“ der Ehefrau grundsätzlich in Zweifel gezogen. Zusammen mit der „ungewissen Heredität“ der Stammutter kann das Argument der „Verkesslerung“ des sesshaften „Bauerngeschlechtes“ also eigentlich nicht greifen. Fontana hatte aufgrund der Materiallage über die Familie Xenos offensichtlich gar nicht die Möglichkeit, das erbbiologische Argumentationsmuster Jörgers und Ritters auf seine eigene Untersuchung zu übertragen, wenngleich die oben zitierte Passage und die eingangs formulierte Frage nach dem Ursprung der Nichtsesshaftigkeit des Familienzweiges den Versuch erkennen

²²⁴ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 342.

²²⁵ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 349.

²²⁶ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 360f.

lassen, genau diesem Muster zu folgen. Folglich zieht sich Fontana auf die Verwahrlosung der Kinder durch elterliche Vernachlässigung und damit auf psychosoziale Ursachen ihres „Vagantentums“ zurück und führt vor allem die Trunksucht der Mutter als maßgeblich für ihr „Ableiten“ in die nichtsesshafte Lebensweise an – ein Verhaltensmuster, das dann im Zuge der kindlichen Sozialisation ebenso zwangsläufig an die Nachkommen „weitervererbt“ werde, sofern keine fürsorgerischen Maßnahmen ergriffen würden.

Auch die Fallbeschreibungen Fontanas folgen dem Erzählmuster, das bereits Jörger und Ritter etabliert hatten. Meist beschränken sie sich auf eine Aufzählung der verschiedenen – erfolglosen – Erziehungsversuche in Heimen und bei Pflegeeltern, abgebrochene Ausbildungen u. dergl., anhand derer das „Unstete“ der Familienmitglieder veranschaulicht werden soll. Besonderes Augenmerk gilt auch bei Fontana den in den Vorgängerarbeiten als besonders charakteristisch beschriebenen Delikten wie etwa der Brandstiftung aus Rache, die anhand von „Fall 6. E. Xenos, 1922“ geschildert wird:

14jährig kam er dann schliesslich zu einem Pflegeelternpaar, dort war er jedoch unsagbar frech, führte immer das große Wort und suchte sich die übelsten Kameraden aus. Schliesslich stahl er den Pflegeeltern das Sparbüchlein mit einigen tausend Franken. Man verbrachte ihn wieder in ein Heim, wo er aus Rache eine Scheune anzündete; dafür wurde er zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. [...] Ein psychiatrisches Gutachten bezeichnet ihn als leicht debilen, wenig bildungsfähigen und zu Trunksucht neigenden Psychopathen. 1949 heiratete er eine üble Korberin und vagierte mit ihr herum. Die Kinder liessen sie einfach im nächstbesten Spital liegen. Seine Frau wurde in einem Gutachten als Imbezille geschildert und sterilisiert.²²⁷

Die Passage verdeutlicht nicht nur, dass Fontana die Diagnose „Psychopath“ in den von ihm zitierten Gutachten keinesfalls in Zweifel zieht, sondern auch die mit diesen Gutachten verbundenen Konsequenzen befürwortet: die von Waltisbühl geforderten Sterilisationen. Wenngleich Fontanas Argumentation eindeutig auf eine prinzipielle „Besserungsfähigkeit“ der Jenischen abzielt, bleibt diese auf das Kindesalter beschränkt, da „bei erwachsenen Vaganten weder Anstaltsaufenthalte, Militärdienst noch fürsorgerische Maßnahmen ein sesshaftes Verhalten herbeizuführen vermochten.“²²⁸ Sesshaftigkeit bleibt auch in Fontanas Dissertation das erstrebenswerte Ziel; der Umstand, dass das Nomadentum vordergründig nicht als „Psychopathie“ bewertet wird, ändert daran nichts.

²²⁷ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 351f.

²²⁸ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 359.

II.5. Schriften Alfred Siegfrieds und Publikationen des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* (1926-1964)

Wie bereits an einigen Stellen gezeigt, bestand ein reger Austausch zwischen ‚Wissenschaftlern‘ und dem *Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse*. Hatten Jörgers *Psychiatrische Familiengeschichten* die argumentative Basis für die Arbeit des *Hilfswerkes* geliefert, stellte dieses in der Folge anderen Forschern das zusammengetragene Aktenmaterial für weitere Untersuchungen zur Verfügung, wie im Falle Waltisbühls und Fontanas. Der langjährige Leiter des *Hilfswerkes*, Alfred Siegfried, nutzte neben den seit Jörgers eingeführten Argumentationsmustern vor allem das von diesem etablierte Erzählmuster der biographischen Skizzen für die Öffentlichkeitsarbeit der Einrichtung.

Im Literaturverzeichnis von Siegfrieds 1964 erscheinender Bilanzierung seiner fürsorgerischen Arbeit *Kinder der Landstrasse. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes* sind alle einschlägigen Schriften von Jörgers über Ritter²²⁹ bis hin zu Waltisbühl aufgeführt, die jedoch, wie es im Vorwort heißt, „ausser der immer noch grundlegenden Darstellung von Jörgers“²³⁰ nicht benutzt worden seien. Vielmehr autorisiert Siegfried seine zugegebenermaßen „laienhaften“ Ausführungen²³¹, wie dies ja letztlich auch Jörgers, Ritter usw. getan hatten, durch seinen eigenen praktischen Erfahrungsschatz sowie durch „Akten [...] Einzelgutachten und Führungsberichte“²³².

Bilanzierender Rückblick 1964

Wenn im Folgenden neben den Publikationsorganen des *Hilfswerkes*, den *Mitteilungen* und *Jahresberichten* der genannten Bilanzierung von 1964 ein Hauptaugenmerk gilt, so vor allem um zu zeigen, wie sehr sich die Argumentationsmuster der fast ein halbes Jahrhundert auseinanderliegenden Schriften Jörgers und Siegfrieds trotz der kritischen Aufarbeitung des Nationalsozialismus und seiner Theorien sowie einer seit den 1960er

²²⁹ Die bibliographische Angabe zu Ritter ist jedoch fehlerhaft, denn Ritter wird bei Siegfried als Autor des Sammelbandes *Der nichtsesshafte Mensch* genannt, zu dem Ritter jedoch lediglich einen Beitrag geliefert hatte. Vgl. Siegfried, Alfred: *Kinder der Landstrasse. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes*. Zürich 1964, S. 118.

²³⁰ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 5.

²³¹ Für eine streng wissenschaftliche Darstellung bedürfte es eines Teams von „Fachgelehrten“ der „Genealogie, Soziologie, Anthropologie, Psychologie“. Vgl. Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 5.

²³² Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 5.

Jahren zunehmenden Sensibilisierung der Wissenschaft für Stigmatisierungs- und Labeling-Prozesse²³³, weiterhin gleichen. Zudem setzt sich Siegfrieds Bilanz teilweise aus an anderer Stelle publiziertem Material zusammen.²³⁴

Wie bereits frühere Berichte zu Entstehung und Arbeit des *Hilfswerkes*, beginnt Siegfried die Darstellung seiner Erfolgsbilanz mit dem ‚Einzelfall‘, welcher uns erkennen liess, dass mit den bisherigen, von einzelnen Gemeinden, zum Teil auch Kantonen, unternommenen Massnahmen ein bleibender Erfolg nicht zu erreichen war.²³⁵ Es handelt sich dabei um die erste Fremdplatzierung zweier Kinder eines ‚völlig dem Alkohol verfallenen Ehepaar[es]‘, wobei Siegfried betont, die Wegnahme weiterer Kinder habe auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern stattgefunden: ‚Kurze Zeit nachher liess uns der würdige Familienvater ausrichten, nachdem wir die beiden ‚Hauptverdiener‘ versorgt hätten, sollten wir schleunigst auch die vier jüngeren Kinder wegholen. Er sei nicht imstand, sie zu ernähren.²³⁶ Die Notwendigkeit einer kantons- und gemeindeübergreifend tätig werdenden Einrichtung begründet Siegfried mit der bereits vielfach konstatierten grossen Mobilität der Jenischen, die sich bei drohendem Zugriff der Fürsorgeeinrichtung in die Nachbargemeinde oder einen anderen Kanton absetzen würden, um dem zu entgehen. Dass das Interesse der Fürsorgeeinrichtungen an den Jenischen selbst ein Grund für deren ‚Mobilität‘ sein könnte, reflektiert Siegfried als mögliche Kritik zwar mit, lässt sie jedoch nicht gelten:

Man glaube nun ja nicht, dass einzig oder auch nur hauptsächlich durch unsere Intervention diese Leute gezwungen wären, gleich gehetztem Wild von Ort zu Ort zu wandern. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass häufiger Wechsel des Aktionsfeldes im Wesen des Hausierers, Schirmflickers und Bettlers liegt. Und darüber hinaus kommen nur zu oft noch ‚Missverständnisse‘ mit der Polizei [...] All das und vieles andere wirkt zusammen, dass man häufigen Klimawechsel als vorteilhaft empfindet.²³⁷

In Anlehnung an Jörger widmet Siegfried der Herkunft und Abstammung der jenischen Familien einen eigenen Abschnitt, in dem es jedoch weniger darum geht, tatsächlich etwas

²³³ Andere aktuelle (z.B. entwicklungs- bzw. kinderpsychologische) Theorien finden hingegen in Siegfrieds Argumentation durchaus Eingang.

²³⁴ So ist etwa der Abschnitt *Die Arbeit des Hilfswerkes im Urteil seiner ehemaligen Schützlinge* aus der 43. Ausgabe der *Mitteilungen* (1959) übernommen.

²³⁵ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 7.

²³⁶ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 7f. Diese ‚Geschichte‘ lässt sich geradezu als ‚Gründungsmythos‘ des Hilfswerkes bezeichnen und wird von Siegfried in dieser Form immer wieder erzählt. Vgl. z.B. Siegfrieds Rückblick auf 10 Jahre Fürsorgearbeit von 1936: Siegfried, Alfred: *Kinder der Landstrasse. Zehn Jahre Fürsorgearbeit unter dem fahrenden Volk*. Zürich 1936, S. 13f.

²³⁷ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 29.

über die eigentliche Herkunft auszusagen, denn „Belege für eine allgemein gültige Erklärung“²³⁸ habe die Forschung bisher nicht erbringen können. Als gesichert sieht Siegfried jedoch Jörgers Annahme an, „die Vagantität sei meistens durch Heirat mit liederlichen Weibern in bäuerliche Familien hineingekommen“ und werde, „wie gewisse besonders gefährliche Erbkrankheiten, in der Hauptsache durch die Frauen weitergegeben.“²³⁹ Dennoch muss auch Siegfried zugestehen, dass sich die „Familiennamen, welche die uns bekannten Fahrenden führen, nur ganz selten in den kantonalen Verzeichnissen nicht geduldeter oder gar gefährlicher Heimatloser“²⁴⁰ finden, was einen deutlichen Widerspruch zu der auch von Siegfried wiederholt entworfenen Drohkulisse bildet. Wie schon Jörger entwirft Siegfried als distinktive (kulturelle) Merkmale der Gruppe deren „Kulturlosigkeit“ bzw. „Primitivität“, die im Fehlen jeglichen Kunstsinns²⁴¹, im Verzehr von Hunde- und Igelfleisch²⁴², der Trunksucht sowie der „gefährliche[n] Triebhaftigkeit vieler Mädchen“²⁴³ zum Ausdruck komme. Dass es sich bei den Jenischen meist um „Schwachsinnige“ handelt, steht für ihn ebenso fest, wenngleich er sich hinsichtlich der Ursache nicht festlegen will, obwohl er an anderer Stelle von „kaum zu bestreitenden erbbiologischen Komponenten“²⁴⁴ spricht:

Dass ein erheblicher Teil der Fahrenden als schwachsinnig bezeichnet werden muss, steht nach unsern Erfahrungen ausser Zweifel. Inwieweit dieser Schwachsinn durch fortgesetzte Inzucht und durch den von Generation zu Generation weitergegebenen Alkoholismus bedingt ist, und in welchem Masse die unglaubliche pflegerische und erzieherische Vernachlässigung im frühen Kindesalter für diese Benachteiligung haftbar gemacht werden muss, ist im einzelnen Fall schwer zu entscheiden.²⁴⁵

Des weiteren attestiert Siegfried seinen Mündeln eine „Primitivität des Gewissens“²⁴⁶, die ihnen Lüge und Diebstahl als harmlos erscheinen lasse, darüber hinaus die vor allem von Ritter konstatierte Verstellungskunst, sowie „Flutterhaftigkeit und Beziehungslosigkeit

²³⁸ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 11.

²³⁹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 13.

²⁴⁰ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 14.

²⁴¹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 17.

²⁴² „Hundefleisch wird keineswegs verschmäht, ergibt es doch nicht bloss schmackhafte Suppe und saftigen Braten, sondern fördert auch die Heilung von Krankheiten, insbesondere der Schwindsucht. Ein besonderer Leckerbissen ist der Igel, ‚Stacherlig‘, und wer das Glück hat, seinen Kopf zu erwischen, saugt ihm mit Wollust das Gehirn aus.“ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 18.

²⁴³ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 23.

²⁴⁴ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 34.

²⁴⁵ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 22.

²⁴⁶ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 25.

Personen und Sachen gegenüber²⁴⁷, welche die erzieherische Arbeit zusätzlich erschweren würden.

Unter Rechtfertigungsdruck sieht sich Siegfried angesichts kinderpsychologischer Theorien, die einer Trennung des Kindes von der Mutter im Kindesalter traumatische Qualität beimessen und „als eine der Hauptursachen für später auftretende Erziehungs- und Anpassungsschwierigkeiten“²⁴⁸ betrachten. – Um diesen möglichen Vorwurf, die Erziehungsschwierigkeiten seien eine direkte Folge der Fremdplatzierungspraxis des *Hilfswerkes* und dessen Praktiken „naturwidrig“²⁴⁹, zu entkräften, beruft sich Siegfried auf die Situation innerhalb der jesischen Familien selbst, wo Vernachlässigung der Kinder an der Tagesordnung sei, die Kinder zudem oft zu Verwandten gegeben würden und so keine eigentliche Mutter-Kind-Bindung zustande komme:

Die Liebe der fahrenden Mütter (von den Vätern spricht man besser nicht, denn ihre Rolle ist auch diesem Belange meist durchaus passiv) ist sehr primitiv, um nicht zu sagen animalisch. Leichten Sinnes werden die Kinder da und dort bei „guten Leuten“ oder bei Verwandten „abgestellt“ und wieder geholt. [...] Irgend einmal (nicht immer; wir kennen Elternpaare, die sich überhaupt nicht mehr sehen liessen) erscheinen sie dann wieder; es gibt überschäumende Wiedersehensauftritte und stürmische Liebkosungen, und dann zieht die ganze Familie weiter, um sich vielleicht schon im kommenden Winter erneut zu trennen. Für die Kinder mehrmalige Trennungstraumata also auch hier.²⁵⁰

Zudem würden auch nur wenige Mündel ein Interesse daran zeigen, im Zuge ihrer Volljährigkeit mit den leiblichen Eltern Kontakt aufzunehmen.²⁵¹

Die von Siegfried bereits an anderer Stelle angeführte „Flutterhaftigkeit“ und „Unbeständigkeit“ gegenüber Personen dient so einmal mehr als Argument für die Kindswegnahmen und rechtfertigt darüber hinaus Siegfrieds Bestreben, über möglichst viele seiner Mündel selbst die Vormundschaft anzustreben²⁵² – argumentierend, den Mündeln würde so die für eine erfolgreiche Erziehung notwendige Konstanz einer gleich bleibenden Bezugsperson gewährt, selbst bei einem häufigen Wechsel der Pflegefamilien, Erziehungsheime etc.. *De facto* dürften die fremdplatzierten Kinder unter der Vormundschaft des *Hilfswerkes* weit häufiger den Aufenthalts- bzw. Wohnort gewechselt haben, als dies der Fall gewesen wäre, hätte man sie bei den Eltern belassen. Diesen

²⁴⁷ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 25.

²⁴⁸ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 34. Dieses Problem war bereits 1957 in der 41. Ausgabe der *Mitteilungen* diskutiert worden. (S. 2)

²⁴⁹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 34

²⁵⁰ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 35.

²⁵¹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 36.

²⁵² Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 9.

Umstand bemüht sich Siegfried mit einem Mangel an Pflegestellen zu rechtfertigen, der bei der Gründung des Hilfswerkes jedoch nicht abzusehen gewesen sei und der dazu geführt habe, dass man viele Kinder in (wechselnden) Heimen habe unterbringen müssen.²⁵³

Den Abschluss von Siegfrieds Ausführungen bildet die Frage nach dem Erfolg des *Hilfswerkes* hinsichtlich der Angepasstheit der Mündel im Erwachsenenalter, die er aufgrund der fehlenden „rassische[n] Eigenheiten“²⁵⁴ (Körperbau, Hautfarbe usw.) als durchaus im Bereich des Möglichen sieht – Kriterium für eine erfolgreiche Anpassung ist neben der Überwindung der Nichtsesshaftigkeit und der Beziehungslosigkeit (in Form der Schließung einer dauerhaften Ehe²⁵⁵) die Leistungsfähigkeit in einem „selbstgewählten Beruf“. Ausschlaggebend ist also auch hier der volkswirtschaftliche Nutzen, der eine „Umerziehung“ rechtfertigt.

Die ‚Erfolgsstatistik‘ des Hilfswerkes liest sich wie folgt:

GESAMTÜBERSICHT

Stamm	Total	gut	unsicher	schlecht	vagieren wieder	geistes-schwach	geistes-krank	Bemerkungen
Markus	35	21	7	7	7	11	4	
Heiser	19	8	6*	3	2	2	—	*2 gestorben
Surcol	12	4	2	5	4	7	3	
Wolzer	48	20	12	16	10	29	3	
Plur	20	10	6	4	3	6	2	
Grimm	11	7	3	1	—	2	2	
Total	145	70	36	36	26	57	14	2 gestorben

Oder in Prozenten: 50,3 % gut geraten
 24,5 % unsicher
 25,2 % schlecht geraten

256

Sofern die „Anpassung“ nicht oder nur schlecht gelungen ist, sieht Siegfried als Hauptursache hierfür zum einen die nach wie vor bestehende Verachtung der Fahrenden durch die Mehrheitsgesellschaft, zum anderen die „Schwachsinnigkeit“ und

²⁵³ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 39.

²⁵⁴ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 43.

²⁵⁵ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 51.

²⁵⁶ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 54.

„Minderbegabung“ zahlreicher Mündel.²⁵⁷ Insbesondere für die Gruppe der „Debilien, Schwachsinnigen und Psychopathen“²⁵⁸ legt auch Siegfried – wenngleich indirekt – lebenslange Bevormundung, Eheverbote und Verwahrung vor allem der Mädchen und Frauen in entsprechenden Anstalten nahe, da diese sonst wenige Jahre nach dem Ende ihrer Mündelzeit wiederum mit einer „Schar von schwachsinnigen oder sonst wie anormalen Kindern die Armenkasse in Anspruch“²⁵⁹ nehmen würden. Wie diese Passage verdeutlicht, ist das Argumentationsmuster des „erblichen Schwachsinn“, gegen das sich Siegfried zugunsten der „Erziehbarkeit“ der Jenischen an mehreren Stellen ausspricht, nach wie vor virulent, ebenso wie die Forderung nach einer Verhinderung „erbkranken Nachwuchses“, die zwar nicht durch Sterilisationen, die Siegfried aus religiösen Gründen ablehnt²⁶⁰, sondern durch eine generelle Verhinderung sexueller Kontakte (in Form einer nach Geschlechtern getrennten Internierung) erfolgen soll.

Wie bereits in zahlreichen Ausgaben der *Mitteilungen* bzw. der *Jahresberichte* des *Hilfswerkes* belegt Siegfried auch in seinem Rückblick von 1964 Erfolg und Misserfolg seiner Mündel anhand biographischer Skizzen, wobei die erste eine direkte Weiterführung einer Beschreibung Jörgers ist:

Über die ersten Kinderjahre und Heldentaten dieses würdigen Nachkommen seines Vaters berichtet Dr. Jörger in ‚Psychiatrische Familiengeschichten‘ auf Seite 88. Die Erinnerung an Maurus beschwört in mir Bilder und Szenen aus der, ich möchte sagen, heroischen Zeit unseres Kampfes gegen die Vagantität herauf.²⁶¹

Sofern die Seitenangabe stimmt – der Name Maurus Markus fällt bei Jörger nicht – handelt es sich hierbei um den Bruder des von Jörger so detailliert beschriebenen jugendlichen Brandstifters Luzius, Anton, den Jörger ebenfalls als „Verbrecher“ markiert hatte.²⁶² Der Fall Maurus dient Siegfried vor allem zur Stützung seiner Forderung nach lebenslanger Verwahrung/Bevormundung besonders schwerer Fälle, denn Maurus sei – trotz diverser Schwierigkeiten – erst wirklich kriminell geworden, nachdem Siegfried den 30-Jährigen nicht mehr als Mündel habe behalten dürfen.²⁶³

Um die These zu stützen, die misslungene Umerziehung etwa eines Viertels der Mündel sei deren „Schwachsinn“ zuzuschreiben, zitiert Siegfried im Rahmen der biographischen Skizzen zu diesen „schlecht geratenen“ Kindern psychiatrische Gutachten, in denen von

²⁵⁷ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 44.

²⁵⁸ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 52.

²⁵⁹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 53.

²⁶⁰ Vgl. Leimgruber/Maier/Sablonier: *Hilfswerk*, S. 64.

²⁶¹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 64.

²⁶² Übereinstimmend ist das Geburtsjahr, 1912.

²⁶³ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 64f.

„Imbezillität“, „abnormer Veranlagung“²⁶⁴, „geltungssüchtigen, unaufrichtigen und haltlosen Psychopathen“²⁶⁵, „moralischem Schwachsinn“²⁶⁶ oder „moralisch defekten Psychopathen“²⁶⁷ die Rede ist. An mehreren Stellen führt Siegfried diese Diagnosen als mögliche Grundlage für eine Bevormundung „geisteskranker und geistesschwacher Personen“ gemäß Art. 369 ZGB an.²⁶⁸

Wiederholt macht Siegfried auch die Pflegefamilien für das Scheitern der Erziehungsversuche verantwortlich²⁶⁹, bisweilen legen seine Schilderungen gar sexuellen Missbrauch nahe²⁷⁰, für den er jedoch das Verhalten der Mädchen selbst bzw. deren viel zitierte angebliche Triebhaftigkeit verantwortlich macht:

Mit 14 Jahren war [Isidora] in einen bösen Sittlichkeitsskandal verwickelt, indem sie zusammen mit zwei oder drei andern gleichaltrigen Mädchen fast gewohnheitsmäßig Geschlechtsverkehr mit halb und ganz erwachsenen Burschen unterhielt. Nach ihrer Schilderung hatte das Unheil im Hause der Pflegefamilie begonnen, als Isidora einmal während eines nächtlichen Gewitters aus Angst in das Zimmer des neben ihr schlafenden Pflegebruders, der etwa 17 Jahre zählen mochte, geschlichen war und in seinem Bett Schutz gesucht hatte. Fast schlimmer als ihre Verfehlungen erschien mir bei der Befragung der unglaubliche Zynismus, mit dem Isidora von ihren Erlebnissen erzählte.²⁷¹

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*

Siegfrieds bilanzierender Rückblick von 1964 bildet den zusammenfassenden Schlusspunkt²⁷² der in Aufbau, Inhalt und Argumentation stets gleichen Selbstdarstellung des *Hilfswerkes*. Da sich die Einrichtung nicht zuletzt über Spenden finanzierte, dienten Siegfrieds Berichte sowohl der Werbung neuer Geldgeber bzw. Paten als auch der Rechtfertigung der bisherigen Arbeit. Bereits bei der Gründung des *Hilfswerkes* nutzte Siegfried die *Neue Zürcher Zeitung*, um auf seine Arbeit aufmerksam zu machen und

²⁶⁴ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 66.

²⁶⁵ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 89.

²⁶⁶ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 110.

²⁶⁷ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 117.

²⁶⁸ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 103, S. 110.

²⁶⁹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 76, S. 79ff., S. 113.

²⁷⁰ Über sexuellen Missbrauch in der Pflegefamilie berichtet u.a. auch Mariella Mehr. Der Nachweis dieser Übergriffe gestaltet sich jedoch äußerst schwierig, da sich in den Akten hierzu keine Vermerke finden.

²⁷¹ Siegfried: *Kinder der Landstrasse*, S. 79f.

²⁷² Abgesehen von einigen weiteren Ausgaben der *Jahresberichte*, die jedoch nichts Neues bringen.

Spenden einzuwerben, was tatsächlich die „ersten tausend Franken“²⁷³ einbrachte.²⁷⁴ Dabei betonte Siegfried immer wieder die prinzipielle Erziehbarkeit der jenischen Kinder und griff bisweilen auch zum Mittel der Fiktion, um den Lesern sein Anliegen nahe zu bringen, wie etwa in seinem Rückblick auf das zehnjährige Bestehen des *Hilfswerkes*, der mit einer „novellistischen Skizze“ beginnt, welche die Läuterung eines jenischen Pflegekindes von Rachegefühlen zum Thema hat: Obwohl der bei einer Bauernfamilie untergekommene Mathis, als er von Hannes, dem Sohn der Familie, als Zigeuner beschimpft wird, zunächst auf Rache sinnt und sich überlegt, dessen schönstes Kaninchen zu erwürgen²⁷⁵, meldet er wenig später aus Dankbarkeit den Pflegeeltern gegenüber einen drohenden Heubrand, den er zunächst als willkommene Ergänzung seines Racheplans begrüßt hatte, und verhindert auf diese Weise die Zerstörung des Hofes, was ihm allseits Anerkennung einbringt. Die Novelle dient offensichtlich dem Abbau von Vorbehalten möglicher Paten gegenüber brandstiftenden Pflegekindern, wie sie (seit Jörgers „Luzius“) immer wieder ins Spiel gebracht worden waren²⁷⁶. Fürsorge und Anerkennung durch wohlmeinende Pflegeeltern werden auf diese Weise als Mittel ausgewiesen, Rachegefühle in den Hintergrund treten zu lassen – die Existenz dieser Gefühle wird jedoch an keiner Stelle in Zweifel gezogen. Die „Tatsachenberichte“, die dem novellistischen Pflegefamilien-Idyll folgen, bilden einen entsprechenden Kontrast und zeichnen ein drastisches Bild der Verwahrlosung bei den leiblichen Eltern.

Bot sich die Gelegenheit, machte sich das *Hilfswerk* in seiner Öffentlichkeitsarbeit besonders spektakuläre Fälle zunutze, um die Notwendigkeit der eigenen Arbeit zu unterstreichen, so etwa in der 36. Ausgabe der *Mitteilungen* vom Oktober 1952, die vollständig den „Jugendjahre[n] eines Mörders“ gewidmet ist. Eigentliches Ziel der Ausführungen ist die Rechtfertigung der „Versetzung“ der drei Kinder des Täters in eine „erzieherisch günstige Umgebung“²⁷⁷, bzw. eine Durchführung von Kindswegnahmen in möglichst jungen Jahren.

Der Artikel des dem *Hilfswerk* erklärtermaßen nahestehenden Journalisten mit dem Kürzel W.Z. besteht – neben einigen kurzen Bemerkungen zur „angeborenen Belastung und de[m] stets wiederkehrenden Einfluß seiner vagierenden Sippenglieder“ – hauptsächlich aus

²⁷³ Siegfried: *Zehn Jahre Fürsorgearbeit*, S. 13.

²⁷⁴ Vgl. Galle/Maier: *Menschen und Akten*, S. 18.

²⁷⁵ Siegfried: *Zehn Jahre Fürsorgearbeit*, S. 5.

²⁷⁶ Vgl. den Beitrag *Die Wunde der Trennung* in den *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 40/1956, S. 4.

²⁷⁷ Z.,W.: *Jugendjahre eines Mörders*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 36/1952, S. 1-4, hier S. 1.

„Dokumenten“, bzw. Aktenmaterial, das der „langjährige Vormund des Mörders G.H. zur Verfügung stellte.“²⁷⁸ Wenngleich ein möglichst drastisches Bild der Jugendjahre des Täters bei den vernachlässigenden Eltern gezeichnet und als Ursache für dessen weitere Entwicklung angeführt wird, sprechen die Auszüge aus den „Dokumenten“ für sich. – Der Gefühlsarmut und Unzugänglichkeit, welche die Erzieher als charakteristisches Merkmal Gottliebs hervorheben, stehen Wutausbrüche und tätliche Übergriffe gegenüber, die in direktem Zusammenhang mit der Wegnahme von den Eltern stehen: „Zuletzt gelang es dann, ihm das Messer zu entwenden und ihn ins Bett zu bringen, wo er dann unter Schluchzen immer wieder sagte, es sei ein Unrecht, dass man ihn seiner Mutter weggenommen habe.“²⁷⁹ Aufgrund wiederholter „Erziehungsschwierigkeiten“, die sich vor allem darin äußern, dass der Junge häufig wegläuft, folgt die Unterbringung in verschiedenen Heimen, schließlich in einer Arbeitserziehungsanstalt. Als Gottlieb schließlich selbst zwei Kinder hat, werden diese ebenfalls durch das *Hilfswerk* fremdplatziert, und „als er einmal wieder bei seinem früheren Vormund vorspricht, droht er, er werde den, welcher sein jüngstes Kind anrühre, über den Haufen schießen.“²⁸⁰ Der Bericht endet mit einem Appell an potentielle Pflegemütter und Pflegeväter: „Wäre nicht alles anders gekommen, wenn dieser schwächliche, blutarme, verwaarloste Bub Sie, liebe Leserin, als Mutter, Sie, verehrter Leser, als Vater gehabt hätte statt das Vagantenvolk in den Wäldern?“²⁸¹ Dass ein Großteil der „Erziehungsschwierigkeiten“ von der Kindswegnahme herrührte, offenbart – unfreiwillig – das zitierte Aktenmaterial.

Immer wieder greift das *Hilfswerk* in seinem Publikationsorgan auch (mehr oder weniger) aktuelle Themen und Fragestellungen aus der Psychologie auf, um der eigenen Arbeit einen wissenschaftlich fundierten Anstrich und Aktualität zu verleihen. So erläutert Peter Doebeli in der 41. Ausgabe der *Mitteilungen* u.a. die Anwendungsmöglichkeiten des Rorschach-Tests zur Erfassung der Persönlichkeit und Intelligenz der jüdischen Pflegekinder sowie ihres „Gefühls- und Triebleben[s]“²⁸². Wie diese Rorschach-Tests interpretiert wurden, lässt sich bei Waltisbühl nachlesen.²⁸³ Doebelis Fazit lautet: „Bei den Kindern der Landstrasse hat sich auf Grund der Untersuchungen ein erheblicher Prozentsatz von Schwachbegabten ergeben, welche nur in der Spezialklasse oder in der

²⁷⁸ Z.,W.: *Jugendjahre*, S. 1.

²⁷⁹ Z.,W.: *Jugendjahre*, S. 2.

²⁸⁰ Z.,W.: *Jugendjahre*, S. 3.

²⁸¹ Z.,W.: *Jugendjahre*, S. 4.

²⁸² Doebeli, Peter: *Hilft uns die angewandte Psychologie?* In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 41/1957, S. 1-2, hier S. 1.

²⁸³ Vgl. oben S. 44.

Heimschule entsprechend gefördert werden können.“²⁸⁴ Die folgende Nummer der *Mitteilungen* befasste sich daraufhin eingehender mit dem Thema „Vagantität und Schwachsinn“.²⁸⁵ Anlässlich des von der *World Federation For Mental Health* 1960 ausgerufenen „Weltjahres der geistigen Gesundheit“ widmeten sich die *Mitteilungen* der „Psychohygiene als Grundlage der Jugendhilfe“ und stellten die Arbeit des *Hilfswerkes* als fortschrittliche Einzelfallhilfe und Individual-Fürsorge dar, bei der besonderer Wert auf „Heimatgefühl, Liebe, Zärtlichkeit, Anerkennung und Geborgenheit“²⁸⁶ gelegt werde.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die bereits Ende des 18. Jahrhunderts von Grellmann formulierten Möglichkeiten des Umgangs mit Zigeunern – Erziehung, Inhaftierung, Unterbindung der Fortpflanzung – in psychiatrischen, juristischen und kriminologischen Diskursen über Fahrende bzw. Jenische (v.a. in der Schweiz) zu Beginn des 20. Jahrhunderts erneut aufgegriffen wurden. Dabei spielte die Frage nach der „Besserungsfähigkeit“ weiterhin die entscheidende Rolle und wurde – je nach zugrunde gelegtem Erklärungsmodell (Anlage vs. Umwelt) – bejaht oder verneint. Als wichtigstes Instrumentarium zum Nachweis der (vermeintlichen) Heredität bestimmter Eigenschaften galt dabei die Stammbaumforschung, die – ergänzt durch gleichförmig gehaltene biographische Skizzen – den Nachweis der sich von Generation zu Generation vererbenden, „gemeinschaftsschädlichen“ (charakterlichen) Merkmale erbringen sollte. Die anhand von exemplarischen Einzelbiographien („skrupellose Kindsmörderin“, „gewissenloser Brandstifter“) aufgezeigten „gesellschaftsgefährdenden“ charakterlichen bzw. moralischen „Defekte“ umfassen dabei vor allem einen Mangel an Gewissen und Schuld- bzw. Unrechtsbewusstsein, das mit fehlender Empathie und genereller Gefühlsarmut einhergeht. Die konstruierten psychischen Störungsbilder („moralischer Schwachsinn“, „getarnter Schwachsinn“, „asoziale Psychopathie“), die mit der fahrenden Lebensweise in direkten Zusammenhang gebracht wurden, bildeten sowohl die Grundlage für die Forderung nach Entmündigung und Sicherungsverwahrung auf unbestimmte Zeit (Waltisbühl, Siegfried), als auch nach Sterilisationen (Waltisbühl, Ritter). Eine Favorisierung des Umwelt-Modells (Fontana, Siegfried) führte jedoch keineswegs zu einer völligen Ablehnung der Erblichkeitstheorie, die vielmehr immer dann ins Feld geführt

²⁸⁴ Doebeli: *Hilft uns die angewandte Psychologie?*, S. 2.

²⁸⁵ S.,A.: *Vagantität und Schwachsinn*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*. 42/1958, S. 1-2, hier S. 1.

²⁸⁶ D., P.: *Psychohygiene als Grundlage der Jugendhilfe*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*, 43/1959, S. 3-4, hier S. 3.

wurde, wenn ein „Umerziehungsversuch“ nicht den gewünschten Erfolg zeitigte (Fontana, Siegfried).

Wenngleich die Wissenschaftlichkeit und der Wahrheitsgehalt der besprochenen Abhandlungen im Zuge der Aufarbeitung der Zwangsassimilierungspraktiken des *Hilfswerkes* wiederholt widerlegt wurden, ließen sich die damit verbundenen Argumentations- und Deutungsmuster allein mit dem Nachweis ihrer Unwissenschaftlichkeit nicht ohne weiteres überwinden. Sie finden sich weiterhin nicht nur in Fremdzuschreibungen (etwa in der medialen Berichterstattung über Fahrende in der Schweiz), sondern werden gleichermaßen in der Selbstausrbeitung und Selbstrepräsentation der Betroffenen greifbar, wie das folgende Kapitel zu zeigen versucht.

III. (Politische) Selbstrepräsentation Jenischer in der Schweiz im Anschluss an die Auflösung des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*

Stuart Hall zufolge sind Selbstethnisierung und die „Konstituierung einer defensiven kollektiven Identität“ eine immer wieder zu beobachtende „Antwort auf die Praktiken einer rassistischen Gesellschaft“ und integraler Bestandteil subalternen „Identitätspolitik ersten Grades“.²⁸⁷ Eine meist essentialistisch gefasste und (paradoxe Weise) primär an stigmatisierten und stereotypisierten Leitdifferenzen (schwarz, homosexuell, nicht-esshaft etc.) orientierte Kollektividentität erscheint im Kontext von (politischer) Interessenvertretung und Selbst-Repräsentation als geradezu unabdingbare Voraussetzung, um den eigenen Anliegen und der Kritik an Stigmatisierung und Diskriminierung gesellschaftlich Gehör zu verschaffen. Deutlich macht Hall auch die Kosten, die mit der Konstruktion einer solchen kollektiven Identität einhergehen: Diversität wird gleichermaßen nivelliert und homogenisiert, und das neue Kollektivsubjekt stabilisiert sich seinerseits durch Exklusionsprozesse.²⁸⁸ Dieser Verlauf lässt sich auch für die in den 1970er Jahren einsetzende Interessenvertretung und Selbst-Repräsentation von Jenischen/Fahrenden in der Schweiz nachzeichnen.

Mit der Forderung nach politischer Anerkennung einher geht das Streben nach Erhalt bzw. Wiederbelebung der ‚eigenen‘ marginalisierten Kultur, Sprache und Tradition sowie nach Anerkennung des erlittenen Verfolgungs- und Diskriminierungsschicksals. Als wichtiger Ort der anvisierten Vermittlung zwischen subalternen und mehrheitsgesellschaftlichen Erfahrungshorizonten (bzw. „interkultureller Verständigung“) erweist sich dabei neben Medien wie Presse und Film/Fernsehen das Medium Literatur. Auch in der Schweiz erschienen nach der Auflösung des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 1973 und im Zuge der Selbstorganisation Jenischer/Fahrender vermehrt (vor allem autobiographische) Texte²⁸⁹, die von den Auswirkungen der Zwangsassimilierung und den Folgen der gesellschaftlichen Diskriminierung berichteten. Mit dieser (meist paratextuell als solcher ausgewiesenen) ‚Minderheitenliteratur‘ und der in ihr angelegten Verknüpfung

²⁸⁷ Hall, Stuart: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften* 2. Hamburg 1994, S. 78.

²⁸⁸ Vgl. Hall: *Rassismus*, S. 82f.

²⁸⁹ Vgl. u.a. den Bildband und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung von Urs Walder *Nomaden in der Schweiz*, mit Texten von Mariella Mehr, Venanz Nobel und Willi Wottreng, die Trilogie von Peter Paul Moser: *Entrissen und Entwurzelt*, Thuis 2000. *Die Ewigkeit beginnt im September*, Thuis 2000. *Rassendiskriminierung und Verfolgung während einer ganzen Generation*, Thuis 2002. Eine weitere Autobiographie einer Schweizer Jenischen liegt mit Jeanette Nussbaumers *Die Kellerkinder von Nivagl. Die Geschichte einer Jugend* vor, (Basel/Berlin 1995).

von Einzelschicksal und Gruppenerfahrung sind jedoch ähnliche Paradoxien und Dilemmata verbunden wie mit der Konstruktion eines politischen subalternen Kollektivsubjekts: denn der ethnisch-kulturelle Hintergrund der AutorInnen legitimiert diese Texte zum einen als „authentisch“, gleichzeitig gibt er jedoch den möglichen Erzählrahmen vor und begünstigt eine auf diesen Hintergrund reduzierte Rezeption, mit der Folge einer inkludierenden Exklusion; für die AutorInnen selbst fungiert der legitimierende Kontext dieser ‚Erfahrungsliteratur‘²⁹⁰ darüber hinaus in hohem Maße als Subjektgenerator. Das Einnehmen der diskursiv vorstrukturierten (jensichen) Subjektposition ermöglicht so zwar ein „Sprechen“ – diese häufig als Gegenidentitäten entworfenen Subjektpositionen bleiben jedoch unausweichlich auf hegemoniale (diskursive) Praktiken bezogen, und die auf Unterwanderung/Modifikation einer Meistererzählung abzielende Gegenerzählung aus subalternen Perspektive erscheint so gerade nicht als widerständige Praxis, als die sie häufig intendiert ist, sondern vielmehr als deren Affirmation mit anderen Mitteln.

Auflösung des *Hilfswerks* und Anfänge politischer Selbstrepräsentation Jenischer/Fahrender in der Schweiz

Die Auflösung des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* im Jahr 1973 steht in engem Zusammenhang mit einer Artikelserie des Journalisten Hans Caprez im *Schweizerischen Beobachter*, die seit April 1972²⁹¹ der Sicht betroffener Familien und vor allem jensicher Mütter auf die Praktiken des *Hilfswerkes* sowie anderen kritischen Stimmen zu einer großen Öffentlichkeit verhalf.²⁹²

²⁹⁰ Gemeint sind hiermit nicht *Erfahrungsbücher* im Sinne Foucaults, sondern vielmehr *Wahrheits-* bzw. *Beweisbücher*. Vgl. hierzu auch die Ausführungen Jan Masscheleins: „Zunächst sei zugestanden, dass es Erfahrungsbücher gibt, die eine Art Wahrheitsbücher sind [...]: es sind Bücher, in denen von einer persönlichen Erfahrung berichtet wird und die Tiefe der (eigenen) Seele offen gelegt wird; solche Bücher sind ihrerseits oft Beweisbücher, sollen sie doch eine bestimmte Position – die eigene Position – durch den Bezug auf eine gegebene ‚Erfahrung‘ legitimieren und andere in eine bestimmte Wahrheit einführen, bzw. sie darauf verpflichten. Von ‚Wahrheits-Lesern‘ werden solche Bücher als Darstellung von persönlichen Erfahrungen eines Autors betrachtet, die etwas über den Autor aussagen und daher nur auf diesen Autor bezogen verstanden und bewertet werden.“ Masschelein, Jan: *„Je viens de voir, je viens d’entendre“*. *Erfahrungen im Niemandsland*. In: Ricken, Norbert und Markus Rieger-Laderich (Hgg.): *Michel Foucault. Pädagogische Lektüren*. Wiesbaden 2004, S. 95-115, hier S. 106.

²⁹¹ Vgl. hierzu Galle, Sara und Thomas Maier: *Von Menschen und Akten. Die Aktion „Kinder der Landstrasse“ der Stiftung Pro Juventute*. Zürich 2009, S. 95 ff.

²⁹² Als Hauptargument gegen die Arbeit der Organisation führte Caprez u.a. diejenigen (kinderpsychologischen) Theorien an, die das *Hilfswerk* in seiner Öffentlichkeitsarbeit stets selbst zu relativieren und zu entkräften gesucht hatte: „[...] zudem kann nach übereinstimmender Ansicht der Kinderpsychologie die radikale Trennung von Mutter und Kind im frühen Kindesalter zu schwersten

Etwa zeitgleich mit der Auflösung des *Hilfswerkes* bildeten sich erste Interessenvertretungen (denen im Laufe der Jahre weitere folgten), die zum einen die Aufarbeitung der fürsorgerischen Maßnahmen, Akteneinsicht und Wiedergutmachung forderten, zum anderen die Wiederfindung und Pflege der kulturellen Identität als Anliegen formulierten. Die wohl inzwischen einflussreichste (da im Rahmen politischer Entscheidungsprozesse bevorzugt konsultierte) dieser Organisationen ist die 1975 gegründete und seit 1985 vom Bund subventionierte *Radgenossenschaft der Landstrasse*, zu deren Gründungsmitgliedern auch Mariella Mehr zählt. In ihrem Gründungspapier schrieb die *Radgenossenschaft* 1975 folgende Ziele fest:

- Wiederaufbau des Selbstbewusstseins der Jenischen als Einzelne und als Volk
- Wiederaufbau der kulturellen Identität
- Wiederaufbau des vom „Hilfswerk“ zerstörten gegenseitigen Vertrauens der Jenischen
- Wiedergutmachung der schlimmsten sozialen, psychischen und physischen Schäden der Betroffenen
- Zusammenführung auseinandergerissener Familien
- Politische Anerkennung unseres Volkes als ethnische Minderheit
- Abbau der politischen und rechtlichen Diskriminierung
- Abbau der vor allem von der PJ [Pro Juventute] geschürten Vorurteile
- Zusammenarbeit mit ausländischen Selbsthilfeorganisationen der Zigeuner²⁹³

Den letztgenannten Punkt verwirklichte die *Radgenossenschaft* bereits drei Jahre nach ihrer Gründung durch einen Anschluss an die *Internationale Romani Union*²⁹⁴, was seitens anderer (jenischer) Interessenvertretungen jedoch auf massive Kritik gestoßen ist.²⁹⁵

Störungen und Erziehungsschwierigkeiten führen. Wenn man all dies berücksichtigt und den Lebensweg einzelner Zöglinge kennt, erscheint die Umerziehungsaktion noch problematischer.“ Caprez, Hans: „*Fahrende*“ Mütter klagen an. In: *Der Schweizerische Beobachter* 7/1972. Zit. n. Galle/Maier, *Menschen und Akten*, S. 95.

²⁹³ Zit.n. Mehr, Mariella: *Kinder der Landstrasse. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen*. Bern 1987, S. 20.

²⁹⁴ Vgl. u.a. Huonker, Thomas: *Die ersten sieben Jahre [der Radgenossenschaft] (1975-1982)*. http://www.radgenossenschaft.ch/die_ersten_sieben_jahre.htm. (Letzter Zugriff: 21.05.2010). „Zentral für die Arbeit der Radgenossenschaft war von Beginn an auch die Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln und Überlieferungen der Fahrenden, wie auf die jenische Sprache, auf die Geschichte, die Zeichen und Symbole der Fahrenden sowie die Verbundenheit mit den anderen Stämmen der Roma. [...] 1978 fand der zweite Romano Kongress (nach dem ersten 1971 in London) in Genf statt. Die Organisation lag in den Händen von Dr. Jan Cibula, der anlässlich dieses Treffens die Internationale Romani Union gründete. [...] Damals anerkannten die Roma die Jenischen als einen Stamm ihres Volkes.“

²⁹⁵ So distanzieren sich die *Union der Jenischen Minderheit in Europa (U/J/M/E)*, der *Jenische Kulturverband Österreich e.V.* sowie der *Jenische Bund in Deutschland e.V.* in einer gemeinsamen Presseerklärung vom 22.02.2007 ausdrücklich von einem solchen Zusammenschluss: „Wenn die Radgenossenschaft in der Schweiz einen Vorteil aus diesem Beitritt zieht, so liegt dies ganz alleine in deren Ermessen und wird von uns auf das schärfste verurteilt. JENISCHE sind einfach keine „Roma“ und wir lassen uns auch nicht von der Radgenossenschaft in die ROMANI UNION und damit in eine international akzeptierte Definierung der JENISCHEN als „Stamm der Roma“ drängen. Wir sind JENISCHE – Und JENISCHE wollen wir auch bleiben!“ [H.i.O.] <http://www.openPR.de/news/121614/Presse-Erklärung-der-U-J-M-E-Wir-sind-Jenische-Und-Jenische-wollen-wir-auch-bleiben.html>. (Letzter Zugriff: 21.05.2010). Wenngleich die U/J/M/E sich noch 2007 zu einer solchen Presseerklärung veranlasst sah, konzentriert sich

Identitätspolitik ersten Grades. Selbstethnisierung und (politische) Anerkennung der ‚Fahrenden‘ als Schweizer Minderheit

In der zusammen mit Walter Leimgruber und Thomas Maier herausgegebenen Untersuchung *Kinder der Landstrasse* gibt Roger Sablonier in seinem persönlichen Schlusswort zu bedenken:

Die von der Pro Juventute erfasste Gruppe von Menschen auf einen einheitlichen „Zigeunerstamm“ von „Jenischen“ zurückzuführen, wie dies einzelne Vertreterinnen und Vertreter der Anliegen von Fahrenden heute aus echter Überzeugung oder seit den 1970er Jahren manchmal aus politischer Opportunität tun, stellt eine starke Vereinfachung dar und birgt in sich die Gefahr neuer diskriminierender Ausgrenzungen. [...] Etwas zugespitzt könnte man sagen, die Aktivitäten des „Hilfswerks“ hätten „die Jenischen“ als „schweizerisches Zigeunervolk“ überhaupt erst geschaffen.²⁹⁶

Schon die ersten Ausgaben des eigenen Publikationsorgans der *Radgenossenschaft, Scharotl*, beschäftigten sich mit der Frage, wer als „Jenischer“ gelten sollte. In einem Artikel der Ausgabe 3/1975 fasste Mariella Mehr die „Jenischen“ als soziokulturelle Minderheit auf, bestehend aus „im Familienverband umherziehenden Gruppen mit eigener Sprache, eigenem Gewerbe, eigener Kultur“.²⁹⁷ Aus dem kulturellen Merkmal der fahrenden Lebensweise leiteten sich entsprechende Forderungen nach der Schaffung von Halte- und Standplätzen, nach einer Revision des Hausierergesetzes sowie einer eidgenössischen Regelung der Beschulung von Kindern Fahrender ab, die nach wie vor zu den wichtigsten Zielen verschiedener Interessenvertretungen zählen.²⁹⁸ In den Statuten der *Radgenossenschaft* wurde 1975 festgeschrieben, dass diejenigen zum „fahrenden Volk“ gehören und mit allen Rechten der *Radgenossenschaft* ausgestattet werden sollten, „die nachweisen können, dass wenigstens eines ihrer Grosseltern von Zigeunern oder Jenischen abstammt, sowie solchen, die mit diesen verheiratet oder verschwägert sind.“²⁹⁹ Im Vordergrund stand nun folglich weniger der soziokulturelle Aspekt einer tatsächlich praktizierten fahrenden Lebensweise, als vielmehr der Nachweis einer entsprechenden Abstammung. (Inbegriffen waren zu diesem Zeitpunkt noch andere Gruppen, wie etwa

die tatsächliche Arbeit der *Radgenossenschaft* bereits seit einiger Zeit dezidiert auf die Durchsetzung der Interessen Schweizer Fahrender, während die Kooperation mit (internationalen) Organisationen der Roma in den Hintergrund getreten ist.

²⁹⁶ Leimgruber, Walter, Thomas Maier und Roger Sablonier (Hgg.): *Das Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse*. Bern 1998, S. 185f.

²⁹⁷ Mehr, Mariella: *Geschichtliches*. In: *Scharotl* 3/1975, S. 3.

²⁹⁸ Mehr: *Geschichtliches*, S. 7.

²⁹⁹ Abgedruckt in: *Scharotl* 1/1977, S. 2.

Sinti oder Roma, während die *Radgenossenschaft* später ihren vornehmlichen Vertretungsanspruch für Schweizer Fahrende/Jenische hervorheben sollte.)

Bereits in der folgenden Ausgabe zeigte ein Leserbrief die Schwierigkeiten auf, die mit der Einforderung eines solchen ‚Abstammungsnachweises‘ verbunden waren:

Liebes Scharotl [...] Meine Grosseltern waren noch beide Fahrende. Mein Vater heiratete eine Sesshafte. Und da habe ich nun eine Frage: wie kann ich Ihnen beweisen, dass das stimmt, denn ich möchte gerne Mitglied der Radgenossenschaft werden. Den einzigen Beweis könnte ich Ihnen geben mit einer Bestätigung mit der Unterschrift meines Vaters, da meine Grosseltern beide nicht mehr leben.³⁰⁰

Ebenso problematisch gestaltete sich jedoch das Argument von der fahrenden Lebensweise als ausschlaggebendem Gruppenmerkmal, da zahlreiche Jenische – sei es aufgrund der Maßnahmen des *Hilfswerkes* oder anderer Entwicklungen – sesshaft waren und zum Teil auch keine fahrende Lebensweise anstrebten. Aus ähnlichen Gründen konnten auch Sprache und Kultur nur noch eingeschränkt als gruppenkonstituierende Merkmale ins Feld geführt werden.

Es mag dies ein Grund dafür sein, warum das „Fahren“ von Vertretern der *Radgenossenschaft* zunehmend weniger als ein (weitgehend der Vergangenheit angehörendes) soziokulturelles Phänomen, denn als essentielles, gar vererbbares Gruppenidentitätsmerkmal hervorgehoben wurde. So erwiderte 2001 der Präsident der *Radgenossenschaft*, Robert Huber, auf die Frage, wie er selbst als Betroffener der Aktion *Kinder der Landstrasse* wieder zu einer fahrenden Lebensweise habe zurückfinden können: „Trotz der Erziehung durch Sesshafte ist mir im Innersten das ‚Jenisch-Sein‘ geblieben. Es war zwar schwierig, in die Jenische Gemeinschaft zurückzukommen, aber ich hatte Glück und fand in dieser Gemeinschaft wieder Anerkennung.“³⁰¹ Auch bei Huber spielen weniger Sozialisation und tatsächlich gelebte Kultur, als vielmehr die Abstammung die entscheidende Rolle, wie im Verlauf des Interviews mehrfach deutlich wird: „Heute ist es so, dass viele oder die meisten jungen Jenischen zu ihrer Kultur stehen und ohne Scham sagen können: ‚Ich bin jenischer Abstammung‘“.³⁰² Diese Verknüpfung erweist sich als in hohem Maße jenen hegemonialen Diskursen verhaftet, die in eben dieser „Erblichkeit“ der fahrenden Lebensweise den Hauptgegenstand ‚wissenschaftlicher‘ Abhandlungen über Jenische und somit die Grundlage für deren Pathologisierung und Kriminalisierung fanden. Der berechtigte Verweis auf die Nichtsesshaftigkeit als Folge einer exkludierenden Abschiebungspraxis und eines erzwungenen ökonomischen Nischendaseins, worauf u.a.

³⁰⁰ Leserbrief, *Scharotl* 2/1977, S. 1

³⁰¹ (Schweizerisches) Bundesamt für Kultur (BAK): Journal 4/2001, S. 1.

³⁰² BAK: Journal 4/2001, S.1.

auch Mariella Mehr (1997) hinwies, geriet zugunsten dieser Argumentation völlig in den Hintergrund:

Since the travelling arose out of economic necessity I don't see why I should integrate this into my consciousness as a Jenisch person. The Sinti in Germany have completely abandoned this myth of the travelling and that is correct. They say they have their religion, their tradition and their culture and so on, but the travelling was only a fringe matter, which was due to economic necessity and later, during the Third Reich, to racial persecution.³⁰³

Dass darüber hinaus auch die von Sablonier ausgesprochene Warnung vor der mit der Konstruktion einer jenischen Kollektividentität verbundenen Gefahr „neuer diskriminierender Ausgrenzungen“ durchaus ihre Berechtigung hat, zeigen nicht zuletzt die seit 1998 jährlich veröffentlichten Berichte der Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende*³⁰⁴, deren Stiftungsrat zu einem großen Teil aus Mitgliedern der *Radgenossenschaft* besteht, welche in den Berichten als „eine der wichtigsten Organisationen der Fahrenden“ bzw. als deren „Dachorganisation [...], welche vom Bund als repräsentativ anerkannt und finanziell unterstützt wird“, ausgewiesen wird.³⁰⁵ Neben der *Radgenossenschaft*, welche die größte Interessengruppe im Stiftungsrat stellt, ist als weitere Organisation der Fahrenden lediglich die *Zigeunermission* vertreten.

Während in den *Scharotl*-Artikeln der 70er Jahre stets die Solidarität aller Fahrenden untereinander über Landesgrenzen hinweg sowie die gemeinsamen Interessen im Vordergrund gestanden hatten und auch bei der Gründung der *Radgenossenschaft* von

³⁰³ Mehr, Mariella: *Kinder der Landstrasse*. In: New, Mitya (Hg.): *Switzerland unwrapped. Exposing the Myths*. London/New York 1997. S. 115.

³⁰⁴ Die Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* wurde 1997 auf eine parlamentarische Initiative aus dem Jahr 1991 hin vom Bund gegründet, um die „Lebensbedingungen der fahrenden Bevölkerung in der Schweiz zu sichern und zu verbessern und einen Beitrag zur Wahrung ihres kulturellen Selbstverständnisses zu leisten.“ Der Stiftungsrat besteht aus 11 Mitgliedern, wovon fünf der „fahrenden Bevölkerung der Schweiz“ angehören sollen. Je zwei Mitglieder vertreten Bund, Kantone und Gemeinden. Zur Rolle der *Radgenossenschaft* heißt es in der entsprechenden Botschaft des *Schweizerischen Bundesrates*: „Die Radgenossenschaft, die vom Bund seit 1986 durch jährliche Beiträge unterstützt wird, leistet Direkt- und Soforthilfe für die Fahrenden bei deren Alltagsproblemen. Im Unterschied dazu vermittelt die Stiftung zwischen Fahrenden und den Behörden und trägt durch fachliche und rechtliche Beratung, durch Gedanken- und Erfahrungsaustausch unter allen interessierten Kreisen und durch politische Einflussnahme dazu bei, die Lebensbedingungen der Fahrenden zu verbessern und langfristig zu sichern. Die Stiftung bildet keine ausschliessliche Interessenvertreterin der Fahrenden, sondern eine notwendige Ergänzung zur Radgenossenschaft, d.h. eine Institution, in welcher der Staat in Zusammenarbeit mit den Fahrenden seiner Verantwortung gegenüber dieser kulturellen Minderheit gerecht zu werden versucht.“ *Botschaft über einen Rahmenkredit an die Stiftung „Zukunft für Schweizer Fahrende“ für die Jahre 2007-2011*. (06.030/10. März 2006, S. 3052). Bereitgestellt auf der Homepage des Bundesamtes für Kultur (BAK) unter http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00511/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

³⁰⁵ Jahresbericht Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* 1998, S. 11.

Bereitgestellt auf der Homepage des Bundesamtes für Kultur (BAK) unter http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

1975 die „Zusammenarbeit mit ausländischen Selbsthilfeorganisationen der Zigeuner“ festgeschrieben worden war, gerieten in den Jahresberichten der *Stiftung* (sowie auch der *Radgenossenschaft*) zunehmend „ausländische Fahrende“ als eigentliches Problem in den Blick:

In verschiedenen Kantonen haben Aufenthalte von ausländischen Fahrenden Probleme bereitet. Eine Umfrage bei den Kantonen hat gezeigt, dass die von ausländischen Fahrenden benützten Plätze gelegentlich in grosser Unordnung hinterlassen werden. In der Regel wird nicht zwischen den Verursachern solcher Unordnung und anderen Fahrenden unterschieden, sondern die negative Einstellung und Ablehnung auf alle Fahrenden generell übertragen.³⁰⁶

Vor allem das „Reisen in grossen Karawanen“ von bis zu 60 Wagen, das hauptsächlich von „ausländischen Fahrenden“ praktiziert werde, bewirke Angst und Abwehr bei der sesshaften Bevölkerung gegenüber diesen „kulturell andersartige[n] Menschen“.³⁰⁷ Als Lösungsvorschlag unterbreitete der Stiftungsrat u.a. die Einrichtung von Sonderplätzen für „Roma und Angehörige anderer ausländischer Zigeunerstämme“, die Aufteilung der „Karawanen“, eine Zusammenarbeit der Zollorgane mit den Polizeibehörden (in Form der Meldung von Grenzübertritten) sowie interkantonal abgestimmte Polizeieinsätze, um die Rechtsordnung gegenüber „ausländischen Fahrenden“ durchzusetzen, sofern vermittelnde Gespräche zwischen „einheimischen“ und „ausländischen“ Fahrenden zu keinem Ergebnis führten.³⁰⁸ Trotz dieser angebotenen Vermittlertätigkeit erweckt die zitierte Argumentation den Eindruck, als solle die Gruppe der „inländischen“ Schweizer Fahrenden durch Abgrenzung zu den ihrerseits als homogen und „kulturell andersartig“ dargestellten „ausländischen“ Fahrenden konturiert und stabilisiert werden.

Selbstethnisierung und Minderheitenschutzrecht

Wie u.a. Reetta Toivanen gezeigt hat, erweisen sich Selbstethnisierung und die Konstruktion einer homogenen Kollektividentität vor dem Hintergrund europäischer Minderheitenschutzabkommen und angesichts der Definitionsversuche von „nationaler“

³⁰⁶ Jahresbericht Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* 1999, S. 4.

Bereitgestellt auf der Homepage des Bundesamtes für Kultur (BAK) unter http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

³⁰⁷ Jahresbericht Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* 1999, S. 11.

³⁰⁸ Jahresbericht Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* 1999, S. 12ff.

bzw. „ethnischer“ Minderheit als Voraussetzung, um überhaupt als schützenswerte Minderheit anerkannt werden zu können:

Um als echte Minderheit anerkannt zu werden, ahmen die MinderheitenaktivistInnen die in internationalen Minderheitenrechtsinstrumenten festgelegten Normen und Kriterien für Minderheitenrechte nach. Eine Minderheit, die Kultur gemäß einem modernen Verständnis als etwas begreift, das ständigem Wandel unterliegt und auch Unterschiede unter den Mitgliedern der Gruppe betont, hat keine oder geringe Chancen auf Minderheitenschutz und Förderung. Das Rechtsparadox resultiert daraus, dass die Minderheitenschutzinstrumente nicht nur die Kultur und Identität von Minderheiten schützen, sondern auch mit definieren, was schutzwürdig ist.³⁰⁹

Das Wissen um diesen Zusammenhang zeigt ein *Scharotl*-Artikel der Ausgabe 6/76, dort heißt es im Anschluss an einen Überblick über das stigmatisierende Schrifttum Jörgers, Fontanas und Waltisbühls: „Das Existenzrecht ethnischer Minderheiten wächst mit der Anerkennung ihrer kulturellen Tradition.“³¹⁰ Diese kulturelle Tradition existierte jedoch – nicht zuletzt aufgrund der Trennung der Familien bzw. Fremdplatzierung der Kinder – bereits nur noch eingeschränkt.

Das Problem der Anwendung internationaler, von der Schweiz ratifizierter Minderheitenschutzabkommen auf die Schweizer Fahrenden/Jenischen zeigt das 2001 von der *Stiftung für Schweizer Fahrende* in Auftrag gegebene und vom *Schweizer Bundesamt für Justiz* 2002 veröffentlichte *Gutachten zur Rechtsstellung der Fahrenden in ihrer Eigenschaft als anerkannte nationale Minderheit*.³¹¹ Das Gutachten sollte klären, welche besonderen Rechtsansprüche Schweizer Fahrende gegenüber dem Gemeinwesen angesichts des bestehenden Minderheitenschutzes sowie in Anbetracht des Diskriminierungsverbotes geltend machen konnten.³¹²

Der Status der Schweizer Fahrenden als ethnisch-kulturelle Minderheit ist laut Gutachten u.a. mit Artikel 27 des UNO-Paktes II gegeben, der als wesentliche (ethnische) Merkmale

³⁰⁹ Toivanen, Reetta: *Das Paradox der Minderheitenrechte in Europa*. In: *SWS-Rundschau* 2/ 2005, S. 185.

³¹⁰ *Rufmörder am Werk*. In: *Scharotl* 6/76, S. 2.

³¹¹ (Schweizerisches) Bundesamt für Justiz: *Gutachten zur Rechtsstellung der Fahrenden in ihrer Eigenschaft als anerkannte nationale Minderheit*, 27. März 2002.

Bereitgestellt auf der Homepage des Bundesamtes für Kultur (BAK) unter http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

³¹² Das Gutachten kam zu dem Schluss, dass die Schweizer Fahrenden aufgrund ihrer Lebensweise im Rahmen der geltenden Rechtsordnung vor allem von indirekter Diskriminierung im Bereich der Raumplanung und Baupolizei, im Bereich der Gewerbepolizei und der Schulpflicht betroffen seien. Per Bundesgerichtsentscheid vom 28. März 2003 wurde das Rechtsgutachten hinsichtlich der Raumplanung bestätigt und die zuständigen Behörden wurden verpflichtet, die Bedürfnisse der Fahrenden in Raumplanung und baurechtlichen Vorschriften zu berücksichtigen. Trotz dieses Entscheides formulierte die Stiftung in ihrem Jahresbericht von 2007 weiterhin dringenden Handlungsbedarf. (Jahresbericht *Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende* 2007, S. 6. Bereitgestellt auf der Homepage des Bundesamtes für Kultur (BAK) unter http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Kultur, ein gemeinsames historisches Schicksal sowie das gemeinsame Streben nach einem Selbstverständnis als ethnisch-kultureller Minderheit vorsieht. Als maßgeblich für die Umschreibung des Begriffs der „nationalen Minderheit“ erachtet das Gutachten jedoch das *Rahmenübereinkommen des Europarates zum Schutz nationaler Minderheiten* (RüSNM)³¹³, das selbst keine Konkretisierung des Begriffs der „nationalen Minderheit“ enthält, seitens der Schweiz jedoch bei der Ratifizierung 1998 durch folgende auslegende Erklärung ergänzt wurde:

Als nationale Minderheit im Sinne des vorliegenden Rahmenübereinkommens gelten in der Schweiz diejenigen Gruppen von Personen, die zahlenmässig kleiner als der Rest der Bevölkerung des Landes oder eines Kantons sind, deren Angehörige die Schweizer Staatsbürgerschaft besitzen, alte, solide und dauerhafte Bindungen zur Schweiz unterhalten und vom Willen getragen sind, gemeinsam zu bewahren, was ihre Identität ausmacht, insbesondere ihre Kultur, ihre Traditionen, ihre Religion oder ihre Sprache.³¹⁴

Mit dieser Erklärung trat vor allem der Aspekt der Staatsangehörigkeit in den Vordergrund, der Ansprüche an die Schweiz seitens „ausländischer“ Fahrender, welche sich auf die gleiche zu schützende Kultur, Tradition, Religion und Sprache berufen konnten, ausschloss.

Deutliche Probleme bereitete bei der Begutachtung die Definition der maßgeblichen Gruppenmerkmale der zu schützenden Minderheit. In Übereinstimmung mit der Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* übernahm das Gutachten (nach Diskussion und Verwerfung der Termini „Zigeuner“, „Roma“, „Jenische“) den Begriff der „Fahrenden“ als „Bezeichnung für diejenigen Bevölkerungsgruppen [...], welche eine nicht bzw. teilweise nicht sesshafte Lebensweise pflegen, und deren Erwerbsleben und Kultur auf dieser Lebensweise basiert“³¹⁵. Das Gutachten wies jedoch ausdrücklich darauf hin, dass Herkunft, Abstammung und Sprache bei einer solchen Begriffsdefinition nicht als Abgrenzungskriterien fungieren konnten, ebenso wenig wie die Staatsangehörigkeit. Bereits die Definitionen der zu schützenden Minderheit zeigen so die möglichen bipolaren Demarkationslinien³¹⁶ von In- und Exklusionsprozessen bei der Konstituierung der verschiedenen Interessengruppen auf.

³¹³ (Schweizerisches) Bundesamt für Justiz: *Gutachten zur Rechtsstellung der Fahrenden in ihrer Eigenschaft als anerkannte nationale Minderheit*, 27. März 2002, S. 4.

³¹⁴ (Schweizerisches) Bundesamt für Justiz: *Gutachten zur Rechtsstellung der Fahrenden in ihrer Eigenschaft als anerkannte nationale Minderheit*, 27. März 2002, S. 5.

³¹⁵ (Schweizerisches) Bundesamt für Justiz: *Gutachten zur Rechtsstellung der Fahrenden in ihrer Eigenschaft als anerkannte nationale Minderheit*, 27. März 2002, S. 9.

³¹⁶ Wie etwa ethnisch/nicht ethnisch, fahrend/nicht fahrend, Jenisch sprechend/nicht Jenisch sprechend, schweizerischer Staatsangehörigkeit/nicht-schweizerischer Staatsangehörigkeit, von der Aktion *Kinder der Landstrasse* betroffen/nicht betroffen u. dergl. Zur Funktion bipolarer hierarchischer Differenzlinien vgl.

Die sowohl von der *Radgenossenschaft* als auch von der Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* als entscheidendes Gruppenmerkmal hervorgehobene fahrende bzw. nomadisierende Lebensweise wird jedoch seitens anderer Interessenvertretungen zunehmend kritisiert, und auch der Status der *Radgenossenschaft* als Dachverband steht inzwischen aus Sicht anderer Gruppierungen in Frage.³¹⁷ In einer Stellungnahme vom Juli 2005 des Vereins *Schinagel* zum *Vorentwurf des Berichtes des Bundesrates über die Situation der Fahrenden in der Schweiz* heißt es etwa:

Seit Jahrzehnten gilt die Radgenossenschaft der Landstrasse als einzige offizielle Ansprechpartnerin, sobald Bund, Kantone und auch die Stiftung Zukunft Schweizer Fahrende eine Vernehmlassung starten, Projekte lancieren oder Gelder verteilen. Unserer Meinung nach ist dieser monopolistische Vertretungsanspruch längst nicht mehr gerechtfertigt: Die Radgenossenschaft hat immer weniger Mitglieder, im Vorstand sitzen praktisch nur noch Leute, die mit dem Präsidenten verwandt sind oder ihm sehr nahe stehen. Diese Organisation vertritt längst nicht mehr die Interessen „aller“ Jenischen/Fahrenden, hat aber nach wie vor die alleinige Berechtigung dazu.³¹⁸

Der Vorstand des im Februar 2003 gegründeten, ausdrücklich transnational ausgerichteten Vereins *Schäft qwant* schloss sich dieser Argumentation in seiner eigenen Stellungnahme zum *Vorentwurf* weitgehend an³¹⁹ und kritisierte darüber hinaus auch die Verwendung des Begriffs „Fahrende“, der den Bedürfnissen der sesshaft oder mehrheitlich sesshaft lebenden Jenischen, Sinti und Roma keine Rechnung trage:

Der Sprachgebrauch des Bundes ist [...] stark geprägt von der Dualität Fahrende/Sesshafte. Erstens reduziert diese Begrifflichkeit die jeweils gemeinten Menschen auf eine einzelne ihrer Wesensarten und zweitens ist sie höchst unpräzise. Während von den so genannt „Fahrenden“ höchstens 10% in einem auch heute noch als fahrend/nomadisch zu nennenden engeren Kontext leben, fahren „Sesshafte“ im Zeitalter der Mobilität öfter und mehr durch die Welt als das Nomaden jemals taten.³²⁰

allgemein den Sammelband von Lutz, Helma und Norbert Wienning (Hgg.): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen 2001.

³¹⁷ Vgl. zu diesem Prozess seit dem Jahr 1987 Huonker: *Die ersten sieben Jahre [der Radgenossenschaft] (1975-1982)*: „Das Wirken von immer mehr Organisationen (Stiftung Naschet Jenische, Verein Kinder der Landstrasse, Fahrendes Zigeuner-Kulturzentrum, Mission Tzigane, Pro Tzigania) neben der Radgenossenschaft brachte einige Turbulenzen und teilweise scharf ausgetragene Uneinigkeiten mit sich.“

³¹⁸ Stellungnahme des Vereins *Schinagel* im Rahmen der Vernehmlassung zum *Vorentwurf des Berichtes des Bundesrats über die Situation der Fahrenden in der Schweiz*, Juli 2005 <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/vernehmlassungschinagel.html> (Letzter Zugriff: 20.05.2010).

³¹⁹ Stellungnahme des Vereins *Schäft qwant* im Rahmen der Vernehmlassung zum *Vorentwurf des Berichtes des Bundesrats über die Situation der Fahrenden in der Schweiz*. <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/VernehmlassungBerichtBundesrat051101.html> (Letzter Zugriff: 20.05.2010.) Venanz Nobel, Administrator der Homepage und Vorstandsmitglied des Vereins *Schäft qwant*, hatte sich zunächst in der *Radgenossenschaft* engagiert und 1985 gemeinsam mit Clemente Graff die Arbeit als deren Sekretär, *Scharotl*-Redakteur und Pressesprecher übernommen. Vgl. Huonker: *Die ersten sieben Jahre*.

³²⁰ Stellungnahme des Vereins *Schäft qwant* im Rahmen der Vernehmlassung zum *Vorentwurf des Berichtes des Bundesrats über die Situation der Fahrenden in der Schweiz*.

Entsprechend forderte der Verein die Behörden auf, die betroffenen Gruppen (Jenische, Sinti, Roma) einzeln zu benennen und auf Sammelbegriffe zu verzichten. In seiner Stellungnahme vom 8. Dezember 2006 zum Berichtsentwurf der Schweiz zur Umsetzung des *Rahmenübereinkommens des Europarates zum Schutz nationaler Minderheiten* hinsichtlich der „Fahrenden“ wandte sich *Schäft qwant* zudem gegen eine Stigmatisierung „ausländischer“ Fahrender:

Wie weiter oben moniert, behindert der Antagonismus „sesshafte Bevölkerung“ und „Fahrende“ eine antidiskriminatorische Öffentlichkeitsarbeit zu Gunsten der Jenischen, Sinti und Roma. Problematisch ist in diesem Abschnitt des Berichts insbesondere, das fehlende Verständnis der „sesshaften Bevölkerung“ (eigentlich: der **Mehrheitsgesellschaft**) auf „*negative Erfahrungen mit isolierten Gruppen von ausländischen Fahrenden*“ (eigentlich: **Roma, Sinti und Jenischen**) zu reduzieren. Durch diese Reduktion im Bericht werden die clichéartigen und reisserischen Medienberichte über grössere reisende Familienverbände unhinterfragt zementiert. [H.i.O.]³²¹

Bereits 2004 hatte *Schäft qwant* die Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* als ein für die Betroffenen selbst „nicht erreichbares Konstrukt“ bezeichnet, der eigentliche Sinn der Stiftung und ihre konkreten Aufgaben gingen aus den Unterlagen des Bundes und der öffentlich wahrnehmbaren Praxis nicht hervor.³²²

Angesichts der Vielfalt der Interessengruppen bzw. konkurrierenden Identitätskonstruktionen und der zum Teil recht massiven Kritik an der Rolle der *Radgenossenschaft* in der Schweiz stellt sich die Frage, wie der Erfolg (u.a. gemessen an staatlicher Förderung und der Verfolgung eigener Interessen) just dieser Organisation zu

<http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/VernehmlassungBerichtBundesrat051101.html> (Letzter Zugriff: 20.05.2010.)

³²¹ Stellungnahme des Vereins *Schäft qwant* zum *Zweiten Bericht der Schweiz zur Umsetzung des Rahmenübereinkommens des Europarats zum Schutz nationaler Minderheiten*, Basel 8.12.2006. <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/zweiterMinderheitenberichtCHVernehmlass061208.pdf> (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Wie bereits angemerkt, finden sich jedoch auch in den Jahresberichten der Stiftung *Zukunft für Schweizer Fahrende* sowie in den Jahresberichten der *Radgenossenschaft* ähnliche Passagen, die in den Berichtsentwurf Eingang gefunden haben dürften. So heisst es noch im Jahresbericht der *Radgenossenschaft* aus dem Jahr 2007 unter dem Punkt „Ausländische Fahrende“: „In den Medien wurden wieder viele Berichte über ausländische Fahrende gebracht. Der Bundesrat setzt sich nun direkt mit den Problemen auseinander. Wir haben versucht, der sesshaften Bevölkerung den Unterschied von ausländischen zu schweizerischen Fahrenden aufzuzeigen. Es wurde eine neue Broschüre erstellt, welche bei sämtlichen Anlässen welche die RG besuchte, verteilt wurde. Zusätzlich wurde die Informationsbroschüre für Interessierte und Medien neu überarbeitet. An den Veranstaltungen konnten wir mündlich den Unterschied aufzeigen und so die sesshafte Bevölkerung für die Schweizer Fahrenden sensibilisieren.“ *Radgenossenschaft der Landstrasse*, Jahresbericht 2007, S.1. http://www.radgenossenschaft.ch/jahresbericht_2007.htm (Letzter Zugriff: 19.05.2010).

³²² *Schäft qwant: Die Jenischen, die Minderheitenrechte und ihre Umsetzung in der Schweiz*. Bulletin 1/2004, 8. März 2004. <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/SCBulletin1-2004.htm> (Letzter Zugriff: 20.05.2010.)

erklären ist. Mit Toivanens Ansatz lässt sich zwar nachvollziehen, dass die Berufung auf ein Gruppenmerkmal und eine entsprechende Homogenisierung zur Durchsetzung eigener Interessen notwendig sind. Wie gezeigt, existieren jedoch durchaus Gruppierungen, die andere, ebenso aus dem Minderheitenschutzrecht abgeleitete Merkmale als konstituierend hervorheben und bisher keine vergleichbare (staatliche/politische) Unterstützung gefunden haben wie die *Radgenossenschaft*, die in ihrer Selbstrepräsentation dezidiert auf die vormals stigmatisierte fahrende Lebensweise zurückgreift.

Subjektivierende Effekte des Wahrheitsdiskurses - Subjektconstitution und (politische) Handlungsspielräume

Weiteren Aufschluss über die Ursache des besonderen Erfolgs der *Radgenossenschaft* kann eine Subjektkonzeption bieten, wie sie Michel Foucault in seinen späten Schriften, die neben Diskurs- und Machtpraktiken vor allem subjektkonstituierende Selbstpraktiken³²³ in den Blick nehmen, ausgearbeitet hat:

Nach dem Studium der Wahrheitsspiele in ihrem Verhältnis zueinander – am Beispiel einiger empirischer Wissenschaften im 17. und im 18. Jahrhundert – und nach dem Studium der Wahrheitsmechanismen im Verhältnis zu den Machtbeziehungen – am Beispiel der Strafpraktiken – schien sich mir eine andere Arbeit aufzudrängen: das Studium der Wahrheitsspiele im Verhältnis seiner selber zu sich und der Konstitution seiner selber als Subjekt [...]. Anhand welcher Wahrheitsspiele gibt sich der Mensch sein eigenes Sein zu denken, wenn er sich als Irren wahrnimmt, wenn er sich als Kranken betrachtet, wenn er sich als lebendes, sprechendes und arbeitendes Wesen reflektiert, wenn er sich als Kriminellen beurteilt und bestraft?³²⁴

Wer als kriminell, wahnsinnig oder eben auch als jensisch (was aufgrund der Kriminalisierung und Pathologisierung von Nichtsesshaftigkeit beides umfasst/e) zu gelten hat, ist zwar zum einen durch Diskurse vorstrukturiert und von Macht- bzw. Strafpraktiken bestimmt (im Fall der nichtsesshaften Jenischen durch eine entsprechende Wissensproduktion und daran anschließende „Disziplinierung“ in Haftanstalten, Psychiatrien etc.) – darüber hinaus muss sich das entsprechende Subjekt jedoch selbst als solches ausarbeiten, indem es – über Selbsttechniken wie Gewissensprüfung,

³²³ Foucault definiert als Selbstpraktiken bzw. Techniken des Selbst „die in allen Kulturen anzutreffenden Verfahren zur Beherrschung oder Erkenntnis seiner selbst, mit denen der Einzelne seine Identität festlegen, aufrechterhalten oder im Blick auf bestimmte Ziele verändern kann oder soll.“ Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften IV, 1980-1988*. Hg. v. Daniel Derfert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Larange. Frankfurt/Main 2005, S. 259.

³²⁴ Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Lüste*, In: Axel Honneth, Martin Saar [Hgg.]: *Michel Foucault. Die Hauptwerke*. Frankfurt 2008, S. 1159f.

Selbstbefragung, kurz: Identitätsarbeit – zu den jeweiligen Vorgaben Stellung bezieht, entsprechend auf sich einwirkt, sich im Geflecht der Machtbeziehungen positioniert und selbst führt. Wie schon gezeigt, lassen sich verschiedene Formen des Selbstbezugs bzw. der Selbstproblematik denken. Legt man diese Überlegungen Foucaults zugrunde, ergibt sich der besondere Erfolg einer Selbstausrbeitung als nichtsesshaft hinsichtlich der (politischen) Anerkennung als Minderheit aus der Wechselbeziehung zwischen Macht und Subjektivität, bzw. dem produktiven Charakter von Macht. – Denn ein Subjekt wird im Moment seiner Unterwerfung unter formierende Bedingungen bzw. Diskurse gleichzeitig handlungsmächtig: indem das Subjekt die es unterwerfenden Bedingungen annimmt, sich entsprechend ausarbeitet und somit intelligibel wird bzw. bleibt, schafft es überhaupt erst die Voraussetzungen für Machtbeziehungen, denn es muss im Gegenzug als handelndes Subjekt anerkannt werden, was es ihm wiederum ermöglicht, im Rahmen von Machtbeziehungen auf das Handeln anderer Subjekte Einfluss zu nehmen:

Wenn man Machtausübung als ein auf Handeln gerichtetes Handeln definiert, wenn man sie als „Regierung“ von Menschen durch andere Menschen im weitesten Sinne des Wortes beschreibt, dann schließt man darin ein wichtiges Element ein, nämlich das der Freiheit. Macht kann nur über „freie Subjekte“ ausgeübt werden, insofern sie „frei“ sind – und damit seien hier individuelle oder kollektive Subjekte gemeint, die jeweils über mehrere Verhaltens-, Reaktions- oder Handlungsmöglichkeiten verfügen. Wo die Bedingungen des Handelns vollständig determiniert sind, kann es keine Machtbeziehungen geben. [...] Macht und Freiheit schließen einander also nicht aus (wo Macht ist, kann es keine Freiheit geben). Ihr Verhältnis ist weitaus komplexer. In diesem Verhältnis ist Freiheit die Voraussetzung für Macht (als Vorbedingung, insofern Freiheit vorhanden sein muss, damit Macht ausgeübt werden kann, und auch als dauerhafte Bedingung, denn wenn die Freiheit sich der über sie ausgeübten Macht entzöge, verschwände im selben Zuge die Macht und müsste bei reinem Zwang oder schlichter Gewalt Zuflucht suchen).³²⁵

Als Entstehungsbedingung eines jenseitigen (Kollektiv-)Subjekts, das die Nichtsesshaftigkeit ins Zentrum der Selbstthematik bzw. –problematik rückt, lässt sich der in Kapitel II rekonstruierte Wahrheitsdiskurs ausmachen, der mittels der Pathologisierung und Kriminalisierung von Nichtsesshaftigkeit die Grundlage für Disziplinierungen in Form von Inhaftierung und Psychiatrisierung bot. Die (freiwillige) Unterwerfung unter diese diskursiven Vorgaben und die Selbstausrbeitung der adressierten Jenseitigen als nichtsesshaft erfolgte jedoch erst nach Auflösung des *Hilfswerkes*, bzw. nach Beendigung der Zwangs- und Gewaltverhältnisse in Psychiatrie, Haftanstalten etc. und zu einem Zeitpunkt, da tatsächlich erst mehrere „Verhaltens-

³²⁵ Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften IV, 1980-1988*. Hg. v. Daniel Derfert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Larange. Frankfurt/Main 2005. S. 287.

Reaktions- oder Handlungsmöglichkeiten“ bestanden. Der Erfolg der *Radgenossenschaft* scheint nahe zu legen, dass eine Unterwerfung unter hegemoniale Diskurse hinsichtlich der im Machtbeziehungsfeld ausgetragenen „Anerkennungsspiele“ tatsächlich den größten Handlungsspielraum eröffnet.

Es ließe sich einwenden, dass eine Selbstaarbeitung als „kriminell“ oder „wahnsinnig“ einen ähnlichen Erfolg zeitigen müsste wie die Selbstaarbeitung als „nichtsesshaft“, da auch eine solche Selbstthematisierung an den diskursiven Vorgaben orientiert wäre. Dass dies nicht der Fall sein kann, lässt sich mit Foucault mit dem Umstand erklären, dass eine solche Selbstaarbeitung keine Beendigung der Zwangs- und Gewaltverhältnisse zeitigen würde, sondern im Gegenteil ihre Fortsetzung: denn „kriminelle“ und „wahnsinnige“ Nichtsesshafte würden zum einen den Wahrheitsdiskurs bestätigen, zum anderen in der Folge erneut inhaftiert und psychiatrisiert werden.

Zu unterscheiden ist in diesem Zusammenhang zwischen der hierarchisch strukturierten, essentiell gefassten Differenz (sesshaft/nichtsesshaft) und den daran anknüpfenden Unterwerfungsmechanismen, der Kriminalisierung und Pathologisierung. Diese erweisen sich als höchst produktive Subjektgeneratoren, denn sie sind in besonderem Maße geeignet, Selbstobjektivierung, Selbstthematisierung, kurz, die Anwendung von Selbsttechniken zuallererst in Gang zu setzen – einem (nichtsesshaften) Jenischen bzw. Fahrenden sein eigenes „Sein“ zu denken zu geben, also über Gewissensprüfung, Selbstvergewisserung u. dergl. das eigene Jenisch- bzw. Nichtsesshaftsein auf kriminelle/pathologische Elemente hin zu überprüfen, es in expliziter Akzeptanz von Rechts- und Verhaltensnormen usw. zu entkriminalisieren, zu entpathologisieren und damit zu normalisieren und sich gleichzeitig als nicht-sesshaftes jenesches Subjekt auszuarbeiten – unter Zugewinn entsprechender (politischer) Handlungsspielräume, die sich im Vergleich zu anderen Selbstaarbeitungen aus der besonderen Intelligibilität ergeben, die ihrerseits aus dem Rückbezug auf hegemoniale diskursive Differenzzuschreibungen herrührt. Die mit dieser Subjektivation einhergehenden neuen Exklusions- und Stigmatisierungsprozesse wurden bereits beschrieben.

Während Mariella Mehr sich im Rahmen ihrer publizistischen und literarischen Tätigkeit zunächst maßgeblich an der Konstruktion eines jeneschen (und später weiblichen) Kollektivsubjektes beteiligte, zeugen ihre späteren Texte von einer zunehmenden Sensibilisierung für die aufgezeigten Zusammenhänge und Ausschlussprozesse im Kontext politischer Interessenvertretung und kollektiver (Selbst-)Repräsentation sowie von der

Suche nach literarischen Schreib- und Erzählverfahren, diesen Dilemmata und Paradoxien zu entkommen. In den Blick geraten dabei zunehmend die subjektkonstituierenden Unterwerfungsmechanismen selbst sowie die Frage nach Möglichkeiten einer Entsubjektivierung bzw. Entunterwerfung.

Frühe publizistische Texte Mehrs im Kontext von Minderheiten- und Frauenpolitik

In den Jahren nach der Gründung der *Radgenossenschaft* und ihrer Tätigkeit als Sekretärin der Organisation zielte Mehrs publizistische und literarische Arbeit vornehmlich darauf ab, die Öffentlichkeit über die Praktiken des *Hilfswerkes* aufzuklären und eine (wissenschaftliche) Aufarbeitung von dessen Zwangsassimilierungspraxis einzufordern. Ihre Artikel, Gedichte und Erzählungen veröffentlichte sie u.a. im *Tages Anzeiger*, der *Berner Zeitung*, der *Tat* oder der *WochenZeitung* sowie im *Scharotl*, dessen Redakteurin sie von 1975-1977 war.³²⁶

Bereits die frühen Ausgaben des *Scharotl* zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung mit der Wissensproduktion bzw. dem Wahrheitsdiskurs zu Schweizer Fahrenden/Jenischen. So enthält die 3. Nummer aus dem Jahr 1975 ein umfassendes Verzeichnis von Literatur „Sesshafter“ über „Fahrende“, aufgeführt sind u.a. die Schriften Fontanas, Siegfrieds und Waltisbühls. Beschränken sich die meisten der frühen Artikel im *Scharotl* darauf, den unwissenschaftlichen Charakter dieser Abhandlungen hervorzuheben³²⁷, lässt Mehrs am 30. April 1976 im *Tages Anzeiger Magazin* erschienener Beitrag *E. Xenos 1922, Einer von 600* bereits das Schreibverfahren des 1987 herausgebrachten Theaterstücks *Kinder der Landstrasse. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen* erkennen.³²⁸ Der Bericht über E. Xenos, der in Fontanas Dissertation als

³²⁶ Auch nach Beendigung ihrer Tätigkeit als Sekretärin der *Radgenossenschaft* und Redakteurin der Zeitschrift blieb Mehr publizistisch im *Scharotl* aktiv: 1984 forderte sie in einem Aufruf die Aufarbeitung der Akten und Geschichte des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* ein, woraufhin die *Pro Juventute* trotz zahlreicher Proteste die Akten, die zuvor zwecks Familienzusammenführungen hatten eingesehen werden können, unter Verschluss nahm und das Sekretariat der *Radgenossenschaft* nicht weiter finanzierte. Vgl. Huonker: *Die ersten sieben Jahre*.

³²⁷ Vgl. den Artikel *Rufmörder am Werk*. In: *Scharotl* 6/1976, S. 1f.

³²⁸ Das stark autobiographisch geprägte Drama hat die Wegnahme von Mehrs Sohn Christian durch das *Hilfswerk* und ihre Inhaftierung in der Strafanstalt Hindelbank zum Gegenstand. Szenische Passagen und Zitate aus Schriften Siegfrieds, Berichte von Siegfrieds Mitarbeiterin Clara Reust sowie aus der Korrespondenz des *Hilfswerkes* wechseln einander ab und zeigen so eindrücklich die Hilflosigkeit der Mündel gegenüber der Organisation auf. Dem publizierten Bühnentext ist ein einleitender Teil zur Geschichte des *Hilfswerkes*, dessen Auflösung und der Arbeit sowie den Forderungen der *Radgenossenschaft*

„Brandstifter aus Rache“ besondere Erwähnung gefunden hatte, orientiert sich dabei sowohl am narrativen Muster der genealogischen Abhandlungen insgesamt (einleitend wird etwa ironisierend auf das „Stammelternpaar“ der „Sippe“ und entsprechende Kirchenbucheinträge hingewiesen) als auch an demjenigen der „biographischen Skizzen“. Mit der Gegenüberstellung von Auszügen aus Fontanas/Waltisbühls Dissertationen, Siegfrieds Jahresberichten, erzählenden Passagen und Selbstäußerungen des E. Xenos gelingt es Mehr, den Konstruktcharakter und die Schablonenhaftigkeit dieses Erzählmusters aufzuzeigen und aufzubrechen. So erscheint z.B. die von Fontana hervorgehobene Brandstiftung aus Rache in den Ausführungen E. Xenos' in einem gänzlich anderen Licht:

69 Tage haben sie mich ausgefragt. Jeden Tag kam der Wärter, brachte mir Suppe und Brot und ein Papier, das ich unterschreiben sollte. Ich sollte es doch zugeben, sagte er, es passiere mir nichts. Jugendliche könne man nicht verurteilen. Am 69. Tag haben die mich fertiggemacht. Ich habe unterschrieben. Ich bekam für ein erzwungenes Geständnis drei Jahre Zuchthaus in Bellechasse. Das gesetzliche Drittel der Strafe wurde mir nicht geschenkt. Mein Vormund fand, dass ich nur so lernen würde, ein anständiger Bürger zu werden.³²⁹

Als schwerwiegendste Folge der Trennung der Familien und Fremdplatzierung der Kinder konstatiert Mehr den Verlust der kulturellen und sozialen Identität der Betroffenen: „Ihnen die Menschenwürde zurückgeben hiesse, ihnen Heimat in sich selbst, in ihren Traditionen und Lebensweisen zurückzugeben.“³³⁰ In diesen Kontext öffentlicher bzw. politischer (Selbst-)Repräsentation als Angehöriger der jenischen Minderheit lassen sich diverse selbstethnisierende Aussagen Mehrs, wie etwa über einen jenischen „Volkscharakter“³³¹, die Etablierung der Jenischen als ein Stamm der Roma³³² sowie ihr Ruf nach einer Roma-Elite³³³ einordnen.

vorangestellt, der das Theaterstück im Kontext der Aufklärungsarbeit über die Praktiken und Folgen des *Hilfswerkes* situiert. Vgl. hierzu auch Iacovino: *Wie das Opfer zum Täter wird*, S. 49-62.

Ebenfalls zum Theaterstück vgl. Caduff, Corina: *Die verlorene Herkunft in den Texten von Jenischen*. In: dies. (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich, 1997, S. 175-191.

³²⁹ Mehr, Mariella: *Rückblitze*. Bern 1990, S. 18.

³³⁰ Mehr: *Rückblitze*, S. 84.

³³¹ „There is certainly a jenisch character, a kind of ‚Jenischness‘. You can see it in the religion, although there are very few Jenisch who will speak with you about religion – that’s rather a taboo subject. You can also see it in the language and in the relationship the Jenisch have to property and the ability to let go of property.“ Mehr Mariella: *Kinder der Landstrasse*. In: New, Mitya (Hg.): *Switzerland unwrapped. Exposing the Myths*. London/New York 1997. S. 115.

³³² Huonker, Thomas: *Fahrendes Volk – verfolgt und verfemt. Jenische Lebensläufe*. Zürich 1987, S. 17.

³³³ „Ich glaube, dass es an der Zeit ist, dass auch die Roma eine Elite innerhalb ihrer Gruppe bilden, die sich selbstbewusst an Kunst, Wissenschaft und Politik beteiligt, und sich in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens aktiv betätigt. Nur so kann sie als Vorbild dienen und anderen Roma Mut machen.“ Eulberg, Rafaela: *„Sprache ist mein Zuhause“*. Interview mit der Romni-Schriftstellerin Mariella Mehr. In: *Schlangenbrut* 82/2003, S. 21-25, hier S. 25. Mehr war u.a. Vizepräsidentin der 2002 gegründeten *Romani Writers Union*

In ihren gesellschaftskritischen Artikeln thematisiert Mehr neben der Arbeit des *Hilfswerkes* immer wieder auch diejenigen staatlichen bzw. juristischen Instrumentarien und Verfahren, die eine Zwangsassimilation, Psychiatrisierung, Inhaftierung und Sterilisation erst ermöglicht hatten. So kritisiert sie etwa die Praxis der administrativen Versorgung, von der, wie sie hervorhebt, nicht nur Jenische, sondern auch andere, gesellschaftlich nicht akzeptierte, randständige Gruppen nach wie vor betroffen seien.³³⁴ Angesichts der Ablehnung eines Gesuchs um Halbfreiheit des 1953 zu lebenslanger Haft verurteilten Ernst Deubelbeiss³³⁵ spricht sie sich in einer Kolumne der *TAT*³³⁶ vom 30. April 1977 gegen die kriminalpräventive Inhaftierung eines als „gemeingefährlich“ eingestuften Straftäters aus. Grund für die Ablehnung des Gesuchs waren zwei psychiatrische Gutachten, die den wohl bekanntesten Raubmörder der Schweizer Nachkriegszeit als nicht resozialisierungsfähig und als weiterhin gefährlich für die Gesellschaft auswiesen. 1978 wurde Deubelbeiß nach vollständiger Verbüßung seiner 25-jährigen Haftstrafe entlassen und – entgegen der ungünstigen Legalprognose der Gutachter – nicht rückfällig.

Auch zu frauenpolitischen Themen bezieht Mehr seit Beginn ihrer publizistischen Arbeit in zahlreichen Artikeln Stellung, seit Mitte der 1980er Jahre weitet sich die Kritik an patriarchalen Gesellschaftsstrukturen dabei zunehmend auch auf Organisationsformen jenischer Interessenvertretung und insbesondere der *Radgenossenschaft* aus, und das Augenmerk in einem Artikel von 1990 richtet sich nun auf die „doppelte Last“³³⁷ der jenischen Frauen:

und ließ zwei ihrer Gedichtbände ins Romanes übersetzen (*Nachrichten aus dem Exil*, 1998 und *Widerwelten*, 1998). Vgl. Eulberg: *Interview*, S. 23.

³³⁴ „In den vierziger Jahren waren in Bellechasse ungefähr zwanzig Jenische der Sippe Xenos. Alle administrativ versorgt. Administrativ versorgt wird in der Schweiz nur die Unterschicht, ob sie nun trinkt, im Freien campiert, vagiert, uneheliche Kinder gebärt oder ungern arbeitet. [...] Neuerdings werden auch Drogensüchtige administrativ versorgt, wenn Schlafkuren und Valium nichts mehr nützen.“ Mehr: *Rückblitze*, S. 16f.

³³⁵ Ernst Deubelbeiss und Uwe Schürmann hatten 1951 versucht, eine Zürcher Bank auszurauben und in der Folge den Bankier Dankwart ermordet. Die Tat stieß auf großes Medieninteresse und löste im Nationalrat eine Diskussion um eine Erweiterung der Strafmöglichkeiten aus. Vorgeschlagen wurde neben der Wiedereinführung der Todesstrafe u.a. die Kastration und Leukotomie bestimmter Straftäter, die Motionen blieben jedoch erfolglos. Das psychiatrische Gutachten zu Deubelbeiss fertigte der Rechtsmediziner Hans Binder an. Er bezeichnete Deubelbeiss u.a. als „Meister der Verstellungskunst“ und attestierte darüber hinaus einen „ganz schleichende[n], symptomarme[n] Prozess einer Schizophrenie“. Die Verminderung der Zurechnungsfähigkeit sei angesichts der geschickten Verteidigung des Angeklagten nur als leicht zu bewerten, der schleichende Verlauf der Schizophrenie lasse es jedoch ratsam erscheinen, ihn nie mehr in die Freiheit zu entlassen. Vgl. Wottreng, Willi: *Deubelbeiss und Co. Wie ein Gangsterduo die Schweiz in Schrecken versetzte*. Zürich 2007, S. 150ff.

³³⁶ Mehr: *Rückblitze* S. 96.

³³⁷ Mehr: *Rückblitze*, S. 183.

Mit geschärftem Blick entdeckte ich dann auch, dass die heutigen Nutzniesser der Anfänge unseres Kampfes um die Rechte der Jenischen ausschließlich Männer sind. Ironischerweise trotz der historischen Tatsache, dass sie das bisschen Recht, das wir bis heute zurückerobert konnten, dem Mut und dem Zorn jenischer Frauen zu verdanken haben.³³⁸ [...] Heute sitzt im 11köpfigen Vorstand der Radgenossenschaft der Landstrasse keine einzige Frau, wohl aber ist es ihnen erlaubt, den anstrengenden täglichen Kleinkram als Sekretärinnen ohne Mitspracherecht im Organisationsbüro zu verrichten.³³⁹

Die bisher bearbeitete Leitdifferenz „jenisch“ rückt nun zugunsten der Bearbeitung der Leitdifferenz „weiblich“ in den Hintergrund: „Ich denke deshalb, dass Frauen weit über ethnische und soziale Grenzen hinaus eigene, gemeinsame Kampfmethoden gegen Gewalt und Unterdrückung erarbeiten müssen.“³⁴⁰ Der Möglichkeit der Durchsetzung „marginaler“ Interessen im Rahmen des politischen Parteiensystems erteilt Mehr eine generelle Absage:

Ich bezweifle grundsätzlich, dass die politischen Systeme unserer spätkapitalistischen Gesellschaft von innen auszuhöhlen und zu verändern sind. Ich glaube hingegen an die Wirksamkeit kreativer, außerparlamentarischer weiblicher Gruppen und Zusammenschlüsse, fern dieses maroden Systems.³⁴¹

Als elementare Voraussetzung für eine solche Arbeit führt Mehr die Wiederfindung des „verschüttete[n], weibliche[n] Selbst“³⁴² an. Auch Mehrs literarisches Schaffen dieser Zeit ist von einem geschlechtlichen Essentialismus geprägt, wie etwa der 1984 publizierte Text *Das Licht der Frau*.³⁴³ Sowohl die ethnische als auch die daran anschließende geschlechtlich verankerte Konstruktion einer (Kollektiv-)Identität lassen sich mit Spivak als „strategischer Essentialismus“³⁴⁴ lesen, denn auch im frauenpolitischen Kontext bleibt

³³⁸ Gemeint sind die Stellungnahmen jenischer Mütter in den Artikeln Caprez’.

³³⁹ Mehr: *Rückblitze*, S. 183f.

³⁴⁰ Mehr: *Rückblitze*, S. 184. Auch in einem Interview im Jahr 2003 vertritt Mehr diese Haltung weiterhin, und sieht in der Arbeit internationaler Roma-Organisationen die größten Erfolgsaussichten für die Durchsetzung marginaler jenischer/weiblicher Interessen: „Alle internationalen Roma-Organisationen, wo auch immer sie gegründet wurden, wurden von Frauen initiiert. Dann sind sie zurückgedrängt worden. Es hat mich eigentlich immer gewundert, dass sie sich das gefallen liessen. Ich bin so aus der jenischen Gemeinschaft rausgeschmissen worden, weil ich mich dieser Umkehr nicht beugen wollte. Das schmerzt mich nicht unbedingt, – da wären wir wieder beim Thema Heimat – denn ich bin heute ohnehin nur noch im internationalen Roma-Bereich tätig, weil ich es wichtiger finde als die kleinen Gruppen; das können Jüngere tun, die direkt am Ort sind.“ Eulberg: *Interview*, S. 25.

³⁴¹ Mehr: *Rückblitze*, S. 184.

³⁴² Mehr: *Rückblitze*, S. 184. – Vgl. hierzu auch Kapitel V.2.: *Das Licht der Frau*

³⁴³ Vgl. hierzu Kapitel V.2.

³⁴⁴ Spivak, Gayatri Chakravorty: *Subaltern studies. Deconstructing historiography*. In: Landry, Donna/Mac Lean, Gerald (Hgg.): *The Spivak Reader*. London 1996 [1985], S. 203-236. Spivak beschrieb diesen „strategischen Essentialismus“ zunächst als (notwendiges), politisch motiviertes Beharren auf kulturellen Eigenarten (im Bewusstsein um den Konstruktcharakter solcher kollektiver Identitäten). 2003 distanzierte sie sich jedoch in einem Interview von diesem Konzept: „I have dissociated myself from it, first because it has been taken as an excuse for just essentialism, which is an excuse for identitarianism.“ Spivak, Gayatri Chakravorty/Suzana Milevska: *Resistance that cannot be recognized as such*. In: Grzinic,

die (weitgehend homogene, durch ein bestimmtes Merkmal definierte) Gruppe als wesentliches Instrument zur Durchsetzung der eigenen Interessen bei Mehr aktuell.

Auch die subjektivierenden Effekte der genannten Unterwerfungsmechanismen und die damit in Zusammenhang stehenden Wahrheitsspiele thematisiert Mehr an verschiedenen Stellen, so etwa in einem Vortrag an der psychiatrischen Klinik St. Urban aus dem Jahr 1996:

Vor Ihnen steht eine „verstimmbare, haltlose, impulsive und geltungsbedürftige Psychopathin mit neurotischen Mechanismen und einem starken Hang zur Selbstüberschätzung, was ihr Wunsch, Schriftstellerin zu werden, beweist. In Erwägung ihrer hereditären Belastung – die Probandin gehört zur vierten Generation einer degenerierten Vagantenfamilie – kann eine dauernde Einweisung in eine Psychiatrische Klinik nicht ausgeschlossen werden. Status nach Suizidversuch 1963, bzw. Wort für Wort abgeschrieben, nach einem weiteren Suizidversuch 1974.“

Hier steh' ich nun und kann nicht anders. Verstimmbar, wenn ich solche Ungeheuerlichkeiten wiederlesen muß, haltlos in meinem Zorn und in meiner Trauer darüber, impulsiv **im steten Bemühen, mich von der Unhaltbarkeit dieser Diagnose zu überzeugen**, selbstüberschätzend im Glauben, dass die Zeit Wunden heilt, und hereditär, also von der Verwundbarkeit meiner Vorfahren belastet, da schon diese allen Grund hatten, sich vor solchen Werturteilen und deren Konsequenzen zu fürchten. [H.v.m.]³⁴⁵

Bereits 1984 finden sich jedoch in einem Interview zu ihrem Roman *Das Licht der Frau* ebenso Aussagen, die auf die Komplexität von und Verstrickung in Machtbeziehungen jenseits einfacher Binarismen und Essentialismen verweisen und diese als eigentliches Problem in den Blick nehmen:

Weisch, die Fraue hei nie über Macht nacheschtudiert, süsch hätte sie scho lang öppis verändertet. Das macht drum Angscht, über Macht nachezdänke, da muesch wüsse, was du für nes Verhältnis zur Macht hesch: Zu dere Macht, wo du chasch usüebe und zu dere, wo dir aataa wird. Du weisch ja, dass wen du Macht usüebesch, du öpper anderem öppis aatuesch. Macht ch nüt anders sy. Und über das wie die Fraue nid nachtetänke. Sie meine, es längi, we me d'Macht vo de Männer übernämi. [...] Aber mich interessiert gar nid d'Fraag, öb Macht usgüebt wird oder nid, sondern, öb dä oder die Beträffendi, wo d'Möglechkeit het, Macht uszüebe, s'Problem vor Macht würklech düretänkt het. Ich ha nüt gäge Macht, verschtaasch. Macht an sich, das isch nöitraal. Aber du muesch trüber nachtetänke, muesch wüsse, was du sälber bewürsch und was du wotsch bewürke. Susch isch Macht e Schiinmacht.³⁴⁶

Mariana/Reitsamer, Rosa (Hgg.): *New Feminism. Worlds of Feminism. Queer and Networking Conditions*. Wien 2008, S. 279.

³⁴⁵ Mehr, Mariella: *Von Mäusen und Menschen. Vortrag an der psychiatrischen Klinik St. Urban LU, 19. Dezember 1996*. In: Prodolliet, Simone (Hrsg): *Blickwechsel. Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Luzern 1998, S. 155.

³⁴⁶Lerch, Fredi: *Macht ist die Angst, über sie nachzudenken*. In: *WoZ*, 5. Oktober 1984.

Wie Martin Saar aufzeigt, liegt jedoch in der kritischen Reflexion der eigenen Verwobenheit mit Macht der Schlüssel zu einer möglichen Lösung aus dieser Verstrickung:

[...] für die Kategorien, mit denen sich Menschen selbst thematisieren, beschreiben und in denen sich ihre Identität artikuliert, ist der Nachweis einer Verwobenheit mit Macht, strategischer Intentionalität und Interessengeleitetheit durchschlagend; mit dieser Einsicht kippt die Gültigkeit und Notwendigkeit der möglichen Identifizierung anhand dieser Kategorie. Wer einsieht, dass die Identifizierung als „Homosexueller“ oder als „Orientalin“ im Kontext (sozialtechnologischer, medizinischer, kolonialgeschichtlicher etc.) Normen und Machtgefüge steht, die ihm oder ihr wenig Spielräume lassen, wird beginnen, diese Askriptionen abzuwehren oder zu transformieren oder sie zumindest nicht mehr zum Hauptgegenstand seines oder ihres eigenen Selbstverstehens zu machen. Weil aber ein So-genannt-werden Teil eines So-gemacht-werdens ist, ist die Abwehr der fremden Namen der erste Schritt dahin zu verstehen, wie man zu dem- oder derjenigen gemacht wurde, der oder die man ist.³⁴⁷

Im Folgenden soll unter Verweis auf weitere Überlegungen Foucaults gezeigt werden, wie sich im schriftstellerischen Werk Mehrs der Wandel von Wahrheits- bzw. Beweisbüchern, die mittels Entkriminalisierung und Entpathologisierung den Nachweis der Unhaltbarkeit bzw. „Unwahrheit“ der gestellten Diagnosen und diskursiven Zuschreibungen zu erbringen versuchen, hin zu Erfahrungsbüchern, die die Unterwerfungsmechanismen selbst zum Gegenstand machen und auf deren Außer-Kraft-Setzen abzielen, vollzieht.

³⁴⁷ Saar, Martin: *Genealogie und Subjektivität*. In: Honneth, Axel und Martin Saar (Hgg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/Main 2003, S. 169f.

IV. Wahrheits- und Erfahrungsbücher. Foucault'sche Subjektkonzeptionen zwischen Subjektivierung und Entsubjektivierung

*Und wenn das Fiktive gerade nicht das Jenseits noch das innerste Geheimnis des Alltäglichen wäre, sondern der Flug des Pfeils, der uns in die Augen trifft und uns all das darbietet, was erscheint?*³⁴⁸

Subjekt und Macht

Michel Foucaults rückblickender Selbsteinschätzung zufolge stand im Vordergrund seiner Arbeiten stets weniger die Analyse von Machtphänomenen als vielmehr die Frage nach dem Zusammenspiel von „Macht“ und „Subjekt“³⁴⁹:

Es ging mir nicht darum, Machtphänomene zu analysieren oder die Grundlage für solch eine Analyse zu schaffen. Vielmehr habe ich mich um eine Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur bemüht. Und zu diesem Zweck habe ich Objektivierungsformen untersucht, die den Menschen zum Subjekt machen.³⁵⁰

Als die von ihm untersuchten Objektivierungsformen nennt Foucault Diskurspraktiken, Macht- und Strafpraktiken sowie Selbstpraktiken. Bestimmend für die frühen Analysen, wie etwa *Die Ordnung der Dinge* oder *Die Archäologie des Wissens* ist dabei zunächst die

³⁴⁸ Foucault, Michel: *Distance, Aspect, Origine*. In: *Critique*, 11/1963, S. 939f. Zit. n. Bellour, Raymond: *Auf dem Weg zur Fiktion*. In: Ewald, François und Bernhard Waldenfels (Hgg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt/Main 1991, S. 124-136, hier S. 125.

³⁴⁹ Interessieren soll dabei weniger, ob diese Einschätzung gerechtfertigt und die Frage nach dem Zusammenhang von Subjekt und Macht tatsächlich in Foucaults sämtlichen Untersuchungen nachweisbar ist. Vielmehr ist nach den Perspektiven zu fragen, die sich aus dieser Fragestellung in Verbindung mit Foucaults erklärtermaßen heterogenem analytischen Instrumentarium ergeben. Zutreffend scheint Martin Saars Beobachtung zu sein, wonach „Foucaults Gesamtwerk die ausgearbeiteten Bausteine einer mehrdimensionalen Genealogie des Subjekts ansammelt, aber nicht integriert. Die diversen Fokus- und Methodenverschiebungen sind kumulative Korrekturen: Die archäologische Analyse der Wissensordnungen muss um eine machtanalytische Betrachtung sozialer Dimensionen, beide müssen um eine mehrfache Thematisierung von Subjektivierung ergänzt werden. Sowohl Wissen als auch Macht sind Schauplätze, Niederschlagsorte von externen Konstruktionseffekten, aber ein vollständiges Bild von Subjektentstehung ergibt sich erst unter Einbeziehung derjenigen Prozesse und Wirkungen, die vom Subjekt ausgehend an ihm selbst statthaben, d.h. der subjektkonstitutiven Selbstpraktiken.“ Saar, Martin: *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*. Frankfurt am Main/New York 2007, S. 287.

³⁵⁰ Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften IV, 1980-1988*. Hg.v. Daniel Derfert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Larange. Frankfurt/Main 2005, S. 269.

Infragestellung des Konzepts eines homogenen und autonomen Subjekts³⁵¹, denn dieses erscheint nicht länger als Urheber von Diskursen und Machtverhältnissen, sondern vielmehr bzw. zumindest ebenso als deren Effekt. Foucaults nicht mehr am Subjekt, sondern an Subjekt^{positionen} interessierte Fragestellung lautet daher zunächst:

[A]ufgrund welcher Bedingungen und in welchen Formen kann so etwas wie ein Subjekt in der Ordnung des Diskurses erscheinen? Welchen Platz kann es in jedem Diskurstyp einnehmen, welche Funktionen kann es ausüben, indem es welchen Regeln folgt? Kurzum, es geht darum, dem Subjekt (oder seinem Substitut) seine Rolle als ursprüngliche Begründung zu nehmen und es als variable und komplexe Funktion des Diskurses zu analysieren.³⁵²

Mit dem später hinzutretenden Konzept des Dispositivs weitet sich die Analyse über diskursive Ordnungen hinaus auf die Verknüpfung von Diskurs- und Machtpraktiken und damit auf das Wechselverhältnis zwischen Wahrheitsspielen und Machtwirkungen aus:

Die Wahrheit ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert, verfügt sie über geregelte Machtwirkungen. Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihr [sic] ‚allgemeine Politik‘ der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden; es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren zur Wahrheitsfindung; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.³⁵³

Im Zuge der Dispositivanalyse richtet sich Foucaults Augenmerk nun auch auf Institutionen und Akteure, die den Wahrheitsdiskurs produzieren und in Umlauf bringen, auf Erziehungs- und Informations- sowie politische und ökonomische Apparate.³⁵⁴ Ziel der Dispositivanalyse ist dabei die Sichtbarmachung des Netzes zwischen „Gesagtem und Ungesagtem“, zwischen „Diskurse[n], Institutionen, architektonische[n] Einrichtungen, reglementierende[n] Entscheidungen, Gesetze[n], administrative[n] Maßnahmen, wissenschaftliche[n] Aussagen, philosophische[n], moralische[n] oder philanthropische[n] Lehrsätze[n]“.³⁵⁵

Die Untersuchung der subjektkonstituierenden Selbstpraktiken schließlich, der sich Foucault in seinem Projekt *Sexualität und Wahrheit* widmet, verknüpft die Frage nach dem subjektivierenden Effekt von Wissens- und Machtformationen mit der Frage, welche

³⁵¹ Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften I, 1954-1969*. Hg.v. Daniel Derfert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Larange. Frankfurt/Main 2001, S. 867.

³⁵² Foucault : *Dits et Ecrits. Schriften I*, S. 1029.

³⁵³ Foucault, Michel: *Dispositive der Macht*. Berlin 1978, S. 51.

³⁵⁴ Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 52.

³⁵⁵ Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 119f.

Selbsttechniken im Zuge von Subjektivierungsprozessen zum Tragen kommen. So heißt es einleitend im 2. Band von *Sexualität und Wahrheit, Der Gebrauch der Lüste*:

Jetzt schien es nötig, eine dritte Verschiebung vorzunehmen, um das zu analysieren, was als „das Subjekt“ bezeichnet wird; es sollte untersucht werden, welches die Formen und Modalitäten des Verhältnisses zu sich sind, durch die sich das Individuum als Subjekt konstituiert und erkennt. Nach dem Studium der Wahrheitsspiele in ihrem Verhältnis zueinander – am Beispiel einiger empirischer Wissenschaften im 17. und im 18. Jahrhundert – und nach dem Studium der Wahrheitsmechanismen im Verhältnis zu den Machtbeziehungen – am Beispiel der Strafpraktiken – schien sich mir eine andere Arbeit aufzudrängen: das Studium der Wahrheitsspiele im Verhältnis seiner selber zu sich und der Konstitution seiner selber als Subjekt. [...] Anhand welcher Wahrheitsspiele gibt sich der Mensch sein eigenes Sein zu denken, wenn er sich als Irren wahrnimmt, wenn er sich als Kranken betrachtet, wenn er sich als lebendes, sprechendes und arbeitendes Wesen reflektiert, wenn er sich als Kriminellen beurteilt und bestraft? ³⁵⁶

Bei dem Aufzeigen dieser drei Bedingtheitsachsen von Subjektivität bleiben Foucaults Analysen jedoch nicht stehen. Vielmehr eröffnen sein produktiver Machtbegriff³⁵⁷ und seine Konzeptualisierung von Machtbeziehungen als „Regierung“ bzw. „Führung“, als auf Handeln gerichtetes Handeln, dem sich nur „freie“ Subjekte unterwerfen können³⁵⁸, während sie im Zuge ihrer Unterwerfung gleichzeitig als handelnde Subjekte anerkannt werden müssen und ihrerseits Handlungsspielraum erlangen, eine Perspektive auf mögliche Freiräume und Widerstandspotentiale. Sichtbar bzw. erfahrbar gemacht werden können diese u.a. durch den Nachweis der Kontingenz bestehender Wissens- und Machtformationen, den Foucaults genealogische Projekte zu führen versuchen:

Denn dass es keine Gesellschaft ohne Machtbeziehungen geben kann, bedeutet keineswegs, dass die bestehenden Machtbeziehungen notwendig sind oder dass Macht innerhalb der Gesellschaft ein unabwendbares Schicksal darstellt, sondern dass es eine ständige politische Aufgabe bleibt, die Machtbeziehungen und den „Agonismus“ zwischen ihnen und der intransitiven Freiheit zu analysieren, herauszuarbeiten und in Frage zu stellen, ja, dass dies sogar die eigentliche politische Aufgabe jeglicher sozialen Existenz darstellt. ³⁵⁹

³⁵⁶ Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Lüste*, In: Axel Honneth, Martin Saar [Hgg.]: *Michel Foucault. Die Hauptwerke*. Frankfurt 2008, S. 1159f.

³⁵⁷ Vgl. hierzu v.a. Foucaults Ausführungen zu Subjekt und Macht im gleichnamigen Beitrag in *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 269-293.

³⁵⁸ „[...] damit seien hier individuelle oder kollektive Subjekte gemeint, die jeweils über mehrere Verhaltens-Reaktions- und Handlungsmöglichkeiten verfügen. Wo die Bedingungen des Handelns vollständig determiniert sind, kann es keine Machtbeziehungen geben. Sklaverei ist keine Machtbeziehung, wenn der Mensch in Eisen geschlagen ist (dann handelt es sich um ein Verhältnis physischen Zwangs); sie ist es nur dann, wenn er sich bewegen und letztlich auch entfliehen kann.“ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 287.

³⁵⁹ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 289.

(Macht-)Kritik: *Genealogie und Kritische Ontologie des Selbst*

Die Analyse und Infragestellung von Machtbeziehungen sowie das Aufzeigen ihrer Nicht-Notwendigkeit bilden dabei den Kern des Foucault'schen Kritik-Konzeptes: der „Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden“. Die Fragen, die als Ausgangspunkt einer solchen Kritik zu stellen sind, lauten entsprechend:

Wie kann die Unlöslichkeit des Wissens und der Macht im Spiel der vielfältigen Interaktionen und Strategien zu Singularitäten führen, die sich aufgrund ihrer Akzeptabilitätsbedingungen fixieren, und zugleich zu einem Feld von möglichen Öffnungen und Unentschiedenheiten, von eventuellen Umwendungen und Verschiebungen, welches sie fragil und unbeständig macht, welche aus jenen Effekten Ereignisse machen, nicht mehr und nicht weniger als Ereignisse? Wie können die Zwangswirkungen, die jenen Positivitäten eignen – anstatt durch eine Rückkehr zur rechtmäßigen Bestimmung der Erkenntnis oder durch eine Reflexion auf ihr transzendentes oder quasi-transzendentes Wesen verflüchtigt zu werden – innerhalb des konkreten strategischen Feldes, das sie herbeigeführt hat, und aufgrund der Entscheidung eben nicht regiert zu werden, umgekehrt oder entknotet werden?³⁶⁰

Die Rede von der Nicht-Notwendigkeit bestehender Machtbeziehungen und der Verweis auf eine ungenutzte Freiheit sowie die Möglichkeit, sich gegen ein „Regiertwerden“ zu entscheiden, bilden dabei nur auf den ersten Blick einen Widerspruch zu Foucaults frühen subjektkritischen Untersuchungen, denen zufolge die Bedingungen des Denkens, Sprechens und Handelns weder hintergebar noch überhaupt in ihrem vollen Umfang zugänglich sind. Auf den zweiten Blick bedingt diese Unhintergebarkeit lediglich die Unabschließbarkeit einer entsubjektivierenden Praxis. Da eine vollständige und endgültige Erkenntnis der eigenen Grenzen nicht möglich ist³⁶¹, kann eine „kritische Ontologie des Selbst“ nur von bereits etablierten und (im Zuge einer entsprechenden Analyse) erkannten Subjektpositionen her ihren Ausgang nehmen. Sie ist daher prozesshaft und unabschließbar, zugleich individuell und kollektiv sowie historisch spezifisch, weshalb Foucault sie nicht im Sinne einer Theorie, sondern als „Ethos“, als kritische Haltung verstanden wissen will, die sich dadurch auszeichnet, dass sie ständig erneuert und ihr Bezugssystem permanent um zusätzliche Koordinaten erweitert werden muss:

Die kritische Ontologie unserer Selbst darf man sicher nicht als eine Theorie, eine Lehre und noch nicht einmal als ein durchgängiges Wissenskorporum ansehen; man muss sie als eine Haltung, als ein *ethos*, als ein philosophisches Leben begreifen,

³⁶⁰ Foucault, Michel: *Was ist Kritik*. Berlin 1992, S. 40f.

³⁶¹ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 704.

bei dem die Kritik dessen, was wir sind, zugleich historische Analyse der uns gesetzten Grenzen und Probe auf ihre mögliche Überschreitung ist.³⁶²

Diese „kritische“ Haltung zeichnet sich dadurch aus, dass sie zum einen „archäologisch“ diejenigen (Diskurs-)Ereignisse und (historischen) Wissensformationen abzubilden bzw. nachzuvollziehen versucht, „die uns dazu veranlasst haben, uns als Subjekte dessen, was wir tun, denken und sagen, zu konstituieren und zu erkennen“.³⁶³ Und die zum anderen „genealogisch“ verfährt, indem sie nach der Kontingenz dieser Denk-, Seins- und Handlungsweisen als Ansatzpunkten möglicher Veränderung fragt.³⁶⁴ Eine Haltung, die darüber hinaus im Wissen um die Nicht-Notwendigkeit der als gesetzt erkannten Grenzen eben diese Grenzziehungen auf eine Art und Weise ins Spiel bringt, die dazu führen kann „nicht mehr das[selbe] zu sein, zu tun oder zu denken“³⁶⁵ wie zuvor. Wenngleich Foucault hervorhebt, mit „Archäologie, [...] Strategie und [...] Genealogie“ keinen analytischen Dreischritt, keine „drei Niveaus, die nacheinander und auseinander zu entwickeln sind“, im Sinn zu haben, sondern damit „drei simultane Dimensionen ein und derselben Analyse [zu] charakterisieren: drei Dimensionen, die gerade in ihrer Simultanität erfassen lassen sollten, was es an Positivem gibt“³⁶⁶, scheint eine zumindest analytische Trennung der drei Analysekomplexe dennoch notwendig bzw. sogar integraler Bestandteil einer entsubjektivierenden Praxis zu sein, denn die analytische Trennung ermöglicht eine Wieder-Zusammenführung der einzelnen Komponenten auf neue, experimentelle Weise. Der Vorteil einer so konzipierten genealogischen Kritik bzw. einer „kritischen Ontologie des Selbst“ liegt darin, Wahrheitsdiskurse und Machtbeziehungen als kontingent und aus diesem Grund als in ihrem Wahrheitsanspruch „relativ“ zu beschreiben, ohne sie gleichzeitig durch neue „wahre“ bzw. „wissenschaftliche“ Wirklichkeitsaussagen zu ersetzen – denn auf diese Weise würde das Wahrheitsspiel lediglich unter anderen Vorzeichen fortgesetzt, jedoch nicht etwa subvertiert oder die damit verknüpften Zwangswirkungen „entknotet“. Eine solche Form der Machtkritik ist, wie Martin Saar hervorgehoben hat, notwendig parasitär:

Die genealogischen Operationen (Wissensgeschichte, Machtanalytik, Ethosgeschichte) werden im konkreten Schreiben von Genealogien zur Normalitätsauflösenden, destabilisierenden und damit kritischen Tätigkeit. Aber für die Kritik bei Foucault gilt, was für die Freiheit gilt: Sie ist wesentlich performativ, ein sich am schon Vorhandenen, Gegebenen erst entzündender Vollzug. Sie ist negativ, ja parasitär in ihrer Angewiesenheit auf ein schon Geltendes, dessen

³⁶² Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 706f.

³⁶³ Foucault : *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 702.

³⁶⁴ Foucault : *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 702f.

³⁶⁵ Foucault : *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 703.

³⁶⁶ Foucault: *Was ist Kritik*, S. 39.

mögliche delegitimierende Vorgeschichten dann erzählt werden können. Genealogische Kritik ist wesentlich Selbst-Kritik, d.h. Kritik an eingespielten, eingelebten Bedeutungen, Geltungen und Haltungen, die sich in Selbstformen, Mustern von Selbstverhältnissen und Selbstverständnissen verkörpern.³⁶⁷

Ent-Normalisierung und Ent-Subjektivierung

Foucaults Konzept einer „kritischen Ontologie des Selbst“ hat dabei womöglich weitreichendere Implikationen, als etwa Judith Butlers oder Homi K. Bhabhas Konzeptualisierungen von „Performativität“³⁶⁸ und „Mimikry“³⁶⁹ als einer möglichen subversiven Praxis, die sich an Foucaults Überlegungen anlehnen. Denn sowohl Butlers Performativitäts- als auch Bhabhas Mimikry-Konzept setzen an der (sowohl intentionalen als auch nicht-intentionalen) Wiederholung von „Norm“ bzw. „Normalität“ an, einer Re-Inszenierung, die sowohl einen identitätskonstituierenden als auch einen normalitätsauflösenden Effekt zeitigen kann. Entnormalisierend insofern, als „Norm“ im Zuge ihrer wiederholenden Inszenierung als kulturelles gesellschaftliches Konstrukt und gerade nicht als präkulturell oder prädiskursiv existierend entlarvt werden kann. Die Einsicht in die kulturell und diskursive „Gemachtheit“ einer „Norm“ bzw. bestimmter Abweichungsszenarien allein setzt dabei jedoch nicht zwangsweise deren subjektivierende Effekte außer Kraft, denn die Selbstausrbeitung kann dennoch – wenn auch adversativ – auf vorgegebene „Normen“ bezogen bleiben (und zum Beispiel in den Versuch münden, eine darauf bezogene Gegenposition zu entwickeln).

Wo Butler und Bhabha in den Re-Inszenierungen die Möglichkeit norm(alitäts)auflösender Effekte erkennen und ihnen ein subversives Potential, die Möglichkeit des Widerstands zuschreiben, formuliert Foucault als gewünschten Effekt der Wiederholungsstruktur seiner

³⁶⁷ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 289.

³⁶⁸ Vgl. hierzu v.a. die Ausführungen Butlers in *Haß spricht. Zur Politik des Performativen* (Frankfurt/Main 2006) und *Das Unbehagen der Geschlechter* (Frankfurt/Main 1991). Butlers Konzept der performativen Wiederholung zielt dabei u.a. auf eine Vervielfältigung der Geschlechtsidentitäten ab, um im Zuge dieser Vervielfältigung eine *Verschiebung* der „Norm“ zu bewirken. (Vgl. Butler: *Unbehagen*, S. 217: „Die Frage ist nicht: ob, sondern wie wiederholen – nämlich jene Geschlechter- Normen, die die Wiederholung selbst erst ermöglichen, wiederholen und durch eine radikale Vervielfältigung der Geschlechtsidentität *verschieben*.“) Auch wenn Butler etwa im Kontext ihrer Überlegung zur Praxis einer *Resignifizierung* (vgl. *Haß spricht*, S. 112f.) keinen reinen Umkehr- bzw. Gegendiskurs im Sinn hat (Stigmatisiertes/Abgewertetes wird schlicht positiv umgedeutet), sind mit der Vervielfältigung von Geschlechtsidentitäten (in anderen Worten: mit neuen/zusätzlichen Formen der Selbstproblematierung) die mit identitätsbildenden bzw. Subjektivierungs-Prozessen verbundenen Probleme und Kosten keineswegs stillgestellt, sondern ebenfalls nur (etwa in Richtung neuer ‚Wahrheits‘- und ‚Wirklichkeits‘ Aussagen) verschoben.

³⁶⁹ Bhabha, Homi K.: *Von Mimikry und Menschen. Die Ambivalenz des kolonialen Diskurses*. In: Ders.: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen 2000, S. 125-136.

genealogische „Fiktionen“ die Auflösung des Subjekts bzw. von Subjektpositionen selbst und damit die Verunmöglichung wiederholender, subjektivierender Selbstpraktiken, indem sie nicht auf die Re-Inszenierung von „Norm(alität)“ an sich abzielen, sondern darauf, „gleichsam fiktional die Geschichte [... zu] fabrizieren, die von der Frage nach den Beziehungen zwischen den Rationalitätsstrukturen des wahren Diskurses und den daran geknüpften Unterwerfungsmechanismen durchzogen ist“³⁷⁰.

Für Foucault sind dabei weniger die „Norm“ bzw. „normative Moralcodes“ an sich als vielmehr die Art und Weise ihrer Problematisierung im Zuge subjektivierender Selbstpraktiken von Interesse, was u.a. in Form der verschiedenen „Unterwerfungsweisen“ sowie der diversen Ausprägungen der „ethischen Arbeit oder Ausarbeitung“ deutlich wird, die Foucault in *Der Gebrauch der Lüste* etwa bezüglich des normativen Moralcodes der „ehelichen Treue“ differenziert:

Man kann beispielsweise die eheliche Treue praktizieren und sich der Vorschrift unterwerfen, die sie verbindlich macht, weil man sich als Teil der gesellschaftlichen Gruppe betrachtet, die sie akzeptiert, die sich lautstark auf sie beruft oder stillschweigend an ihr festhält. Man kann sie aber auch praktizieren, weil man sich als Erben einer geistigen Tradition betrachtet, für deren Bewahrung oder Wiederbelebung man verantwortlich ist.³⁷¹

Als Unterwerfungsmechanismen treten im Licht der Foucault'schen Überlegungen zu subjektkonstituierenden Selbstpraktiken folglich diejenigen Formationen in den Vordergrund, die einem Menschen jeweils „das eigene Sein zu denken“ geben und ihn in eine am Wahrheitsdiskurs orientierte, selbst-normalisierende Selbstausarbeitung, Selbstbefragung und Selbstinterpretation verstricken, die es stillzulegen gilt.

Wie Foucault in *Die Geburt der Klinik* oder in *Überwachen und Strafen* gezeigt hat, sind es unter anderem die im (psychopathologischen) Wahrheitsdiskurs transportierte und zunehmend ineinander greifende Kriminalisierung und Pathologisierung bestimmter Seins- und Verhaltensweisen und die daran anknüpfenden Disziplinierungen, die als herausragende Unterwerfungsmechanismen fungieren können, indem sie den als (potentiell) abweichend, bzw. als „kriminell“ oder „anormal“ adressierten Menschen ihr eigenes Sein zu denken geben und sie dazu veranlassen, den Grad ihrer Übereinstimmung mit der gleichzeitig gesetzten „Norm“ zu überprüfen und sich im Zuge dessen als annähernd „normales“ Subjekt auszuarbeiten.³⁷²

³⁷⁰ Foucault: *Was ist Kritik*, S. 26.

³⁷¹ Foucault: *Gebrauch der Lüste*, In: *Hauptwerke*, S. 1177.

³⁷² Ein literarischen Text, der diesen subjektivierenden Effekt kriminalisierender Zuschreibungen (die umso wirksamer sind, da sie nie konkretisiert werden) und die daran anknüpfende Bewegung der subjektivierenden

Schrift als Ort einer Entsubjektivierungspraxis

Ein weiterer Aspekt, in dem sich Foucaults Überlegungen zu möglichen Freiräumen und Widerstandspotentialen von dem zum Teil daran orientierten Konzept Butlers unterscheiden, ist die Art und Weise bzw. Form, in der die norm- bzw. subjektauflösende Wiederholung konzeptualisiert ist. Während Butler das subversive Potential von Re-Inszenierungen nicht ausschließlich, aber doch hinsichtlich ihrer prägnantesten Beispiele im Bereich der (äußerlich sichtbaren) körperlichen Hervorbringungen verinnerlichten „wahren Wissens“ sieht³⁷³, ist der Ort der „ontologischen Kritik des Selbst“ und damit der Ort einer möglichen Ent-Subjektivierung für Foucault das Medium Schrift. Die Schrift erlaubt demzufolge einen re-inszenierenden, „kausal demultiplizierenden“ (Schreib-) Prozess, der, wie bereits angeführt „von der Frage nach den Beziehungen zwischen den Rationalitätsstrukturen des wahren Diskurses und den daran geknüpften Unterwerfungsmechanismen durchzogen“³⁷⁴ sein soll. Unter „Rationalitätsstrukturen“ versteht Foucault dabei zum einen diejenigen Kodifizierungen und Vorschriften, die regeln, „wie man die Menschen zu sortieren hat, wie man sie prüft, wie man die Dinge und die Zeichen klassifiziert, wie man Individuen abrichtet usw.“³⁷⁵, und zum anderen das Regime der Produktion von „wahr“ und „falsch“ bzw. der Wahrheitsdiskurse selbst, das diesen Praktiken „als Begründung, als Rechtfertigung, als Existenzberechtigung und als Transformationsprinzip“³⁷⁶ zugrunde liegt. Die Frage nach den Unterwerfungsmechanismen zielt in diesem Zusammenhang auf die Rekonstruktion der verschiedenen Weisen subjektivierender Selbst-Problematisierung der solcherart sortierten, klassifizierten, geprüften usw. Menschen ab.

Selbstausrarbeitung, die auf den (vergeblichen) Nachweis des nicht kriminell Seins abzielt, anschaulich illustriert, ist etwa Franz Kafkas *Der Prozess*.

³⁷³ Vgl. hierzu Butlers Beispiele „parodistischer Praktiken“, insbes. des Kleidertausches oder der Travestie (Butler: *Unbehagen*, S. 12): „Als Strategie, um die Körper-Kategorien zu denaturalisieren und zu resignifizieren, werde ich eine Reihe von parodistischen Praktiken beschreiben und vorschlagen, die auf einer performativen Theorie der Geschlechter-Akte (*gender acts*) beruhen. Dabei geht es um solche Akte, die die Kategorien des Körpers, des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und der Sexualität stören und ihre subversive Resignifizierung und Vervielfältigung jenseits des binären Rahmens hervorrufen.“ Und weiter auf S. 202f.: „Die Performanz der Travestie spielt mit der Unterscheidung zwischen der Anatomie des Darstellers (*performer*) und der dargestellten Geschlechtsidentität. [...] *Indem die Travestie die Geschlechtsidentität imitiert, offenbart sie implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solcher – wie auch ihre Kontingenz.*“ [H.i.O.] Zwar ist Butler zuzustimmen, dass diese parodistischen Praktiken die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität offen legen können – über die (jeweils individuelle) Art der Selbstproblematisierung, die mit der Vorgabe, nach wie vor eine (intelligible, wenn auch keine heterosexuelle) Geschlechtsidentität entwickeln zu müssen, verbunden ist (und laut Butler besteht die Notwendigkeit einer solchen Identitätsarbeit), lässt sich damit jedoch kaum Aufschluss gewinnen.

³⁷⁴ Foucault: *Was ist Kritik*, S. 26.

³⁷⁵ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 33.

³⁷⁶ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 33.

Diesen Akt der schreibenden Re-Inszenierung bezeichnet Foucault unter anderem als „Zum-Ereignis-Machen“ (*événementalisation*), bei dem es darum geht

die Zusammenhänge, die Zusammentreffen, Unterstützungen, Blockaden, Kraftspiele, Strategien usw. wiederzufinden, die zu einem bestimmten Zeitpunkt dasjenige formierten, das anschließend als Evidenz, Universalität oder Notwendigkeit fungieren sollte. Nimmt man die Dinge in dieser Weise, dann gelangt man zu einer Art kausaler Demultiplikation. [...] Die kausale Demultiplikation besteht darin, das Ereignis den vielfältigen Prozessen entsprechend zu analysieren, die es konstituieren.³⁷⁷

Das Prinzip der kausalen Demultiplikation geht Foucault zufolge mit einem wachsenden und unabschließenden „Polymorphismus“ der Analyse einher, da man, „je mehr man das Innere des zu analysierenden Prozesses zergliedert, umso mehr externe Beziehungen der Intelligibilität konstruieren kann und muss“.³⁷⁸ Aus diesen Überlegungen heraus wird deutlich, dass die Errichtung eines derartigen „Polyeder[s] der Intelligibilität“ kaum außerhalb des Mediums Schrift zu leisten sein dürfte. Zum Ereignis, dessen Evidenz und Notwendigkeit es auszuhöhlen gilt, kann dabei nicht nur etwa eine (identitätsrelevante) Norm, sondern auch und gerade die darauf bezogene eigene Subjektposition gemacht werden. Und gerade in diesem Zusammenhang, im Zuge der Re-Inszenierung von Unterwerfungsmechanismen und –weisen, die die subjektivierenden Selbstpraktiken in Gang setzten, eignet sich der Schreibprozess auf herausragende Weise zu einer *Événementalisation*, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Schrift und Erfahrungsbuch

Auf das Medium Schrift als Ort einer möglichen Entsubjektivierungspraxis verweist Foucault explizit in einem Interview mit Ducio Trombadori, und zwar in Form des Erfahrungsbuches, als dessen Grundelemente neben dem Schreibakt selbst das Verhältnis von ‚Wahrheit‘ und ‚Fiktion‘ sowie von Experiment und Erfahrung³⁷⁹ in den Vordergrund treten:

³⁷⁷ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 30.

³⁷⁸ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 30f.

³⁷⁹ Das französische Wort „experience“ umfasst in seiner Bedeutung sowohl „Erfahrung“ als auch „Experiment“. Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen auch Lüders, Jenny: *Ambivalente Selbstpraktiken. Eine Foucault'sche Perspektive auf Bildungsporzesse in Weblogs*. Bielefeld 2007, S. 118; passim.

Ich bin ein Experimentator in dem Sinne, dass ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor.³⁸⁰ [...] die Erfahrung [...] dient] dazu, das Subjekt von sich selbst loszureißen, derart, dass es nicht mehr es selbst ist oder dass es zu seiner Vernichtung oder zu seiner Auflösung getrieben wird. Ein solches Unternehmen ist das einer Ent-Subjektivierung. Die Idee einer Grenzerfahrung, die das Subjekt von sich selbst losreißt [...] hat mich dazu gebracht, meine Bücher – wie langweilig, wie gelehrt sie auch sein mögen – stets als unmittelbare Erfahrungen zu verstehen, die darauf zielen, mich von mir selbst loszureißen, mich daran zu hindern, derselbe zu sein.³⁸¹ [...] Eine Erfahrung ist immer eine Fiktion, etwas Selbstfabriziertes, das es vorher nicht gab und das es dann plötzlich gibt.³⁸²

Entsubjektivierendes Schreiben dient folglich nicht der Selbstidentifikation und Selbstvergewisserung, es handelt sich nicht um ein identitätsbildendes Schreiben, sondern um eines, das im Akt der experimentellen Wiederholung von Rationalitätsstrukturen und Unterwerfungsmechanismen sowie im Akt ihrer schriftlichen, symbolischen Repräsentation Erfahrungen von Kontingenz und Nicht-Identität hervorrufen kann, die entsubjektivierende Effekte zeitigen und auf diese Weise das Subjekt daran hindern können, „dasselbe zu denken wie zuvor“. Christoph Menke hat in seinem Beitrag *Zweierlei Übung. Zum Verhältnis von sozialer Disziplinierung und ästhetischer Existenz* das Problem der prinzipiellen Ununterscheidbarkeit von subjektivierenden und entsubjektivierenden Selbstpraktiken aufgeworfen, das in der Wiederholungsstruktur der *Übungen* selbst angelegt ist:

Beide, das [...] „disziplinäre“ und das „ästhetisch-existentielle“ Subjekt bilden sich „übend“. Negativ heißt das, daß sich zu üben nicht als solches schon eine ästhetisch-existentielle Praxis freier Lebensführung ist; sich zu üben kann auch eine Praxis der Disziplinierung sein. [...] Wann sind Übungen Medien eines Prozesses der Disziplinierung und wann Medien einer freien Führung des eigenen Lebens?³⁸³

Eine mögliche Antwort auf diese Frage findet Menke in der (fehlenden) Zielgerichtetheit der jeweiligen Übung. Anders als die disziplinierende Übung, die auf die Fähigkeit gerichtet ist, „uns selbst zu führen, das heißt die eigenen Bewegungen und Reaktionen an einem gegebenen Ziel ausrichten zu können“³⁸⁴, erhebt die entsubjektivierende Übung „Einspruch gegen eine solche teleologische Überformung des Lebensvollzugs“.³⁸⁵

³⁸⁰ Foucault, Michel: *Gespräch mit Ducio Trombadori*. In: Axel Honneth, Martin Saar [Hgg.]: *Michel Foucault. Die Hauptwerke*. Frankfurt 2008, S. 1586.

³⁸¹ Foucault: *Trombadori* 1587f. .

³⁸² Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV* 1590.

³⁸³ Menke, Christoph: *Zweierlei Übung. Zum Verhältnis sozialer Disziplinierung und ästhetischer Existenz*. In: Honneth, Axel und Martin Saar (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/M 2003, S. 283-300. Hier S. 285.

³⁸⁴ Menke: *Zweierlei Übung*, S. 296f.

³⁸⁵ Menke: *Zweierlei Übung*, S. 298.

Entsubjektivierende, ästhetisch-existentielle Übungen zeichnen sich im Gegensatz zu disziplinierenden Übungen nach Menke folglich dadurch aus, dass es für sie „anders als in den Übungen der Disziplin, keine vorgegebenen Normen und [...], anders als in den Akten der Selbstbestimmung, keine selbstgegebenen Ziele gibt.“³⁸⁶ Abschließend kommt Menke (unter Verweis auf Foucault selbst) zu dem Ergebnis, dass einer „kritischen Ontologie des Selbst“ keine Methode zugrunde liegen kann, sondern dass letztlich nur die Haltung, die „ästhetische[] Freiheit zur Selbstüberschreitung“³⁸⁷, ausschlaggebend für den subjektivierenden oder entsubjektivierenden Effekt sein kann, die wiederum in der Unabschließbarkeit des ästhetisch-existentialen Übens zum Ausdruck kommt.

Wenn sich die „kritische Ontologie des Selbst“ jedoch weder als eine im weitesten Sinne allgemein anwendbare Theorie (Foucault) noch als eine Methode oder Anleitung (Menke) beschreiben lässt, stellt sich die Frage, inwiefern sie strategisch genannt werden kann, ohne dabei im eigentlichen Sinne zielgerichtet zu sein.

Wie Martin Saar überzeugend darstellt, findet sich das strategische Moment kritischer Genealogien (bzw. Ontologien des Selbst) nicht zuletzt in den Ansatzpunkten und Verfahrensweisen entsubjektivierender (Schreib-)Übungen, die sich aus Foucaults eigenen genealogischen Arbeiten und diesbezüglichen Überlegungen ableiten lassen und Rückschlüsse auf ein entsubjektivierendes „Erzählmuster“, einen „genealogische[n] Imperativ“ bzw. eine „’Bedienungsanleitung’ für das Verfassen von ‚effektiven Genealogien‘“ bzw. entsubjektivierende Übungen erlauben:

„Erzähle mir die Geschichte der Genese meines Selbstverständnisses unter Verwendung des Wortes Macht (oder verwandter Wörter wie Strategie, Dispositiv oder Interessen, Unterwerfung, Ausbeutung, Nutzen) auf eine solche Weise, dass ich beim Zuhören so, wie ich glaube, unwiderruflich zu sein, nicht mehr sein will und beim Zuhören selbst begreife, dass ich so auch nicht sein muss.“ In klassischeren philosophischen Begriffen formuliert: der genealogische Darstellungsweg verläuft von Notwendigkeit über Kontingenz zu relativer oder hypothetischer Freiheit als Möglichkeit; für diese ist eine durch „Möglichkeitssinn“ (Musil) freigeräumte Fläche nötig, die von Genealogien eröffnet wird. Kritik heißt so, einen Sinn für das Nichtnotwendige zu erzeugen, d.h. für das, was nur ist, weil eine bestimmte Macht wirkt. Der kritische Einsatz der Genealogie besteht nicht darin, neue und neutrale Normen zu generieren, sondern in die genetischen Beschreibungen der vorhandenen Normen entwertendes, delegitimierendes Vokabular einzubauen.³⁸⁸

³⁸⁶ Menke: *Zweierlei Übung*, S. 298.

³⁸⁷ Menke: *Zweierlei Übung*, S. 299.

³⁸⁸ Saar: *Genealogie und Subjektivität*, S. 170.

Offen bleibt allerdings auch bei Saar die Frage nach der genauen Gestalt dieses delegitimierenden Vokabulars, bzw. danach, „wie sich konkrete genealogische Kritiken entfalten können“³⁸⁹. Saar bezweifelt letztendlich, dass „Foucault selbst im Rahmen seiner Theorie genügend Mittel zu ihrer Einlösung [d.i. seiner Thesen] zur Verfügung standen“ und erwägt (zumindest im Kontext poststrukturalistischer Fragestellungen³⁹⁰) eine Erweiterung um etwa psychoanalytische oder ontologische Zusatztheoreme.³⁹¹

Im Folgenden sollen Foucaults eigene Überlegungen zu den Prämissen und Effekten einer entsubjektivierenden (Schreib-)Praxis noch einmal rekapituliert werden, um im Anschluss daran unter Zuhilfenahme literaturtheoretischer Analyse- und Beschreibungsinstrumente die Frage nach möglichen Konstruktionsprinzipien und Effekten von Erfahrungsbüchern noch etwas weiter zu treiben.

Der anästhesierende Effekt

Ein erster Aspekt, der Erfahrungsbücher (d.h. mit den gesetzten Grenzen experimentierende Schreibprojekte) von Beweis- bzw. Wahrheitsbüchern unterscheidet, die ihrerseits darauf abzielen (und zwar gerade in Abgrenzung zu einem bestehenden Wahrheitsdiskurs), „wahre“ bzw. „wissenschaftliche“ Wirklichkeitsaussagen zu treffen, ist in ihrer Wirkung bzw. in ihrem Wirkungspotential zu suchen: Der Haupteffekt des Schreib- und Lektüreprozesses eines Erfahrungsbuches, sein transformierendes Moment, zeigt sich nach Foucault an der Unmöglichkeit, „zu den Dingen, zu den anderen, das gleiche Verhältnis zu unterhalten wie vor der Lektüre“; er führt als konkretes Beispiel Reaktionen auf *Überwachen und Strafen* an:

Als das Buch herauskam, haben verschiedene Leser – besonders Aufsichtsbeamte, Sozialarbeiter und so weiter – dieses sonderbare Urteil abgegeben: „Es ist lähmend; es mag ja richtige Beobachtungen enthalten, aber es hat gewiß auch Grenzen, weil es uns blockiert, weil es uns daran hindert, in unserer Tätigkeit weiterzumachen.“ Ich antworte, dass genau diese Reaktion beweist, dass die Arbeit erfolgreich war, dass sie so funktioniert hat, wie ich es vorhatte. [...] Genau das bezeichnet für mich ein Erfahrungs-Buch im Gegensatz zu einem Wahrheits-Buch oder einem Beweis-Buch.³⁹²

³⁸⁹ Saar, *Genealogie und Subjektivität*, S. 172.

³⁹⁰ Die sich Saar zufolge einem „Tiefenkonstruktivismus [verschreiben], nach dem so nicht nur Überzeugungen, Selbstverständnisse und Handlungsmöglichkeiten aufklärbar sind, sondern der materiale oder ontologische Prozeß der Subjektconstitution selbst.“ Saar, *Genealogie und Subjektivität*, S. 172.

³⁹¹ Saar, *Genealogie und Subjektivität*, S. 171.

³⁹² Foucault: *Trombadori*, S. 1592.

Das kritische Potential einer entsubjektivierenden Übung bzw. eines Erfahrungsbuches misst sich folglich nicht zuletzt an der Reaktion, die ausgelöst wird. Wenngleich also Erfahrungsbücher zunächst notwendigerweise von der Frage nach individuellen Selbst-Problematisierungen und Unterwerfungsweisen her ihren Ausgang nehmen³⁹³, die in einer entsubjektivierenden Übung schreibend re-inszeniert werden, zeichnen sie sich gleichzeitig dadurch aus, dass die damit verbundene entsubjektivierende Erfahrung auch intersubjektiv nachvollziehbar ist. Dies wird möglich, weil es in einem Erfahrungsbuch nicht darum geht,

persönliche Erfahrungen ins Wissen zu übertragen [denn das wäre gerade die Operation eines „Wahrheits“- bzw. „Beweisbuches“]. Das Verhältnis zur Erfahrung muß im Buch eine Transformation gestatten, eine Metamorphose, die nicht einfach meine ist, sondern die einen gewissen Wert, gewisse Eigenheiten hat, die anderen zugänglich sind, so dass diese Erfahrung auch von anderen gemacht werden kann. [...] schließlich muß diese Erfahrung bis zu einem gewissen Grade mit einer kollektiven Praxis, mit einer Denkweise verknüpft sein.³⁹⁴

Der Effekt des Erfahrungsbuches lässt sich als Lähmung bzw. Blockade beschreiben, die (um mit Martin Saar zu sprechen) daher rührt, dass sowohl der Schreibende als auch der Lesende/Zuhörende erkennt, nicht mehr so sein zu wollen, noch so sein zu müssen, wie bisher als notwendig angenommen – ohne jedoch alternative Seins-, Denk- und Handlungsweisen zu entwerfen bzw. aufgezeigt zu bekommen. Die Wirkung, die ein Erfahrungsbuch als solches auszeichnet, lässt sich damit weder als „kathartisch“ beschreiben, noch soll die (analytische) Durchdringung subjektivierender Mechanismen zu einer (politischen oder in irgendeiner Form auf Handeln gerichteten) Aktivierung von Produzent bzw. Rezipient führen, die eine gezielte Veränderung gesellschaftlicher Zustände anvisieren würde; und zwar gerade weil eine umfassende Infragestellung des „Ist-Zustandes“ (gesellschaftlicher Konstellationen ebenso wie des „Selbst“) intendiert ist, die nicht durch alternative Handlungsanweisungen oder Wahrheits- bzw. Wirklichkeitsaussagen sofort wieder zum Stillstand gebracht werden soll:

Die Kritik hat nicht die Prämisse eines Denkens zu sein, das abschließend erklärt: Und das gilt es jetzt zu tun. Sie muss ein Instrument sein für diejenigen, die kämpfen, Widerstand leisten und das, was ist, nicht mehr wollen. Sie muss in Prozessen des Konflikts, der Konfrontation, des Widerstandsversuchs gebraucht

³⁹³ So schreibt Foucault unter Verweis auf seine eigenen „Erfahrungsbücher“ und auf die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und (politischer) Praxis: „Mir scheint, dass es vielleicht eine einfachere, ich würde sagen, unmittelbarer praktische Art und Weise gab, das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis anzugehen, und zwar, es direkt in seiner eigenen Praxis ins Werk zu setzen. In diesem Sinne könnte ich sagen, dass ich stets darauf Wert gelegt habe, dass meine Bücher in einem gewissen Sinne Bruchstücke einer Autobiographie sind. Meine Bücher sind stets meine persönlichen Probleme mit dem Wahnsinn, dem Gefängnis und der Sexualität gewesen.“ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 925.

³⁹⁴ Foucault: *Trombadori*, S. 1591.

werden. Sie darf nicht das Gesetz des Gesetzes sein. Sie ist keine Etappe in einer Programmierung. Sie ist eine Herausforderung für das, was ist.³⁹⁵

Oder, in den Worten Martin Saars: Genealogie als Kritik (wie sie ein Erfahrungsbuch leistet),

„adressiert“ die Angehörigen einer Lebensform und einer Wissensform, in der die Annahme der Natürlichkeit des ins Hyperbolische gewendeten Dings für die „normale“ Mehrheit eine Selbstverständlichkeit ist. Diese werden eines besseren belehrt und damit potenziell ihrer eigenen „Normalität“ beraubt. In diesem Sinne „entnormalisiert“ die Genealogie. Den anderen, bisher Delegitimierten und „Anormalen“, liefert sie machthistorische Argumente im Kampf gegen ihre Anormalisierung und Ausgrenzung.³⁹⁶

Aber die kritische Ontologie des Selbst liefert nicht nur Argumente im Kampf gegen die Anormalisierung; sie kann deren Wirklichkeitseffekte – zumindest im Bereich subjektivierender Selbstausharbeitung, wenn auch (zunächst) nicht zwangsläufig hinsichtlich gesellschaftlicher Ausschlussprozesse – vielmehr vollständig aufheben. Denn ein Erfahrungsbuch, das die Nicht-Notwendigkeit, die Kontingenz der eigenen Delegitimiertheit bzw. Anormalität (ebenso wie der Legitimiertheit und Normalität) offen legt, ist in der Lage, an diesem Punkt die Wahrheitsspiele, anhand derer sich der „Anormale“ bzw. „Delegitimierte“ sein eigenes Sein zu denken gibt, zu unterbrechen und die bisherigen Bezugspunkte der subjektivierenden Selbstausharbeitung zu „entknoten“, bzw. aufzulösen – was mit der Auflösung der entsprechenden Subjektpositionen und insofern mit einer Entsubjektivierung einhergeht.

In dieser Aufhebung des subjektivierenden Effekts der Wahrheitsspiele liegt der „Möglichkeitssinn“ und damit auch die Aussicht auf ein Ende der „Ausgrenzung“, ohne gleichzeitig Ausgrenzung in Form neuer Wahrheitsspiele zu perpetuieren:

Die kritische Arbeit an der Geschichte unserer Grenzen und Begrenztheiten ist selbst schon aktive Selbstformung und Selbstveränderung. Das ist viel; aber es ist auch nicht mehr. Denn außer der Möglichkeit zur Veränderung seiner selbst bei nachgewiesenen nichtnotwendigen Begrenzungen durch kontingente Regime des Wissens und der Macht ist hier keine Richtung, keine Orientierung, kein Ziel vorgeschrieben. Dieser Zug macht Foucaults spätes Werk zu einer faszinierenden Artikulation menschlicher Freiheit, zu einer „Ethik“ im strengeren Sinn wird es so doch nicht. Sein Kern ist eine ontologische These über das Subjekt, das in einem Kräftefeld von Bestimmungsfaktoren steht und das doch in der Lage ist, Kräfte auf sich selbst auszuüben, die es formen und verändern. Die bloße Tatsache, dass es dies tun kann, entkoppelt es von der scheinbaren Zwangsgestalt der sozial

³⁹⁵ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 41.

³⁹⁶ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 308.

verfügbaren, von den Macht- und Wissensregimen vorgegebenen Identitätsformen.³⁹⁷

Dass eine solche Form der Kritik, die zuallererst Selbst-Kritik ist, dennoch im weitesten Sinne auch in der Lage sein kann, Gesellschaftsstrukturen zu transformieren, lässt sich aus Foucaults Konzept der „Mikrophysik der Macht“ ableiten, demzufolge jede Form menschlicher Interaktion als Machtbeziehung aufzufassen ist:

Wenn man nämlich die Frage der Macht in einer Terminologie von Machtbeziehungen stellt, wenn man also einräumt, dass es zwischen den Individuen Beziehungen der „Gouvernementalität“, eine Menge, ein sehr kompliziertes Netz von Beziehungen gibt, dann sind die großen Formen der Macht im strengeren Sinne des Ausdrucks – politische Macht, ideologische Macht usw. – notwendig in dieser Art Beziehungen, das heißt, den Beziehungen des Regierens und des Führens, die sich zwischen den Menschen herstellen können.³⁹⁸

Zu bedenken ist allerdings, dass der unmittelbare Effekt einer entsubjektivierenden Praxis bzw. eines Erfahrungsbuches wie gezeigt eine Anästhesie bzw. Lähmung ist, die die bisherige (zwischenmenschliche) Interaktion erst einmal verunmöglicht, da diese auf einem etablierten „Wissen“ beruht, das die Intelligibilität (im Sinne Butlers) von Subjektpositionen sichert – was auf diesen Zustand der Lähmung folgt, ist ungewiss. Zwar führt sich ein Mensch durch „Kritik“ bzw. Entsubjektivierung die eigene Freiheit vor Augen und wird – wenn auch begrenzt – in die Lage versetzt, sich bestimmter Machtwirkungen und -ausübungen zu entziehen; gleichzeitig bedeutet Entsubjektivierung jedoch auch Verlust von Intelligibilität.

Zu fragen bliebe auch, in welchem Umfang eine solche Praxis der Entsubjektivierung von einzelnen überhaupt zu leisten ist. Sie scheint vielmehr tatsächlich weitgehend dem Intellektuellen vorbehalten (und dies ist nach Foucault wiederum jemand, der dazu in der Lage ist, „sich permanent fähig zu machen, sich von sich selbst loszulösen“³⁹⁹), der sie dann in Form von Erfahrungsbüchern auch anderen zugänglich machen kann. Nicht zuletzt aus dieser Überlegung heraus erscheint das Medium Schrift als möglicher Multiplikator von „entsubjektivierender Erfahrung“ unumgänglich, wenngleich zu prüfen wäre, ob nicht auch andere Medien in ihrer je eigenen Spezifik (wie etwa der Film) ähnliche Effekte zeitigen könnten.

³⁹⁷ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 286.

³⁹⁸ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 930.

³⁹⁹ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 812. Vgl. hierzu auch Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 45 f.

‚Wahrheit‘ und ‚Fiktion‘

Der zweite Aspekt, der ein Erfahrungsbuch als solches ausweist, ist das Verhältnis von ‚Wahrheit‘ und ‚Fiktion‘, das in ihm durch eine Inszenierung von Machtstrukturen und Unterwerfungsmechanismen strategisch ins Spiel gebracht wird. ‚Wahrheit‘ bezeichnet in diesem Zusammenhang nicht „das Ensemble, der wahren Dinge, die zu entdecken oder zu akzeptieren sind“ [...], sondern „das Ensemble der Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird“.⁴⁰⁰ Dem wissenschaftlichen Diskurs kommt im Zuge der Trennung von ‚Wahrem‘ und ‚Unwahrem‘ eine entscheidende Bedeutung zu, denn „die Wahrheit ist um die Form des wissenschaftlichen Diskurses und die Institutionen, die ihn produzieren, zentriert“.⁴⁰¹ Ob etwas als ‚unwahr‘ oder ‚wahr‘ klassifiziert und mit entsprechenden Machtwirkungen ausgestattet wird, hängt dabei nicht zuletzt von der Rhetorik ab, mit der es vorgetragen wird. Im Interview mit Ducio Trombadori reflektiert und problematisiert Foucault sein eigenes Verhältnis zur ‚Wahrheit‘ und damit verbunden seine Verwendung konventioneller, dem Wahrheitsdiskurs entlehnter Rede- bzw. Schreibweisen:

Das Problem der Wahrheit dessen, was ich sage, ist für mich ein sehr schwieriges, ja sogar das zentrale Problem. Auf diese Frage habe ich bisher niemals geantwortet. Gleichzeitig benutze ich jedoch ganz klassische Methoden: die Beweisführung oder zumindest das, was in historischen Zusammenhängen als Beweis gelten darf – Verweise auf Texte, Quellen, Autoritäten und die Herstellung von Bezügen zwischen Ideen und Tatsachen; Schemata, die ein Verständnis ermöglichen, oder Erklärungstypen.⁴⁰²

Die Verwendung einer solchen ‚Wahrheits‘-Rhetorik zeigt, dass auch die Kritik selbst keinen Ort außerhalb des Macht-/Wahrheits- (bzw. Macht-/Wissens-)Gefüges einnehmen kann; sie muss sich vielmehr strategisch innerhalb dieses Feldes positionieren, denn „[d]er Herrschaft einer Wahrheit entkommt man [...] nicht, indem man ein Spiel spielt, das dem Spiel der Wahrheit vollständig fremd ist, sondern indem man das Wahrheitsspiel anders spielt, indem man ein anderes Spiel, eine andere Partie oder mit anderen Trümpfen spielt.“⁴⁰³ Die Anlehnung an die Methoden wissenschaftlicher Beweisführung im Kontext von Wahrheitsdiskursen erscheint somit als entscheidende Voraussetzung, um den gewünschten Effekt des Erfahrungsbuches zu realisieren:

⁴⁰⁰ Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 53.

⁴⁰¹ Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 52.

⁴⁰² Foucault: *Trombadori*, S. 1588.

⁴⁰³ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 895.

Damit man, vermittelt über dieses Buch, eine solche [entsubjektivierende] Erfahrung machen kann, muss das, was darin gesagt wird, natürlich im Sinne akademischer Wahrheit wahr sein, das heißt historisch verifizierbar. Genau das kann ein Roman nicht. Trotzdem liegt das Wesentliche nicht in der Serie solcher wahren oder historisch verifizierbaren Feststellungen, sondern eher in der Erfahrung, die das Buch zu machen gestattet. Nun ist diese Erfahrung jedoch weder wahr noch falsch. Eine Erfahrung ist immer eine Fiktion, etwas Selbstfabriziertes, das es vorher nicht gab und das es dann plötzlich gibt. Darin liegt das schwierige Verhältnis zur Wahrheit, die Weise, in der sie in eine Erfahrung eingeschlossen ist, die mit ihr nicht verbunden ist und sie bis zu einem gewissen Punkt zerstört.⁴⁰⁴

Foucault bestreitet also nicht die Möglichkeit von Realität oder Erfahrung an sich, „sondern die Vorstellung einer ‚zugrundeliegenden Realität‘[...], d.h. die Vorstellung, diese Realität sei so, wie sie ist, der Ursprung und Grund einer bestimmten Erfahrung und nicht selbst wieder ein Effekt anderer Realitäten und Gründe“.⁴⁰⁵

Was ‚Fiktion‘ bzw. ‚Fiktionalisierung‘ vor diesem Hintergrund leisten muss, ist, das, was (bisher) als ‚wahr‘ bzw. historisch verifizierbar (im Sinne des Niederschlag dieser ‚Wahrheit‘ in Form eines Dispositivs) gilt (bzw. die an diesen Geltungsanspruch geknüpften Macht- und Unterwerfungsmechanismen), zu hyperbolisieren und als kontingent darzustellen, so dass sich die Erfahrung der Nicht-Notwendigkeit machen lässt – eine Erfahrung, die zur Zerstörung des Wahrheitsanspruches und somit auch zur Zerstörung der damit verbundenen subjektivierenden Effekte führen kann.

Martin Saar sieht das fiktive Moment Foucaults kritischer Genealogien hinsichtlich ihres „Plots“ vor allem in ihrer Ausschnitthaftigkeit und der Erzählung hypothetischer Verläufe begründet.⁴⁰⁶ Als Stilmittel, die den „fiktiven“ bzw. rhetorischen Charakter der Genealogien neben aller „Mimesis an die Formen ‚realer‘ Geschichtsschreibung“⁴⁰⁷ offenbaren, führt Saar u.a. hyperbolische/dramatisierende Zuspitzung in der Beschreibung von Machtwirkungen, Hyperkonkretion und Personalisierung sowie einen ausgeprägten Adressierungs- und Implikationscharakter an.⁴⁰⁸

Das Wirkungspotential eines Erfahrungsbuches bzw. einer gelungenen „kritischen Genealogie“ will Saar an die Berührung „identitätsrelevanter Fragen“ gekoppelt wissen.⁴⁰⁹

⁴⁰⁴ Foucault: *Trombadori*, S. 1589f.

⁴⁰⁵ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 307.

⁴⁰⁶ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 290.

⁴⁰⁷ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 306.

⁴⁰⁸ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 306f.

⁴⁰⁹ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 308. „Die totale theoretische Entnaturalisierung, wie sie die kühle nominalistische Geste vollzieht, wäre nämlich für die einen, die ‚Normalen‘, Auslöser einer Krise, für die anderen, die ‚Anormalen‘, eine Befreiung; denn für Letztere würde der ‚Grund‘ der Zuschreibung, sie würden eine vermeintlich natürlich Norm verfehlen, entfallen; für jene wäre der ‚Grund‘ ihres Privilegs der Normalität als durchsichtige Parteilichkeit entlarvt. Die genealogische Geste ist darin parteiisch, dass sie eine

Da die kritische Genealogie keine alternativen ‚Wahrheits‘- bzw. ‚Wirklichkeits‘-Aussagen macht, erscheint sie in den Augen Saars jedoch als selbst „nicht (ganz) wahr, sondern nur [als] eine polemische *Gegenwahrheit*“ [H.i.O.], denn „Aussagen [...], die nicht eindeutig wahr und nicht eindeutig falsch sein können, fallen unter die Rhetorik.“⁴¹⁰

Es wäre zu fragen, ob nicht auch ein Erfahrungsbuch denkbar ist, das – ebenfalls ohne alternative ‚Wahrheits‘- bzw. ‚Wirklichkeits‘-Aussagen zu treffen, nicht nur den Konstruktcharakter einer naturalisierten ‚Norm‘ offen legen und damit die Berechtigung der Norm selbst in Zweifel ziehen kann, sondern das vielmehr in der Lage wäre, Anormalitätszuschreibungen als eindeutig ‚unwahr‘ zu entlarven und sie in ihrer eigentlichen Funktion, nämlich als Unterwerfungsmechanismus bzw. Motor subjektivierender Selbstausarbeitung (in Bezug auf die ‚Anormalen‘ selbst) zu decouvrieren und damit gleichzeitig unwirksam zu machen. Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden zu zeigen, unter welchen Bedingungen ein Roman (also diejenige Form des schreibenden Erzählens, die sich im allgemeinen Verständnis durch ihren nicht wahrheitsfähigen, da fiktiven Charakter auszeichnet) entgegen Foucaults eigener Einschätzung durchaus die Möglichkeiten bietet, die genannten Prämissen eines Erfahrungsbuches umzusetzen und evtl. noch darüber hinaus zu gehen.

Roman und Erfahrungsbuch

Foucaults Überlegungen zu Situierung und Funktionsweisen literarischer Texte (und somit auch von erzählender Prosa bzw. Romanen) im Diskursgeflecht waren im Verlauf seiner Arbeit, wie oft angemerkt worden ist, Revisionen und Korrekturen unterworfen: während Foucault „Literatur“ zunächst recht global ein subversives Potential zubilligte, relativierte er diesen Status später ebenso wie die Bedeutung, die literarischen Texte im Zuge der Ausarbeitung seiner frühen Positionen (wie etwa in *Wahnsinn und Gesellschaft* oder *Die Ordnung der Dinge*) zukam. Wie Spoerhase zeigt, hängt diese unterschiedliche Bewertung von „Literatur“ (ebenso wie die unterschiedlich gestellte Frage nach dem „Autor“) unmittelbar mit der sich verändernden Diskurskonzeption Foucaults zusammen:

Die dualistische Konzeption unterscheidet eine souveräne prädiskursive ‚Ebene‘ (die unter anderem als „Rohes Sein der Wörter“, „Rauschen“, „Gegendiskurs“ und

Wahrheit zu denken gibt, die das eingespielte ‚Wahrheitsspiel‘ oder die Gewissheit der Mehrheit (oder der dominanten oder hegemonialen Teile der Gesellschaft) destabilisiert.“

⁴¹⁰ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 308.

„Wuchern der Bedeutung“ bestimmt wird) und eine nachgeordnete, gewaltsame Ordnung herstellende diskursive ‚Ebene‘. Die monistische Konzeption kennt nur noch die diskursive ‚Ebene‘.⁴¹¹

Ließ sich „Literatur“ im dualistischen Diskursmodell der prädiskursiven Ebene zuordnen, auf der sie – ebenso wie der „Wahnsinn“ – als „ungeordnetes“, „unvernünftiges“ Sprechen verortet wurde, das von einer diskursiven Rationalität gewaltsam unterworfen werden musste, erscheint sie im monistischen Modell als in gleicher Weise von diskursiven Ordnungssystemen strukturiert wie jede andere Form des Sprechens. Das monistische Konzept verfolgte daher nun „nicht mehr eine Strategie der Freilegung der Aussagen in ihrem prädiskursiven Zustand, sondern die Strategie einer Rekonstruktion der Logik aussagenkonstitutiver diskursiver Ordnungen.“⁴¹² Foucaults Interesse an „Literatur“ geriet durch diese Verschiebung jedoch keineswegs vollends aus dem Blick, sondern richtete sich nun vielmehr auf die Frage nach den Funktionen der als „literarisch“ markierten Diskurspositionen innerhalb des diskursiven Ordnungssystems, ohne dieser Fragestellung jedoch in einer eigenen Untersuchung weiter nachzugehen: „Man hat nie wirklich analysiert, wie aus der Masse von Dingen, die gesagt werden, aus dem Ensemble der tatsächlich gehaltenen Diskurse, eine gewisse Anzahl dieser Diskurse (der literarische Diskurs, der philosophische Diskurs) eine Sakralisierung erfahren und spezielle Funktionen erhalten haben.“⁴¹³

In einem Interview mit Roger Pol-Droit formuliert Foucault sein Interesse an den Funktionsweisen literarischer Diskurse folgendermaßen:

Um zu erfahren, was Literatur ist, würde ich nicht ihre internen Strukturen studieren wollen. Ich wollte lieber die Bewegung verstehen, den kleinen Vorgang, durch den ein nicht-literarischer Diskurs, ein vernachlässigter, so rasch vergessen wie ausgesprochen, in das literarische Feld eintritt. Was geschieht da? Was wird dabei ausgelöst? Wie wird dieser Diskurs in seinen Bemühungen durch die Tatsache verändert, dass er als Literatur anerkannt wird?⁴¹⁴

Im Folgenden soll argumentiert werden, dass ein Effekt der Überführung eines nicht-literarischen (Wahrheits-)Diskurses in das literarische Feld der sein kann, dass die fiktive Realisierung bestimmter Elemente dieses Diskurses (d.h. nicht zuletzt kriminalisierender und pathologisierender Zuschreibungen) im Rahmen eines literarischen Textes die Aushebelung des Wahrheitsanspruches eines ‚wahren‘ Diskurses bewirken kann, indem sie

⁴¹¹ Spoerhase, Carlos: *Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik*. Berlin/New York 2007, S. 40.

⁴¹² Spoerhase: *Autorschaft*, S. 50.

⁴¹³ Foucault, Michel: *Funktionen der Literatur*. In: Erdmann, Eva, Rainer Forst, Axel Honneth (Hgg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt/New York, 1990, S. 229.

⁴¹⁴ Foucault: *Funktionen der Literatur*, S. 229.

ihn als das eigentlich oder zumindest ebenso ‚Fiktive‘ und damit als ‚unwahr‘ entlarvt – womit zugleich die an den Wahrheitsdiskurs gekoppelten Unterwerfungsmechanismen, die eine subjektivierende Selbstausarbeitung in Gang setzen, aufgelöst werden. – In einem solchen Fall soll daher auch bei einem Roman von einem entsubjektivierenden Erfahrungsbuch gesprochen werden können.

Wer spricht?

Hinsichtlich der Texte Mehrs bzw. ihres (entsubjektivierenden) Wirkungspotentials kommt der Frage nach der Autorfunktion eine entscheidende Bedeutung zu. Wie Spoerhase in Anlehnung an Foucault ausführt, lässt sich die Autorfunktion als ebenso „restriktive wie konstruktive Diskursfunktion“ beschreiben⁴¹⁵, die auf dreierlei Weise in Erscheinung tritt, indem sie „1) die Kohärenz eines Werkes garantiere, 2) durch Selbstexplikation die Bedeutungsintention des Textes offen lege oder wenigstens eine den Text strukturierende Bedeutungsintention verbürge und 3) den Text in einem biographischen Kontext einbette.“⁴¹⁶ Die Autorfunktion ist dabei nicht nur auf der Rezeptionsseite wirksam, sondern bestimmt auch die Position des „empirischen Textproduzenten“:

Aber ich denke, dass [...] das Individuum, das sich daranmacht, einen Text zu schreiben, aus dem vielleicht ein Werk wird, die Funktion des Autors in Anspruch nimmt. Was es schreibt und was es nicht schreibt, was es entwirft, und sei es nur eine flüchtige Skizze, was es an banalen Äußerungen fallen lässt – dieses ganze differenzierte Spiel ist von der Autor-Funktion vorgeschrieben, die es von seiner Epoche übernimmt oder die es seinerseits modifiziert. Und wenn es das traditionelle Bild, das man sich vom Autor macht, umstößt, so schafft es eine neue Autor-Position, von der aus es in allem, was es je sagt, seinem Werk ein neues, noch verschwommenes Profil verleiht.⁴¹⁷

Wie bereits in Kapitel III ausgeführt, hängt das Problem einer ‚Minderheitenliteratur‘ bzw. als subaltern markierter Selbstäußerungen allgemein nicht zuletzt mit der Autorfunktion zusammen, die ein solches Sprechen/Schreiben reguliert, indem der ethnisch-kulturelle Hintergrund der AutorInnen diese (autobiographischen aufgefassten) Texte zum einen legitimiert und sie als Übertragungen von ‚Erfahrung‘ in ‚Wissen‘ als Wahrheits- bzw. Beweisbücher fungieren lässt; gleichzeitig gibt die Autorfunktion jedoch den möglichen Erzählrahmen vor und begünstigt eine auf diesen Hintergrund reduzierte Rezeption. So

⁴¹⁵ Vgl. Spoerhase: *Autorschaft*, S. 38-55.

⁴¹⁶ Spoerhase: *Autorschaft*, S. 50.

⁴¹⁷ Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/Main 1991, S. 21f.

erscheint auf Rezeptionsseite tatsächlich das, „was man bei einem Individuum als Autor bezeichnet“, lediglich als „die mehr oder weniger psychologisierende Projektion der Behandlung, die man Texten angedeihen lässt, die Annäherungen, die man vornimmt, die Merkmale, die man für wichtig hält, der Kontinuitäten, die man zulässt oder die Ausschlüsse, die man vornimmt.“⁴¹⁸ Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass auch die vorliegende Arbeit sich der Kritik aussetzen muss, die Autorin, d.h. die empirische Produzentin der untersuchten literarischen und publizistischen Texte, Mariella Mehr, als den Bezugspunkt aufzufassen, durch den

gewisse Ereignisse in einem Werk ebenso wie deren Transformationen erklärt werden können, deren Deformationen, deren verschiedene Modifikationen (und dies durch die Autorbiographie, die Suche nach der individuellen Sichtweise, die Analyse einer sozialen Zugehörigkeit oder [...] Klassenlage, die Entdeckung [jeines Grundentwurfs]).⁴¹⁹

Verfolgt wird dabei jedoch keine (psychologisierende) Autor-Analyse; im Vordergrund steht vielmehr u.a. der Versuch, die Kopplung von Autorfunktion und subjektivierender bzw. entsubjektivierender Schreibweisen aufzuzeigen, wie sie sich in Form der als Wahrheits- und Beweisbücher bzw. Erfahrungsbücher klassifizierten Texte manifestieren.

Denn, wie Spoerhase in seinen Ausführungen zur Autorfunktion abschließend bemerkt: „Es liegt sehr wohl etwas daran, wer spricht. Nur dass es nicht die ephemere Individualität des Subjektes ist, an der etwas liegt [...], sondern [am] Ort innerhalb des Diskurses, von dem aus das Subjekt sich äußert“.⁴²⁰ Es wird zu zeigen sein, auf welche Weise die Rezeptionskategorien, die eng mit der (ethnisch-kulturellen) Autorposition der frühen Texte verbunden sind, in den späteren Erfahrungsbüchern ins Spiel kommen, um just diese Rezeptionskategorien zu subvertieren, bzw. die mit der ethnisch-kulturellen Autorposition verknüpften (rezeptions- und wahrheits-) regulierenden Prozesse aufzuzeigen.

Die folgenden Kapitel widmen sich der Analyse der literarischen Texte Mariella Mehrs. Dabei soll zunächst gezeigt werden, inwiefern sich die frühen (dezidiert autobiographisch markierten) Texte im Licht der obigen Ausführungen als Wahrheitsbücher lesen lassen, anhand derer sich zudem die Bewegung einer am Wahrheitsdiskurs orientierten subjektivierenden Selbstaussarbeitung nachzeichnen lässt. Die daran anschließende Analyse der späteren Romane zielt entsprechend auf die Herausarbeitung der Poetik der

⁴¹⁸ Foucault, Michel: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/Main 1988, S. 20.

⁴¹⁹ Foucault: *Schriften zur Literatur*, S. 21.

⁴²⁰ Spoerhase: *Autorschaft*, S. 55.

Mehr'schen Erfahrungsbücher, des Zusammenspiels hetero- und autoreferentieller Erzählverfahren und die damit verbundenen entsubjektivierenden Effekte ab.

V. Wahrheitsbücher. Ausarbeitungen ‚jenischer‘ und ‚weiblicher‘ Subjektpositionen in frühen literarischen Texten Mehrs

Anders als ein Erfahrungsbuch zeichnet sich ein Wahrheits- bzw. Beweisbuch nach Foucault'schem Verständnis dadurch aus, dass die darin gemachten Aussagen als Wirklichkeitsaussagen erscheinen, in den Bereich des Wissens überführt und so nicht zuletzt selbst zum Bestandteil eines (neuen) Wahrheitsdiskurses werden können. Im Gegensatz zu einem Erfahrungsbuch, das aufgrund der im vorangegangenen Kapitel beschriebenen Strukturen und Darstellungsweisen entsubjektivierende Effekte zeitigen kann, hat ein Wahrheits- bzw. Beweisbuch Anteil an identitäts- bzw. subjektbildenden Prozessen. Die (paradoxalen) Effekte, die mit einem solchen „Wahr-Sprechen“ verbunden sind, wurden bereits in Kapitel III anhand der Selbstrepräsentation Jenischer in der Schweiz aufgezeigt. Im Folgenden sollen auch Mehrs frühe literarische Texte *steinzeit* und das *Licht der Frau* auf diese Zusammenhänge hin befragt und der Prozess der Ausarbeitung entkriminalisierter und entpathologisierter Subjektpositionen nachgezeichnet werden.

VI.1. *steinzeit*

in unserer sprache ist das herz eine sache: es, das herz. die jenischen haben überhaupt kein wort für herz, sie nennen es «soori», wie sie auch die liebe, gott und den penis «soori» nennen. es widerstrebt mir, das herz, diesen kraftstrotzenden klumpen fleisch zu versächlichen, diese urmaschine zu verniedlichen. immerhin war sie stark genug, allen psychiatrischen eingriffen, allen tödlichen bedrohungen zu trotzen. mein herz ist eine frau, identisch mit mir.⁴²¹

Der 1981 publizierte Text *steinzeit*, auf dessen autobiographische Züge im Nachwort hingewiesen wird, ist Mehrs erste literarische Auseinandersetzung mit den Erfahrungen aus ihrer Zeit als Mündel des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstraße*. „[I]n weit über hundert von einander isolierten Leidensszenen“⁴²², die sich durch eine bilderreiche, expressiv-assoziative Sprache, häufige Ana- und Prolepsen sowie nahezu durchgängige

⁴²¹ Mehr, Mariella: *steinzeit*. Bern 1981, S. 22.

⁴²² Caduff, Corina: „*Wut ist Angst*“. Ein Porträt der Schriftstellerin Mariella Mehr. *Neue Zürcher Zeitung*, 19./20. November 1994.

Kleinschreibung auszeichnen, werden die traumatischen Erlebnisse der Protagonistin, wie etwa Vergewaltigungen, Misshandlungen, Elektroschock- und Insulintherapien, vom frühesten Baby- und Kleinkindalter an in aller Drastik geschildert. Trotz der stark literarisierenden Komponenten steht bei der Rezeption der autobiographische Aspekt nach wie vor bei weitem im Vordergrund, und der Text wurde nahezu ausschließlich als Dokument einer traumatischen Kindheit gelesen⁴²³, obwohl – abgesehen von den paratextuellen Angaben zur Biographie der Autorin – auf Authentifizierungsstrategien (etwa Fotomaterial), wie sie andere autobiographische Texte verwenden, weitgehend verzichtet wird.⁴²⁴

***Bilderbuch der Gewalt.*⁴²⁵ Trauma – Dissoziation – Fragmentierung - Narration**

Ein Grund dafür, dass der referentielle, autobiographische Aspekt von *steinzeit* so sehr in den Vordergrund tritt und selbst durch das stark verfremdende Schreib- bzw. Erzählverfahren nicht gestört zu werden scheint, mag darin liegen, dass der Text in seiner Darstellung der Erinnerungsmechanismen traumatischer (Kindheits-)Erlebnisse das literarisch umsetzt, was die Traumaforschung – verstärkt selbst erst seit den 1980er Jahren⁴²⁶ – als Hypothesen zu den psychischen Auswirkungen (frühkindlicher) extremer Traumata und den Funktionsweisen der Erinnerung an traumatische Erlebnisse formuliert. Dazu zählen etwa Identitätsdissoziation⁴²⁷, Depersonalisation⁴²⁸ bzw. Detachment⁴²⁹ und Konversions- und Somatisierungssymptome⁴³⁰ sowie das überfallartige Wiedererleben der

⁴²³ Christine Mergozzi etwa fasst Mehrs Text aufgrund der engen Bezüge zur Biographie der Autorin als „autobiographical novel“ auf (Mergozzi: *Literary Aurality*, S. 112) und führt mögliche Gründe dafür an, warum Mehr ihren Text nicht als Autobiographie veröffentlicht hatte: „Mehr may have had doubts as to the accuracy of her memory and, ruthlessly honest as she is, may not have dared to fully trust her past perceptions.“

⁴²⁴ Vgl. etwa die dreibändige Autobiographie von Peter Paul Moser: *Entrissen und Entwurzelt*. Thuisis 2000. *Die Ewigkeit beginnt im September*. Thuisis 2000. *Rassendiskriminierung und Verfolgung während einer ganzen Generation*. Thuisis 2002.

⁴²⁵ Mehr: *steinzeit*, S. 73.

⁴²⁶ So wurde das klinische Störungsbild *Posttraumatische Belastungsstörung* erst 1980 als eigene Störungskategorie in das international gebräuchliche *Statistische und Diagnostische Manual* (DSM III) aufgenommen. Vgl. Fiedler, Peter: *Dissoziative Störungen und Konversion. Trauma und Traumabehandlung*. Weinheim 2001, S. 45.

⁴²⁷ Vgl. hierzu die diagnostischen Kriterien der *Dissoziativen Identitätsstörung* gemäß DSM-IV:

Traumata in Form von Bildern, Gedanken oder als Flashbacks⁴³¹: „und silvia vergisst, bis sie jahre später wieder daran erinnert werden sollte, an das unglaubliche, mörderische. silvia erwacht, wochen später, aus den fiebern, dem wahnsinn. tief in ihrem innern ist die erinnerung, diese furchtbare erinnerung gespeichert.“⁴³² Die Frage nach der Wirklichkeitstreue traumatischer Erinnerungen wird sowohl auf psychologischer als auch auf juristischer Seite kontrovers diskutiert. So will etwa Cathy Caruth Flashback-Erinnerungen an Traumata als genaue Abbilder eines tatsächlichen Geschehens verstanden wissen:

„A) Die Anwesenheit von zwei oder mehr unterscheidbaren Identitäten oder Persönlichkeitszuständen (jeweils mit einem eigenen, relativ überdauernden Muster der Wahrnehmung von, der Beziehung zur und dem Denken über die Umgebung und das Selbst).

B) Mindestens zwei dieser Identitäten oder Persönlichkeitszustände übernehmen wiederholt die Kontrolle über das Verhalten der Person.

C) Eine Unfähigkeit, sich an wichtige persönliche Informationen zu erinnern, die zu umfassend ist, um durch gewöhnliche Vergesslichkeit erklärt zu werden.“ Zit. n. Fiedler, Peter: *Dissoziative Störungen und Konversion. Trauma und Traumabehandlung*. Weinheim 2001, S. 186.

⁴²⁸ Vgl. hierzu die diagnostischen Kriterien der *Depersonalisationsstörung* gemäß DSM-IV:

„A. Andauernde oder wiederkehrende Erfahrungen, sich von den eigenen geistigen Prozessen oder vom eigenen Körper losgelöst oder sich wie eine außen stehender Beobachter der eigenen geistigen Prozesse oder des eigenen Körpers zu fühlen (z.B. sich fühlen, als sei man in einem Traum).

B. Während der Depersonalisationserfahrung bleibt die Realitätsprüfung intakt.

C. Die Depersonalisation verursacht in klinisch bedeutsamer Weise Leiden oder Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen.“ Zit. n. Fiedler: *Dissoziative Störungen*, S. 267.

⁴²⁹ Vgl. Fiedler: *Dissoziative Störungen*, S. 262: „Gefühle dieser Art [...] umfassen eine ganze Spannbreite von subjektiv fremdartig anmutenden Erlebnissen. Diese können vom Nichterleben eines Schmerzempfindens bis hin zum dissoziativen Erleben einer die eigenen Traumaerfahrungen ‚beobachtenden‘ Identität reichen, die ‚neben sich tretend‘ vermeintlich ‚seelenruhig‘ und ‚wie von außen her‘ dem Traumageschehen zuschaut.“

⁴³⁰ Vgl. Fiedler: *Dissoziative Störungen*, S. 280: „**Somatisierung** steht für körperliche Symptome ohne organmedizinische Ursache, die in wesentlichen Anteilen auf psychosoziale Belastungen zurückgeführt werden können. Der Begriff wird in psychoanalytischer Tradition wie auch darüber hinaus häufig erklärend benutzt, und zwar für nach wie vor nicht genau bestimmbare innerpsychische Prozesse, in denen sich ‚äußere Belastung‘ in ‚körperlich spürbare Belastung‘ wandelt. **Konversion** steht für körperliche Symptome ohne organmedizinische Ursache, die zumeist neurologische Defekte zu imitieren scheinen. Was den Begriff angeht, erscheint seine Erklärungsfunktion unmittelbar plausibler und geht ebenfalls auf eine traditionell in der Psychoanalyse vertretene Hypothese zurück. Danach repräsentieren typische Symptome wie Bewegungs-, Wahrnehmungs- und Empfindungsstörungen die symbolische Lösung eines unbewussten Konflikts. Der Konversion wird eine Angst reduzierende Funktion unterstellt, weil sie dazu dienen kann, den Konflikt außerhalb des Bewusstseins zu halten.“ [H.i.O.]

⁴³¹ Vgl. hierzu die diagnostischen Kriterien der *Posttraumatischen Belastungsstörung* gemäß DSM-IV:

„B. Das traumatische Erlebnis wird beharrlich auf mindestens eine der folgenden Weisen wieder erlebt:

1. Wiederkehrende und eindringliche, belastende Erinnerungen an das Ereignis, die Bilder, Gedanken oder Wahrnehmungen umfassen können [...]
2. Wiederkehrende, belastende Träume von dem Ereignis. [...]
3. Handeln oder Fühlen, als ob das traumatische Ereignis wiederkehrt (beinhaltet das Gefühl, das Ereignis wieder zu erleben, Illusionen, Halluzinationen oder dissoziative Flashback-Episoden, einschließlich solcher, die beim Aufwachen oder bei Intoxikationen auftreten). [...]
4. Intensive psychische Belastung bei der Konfrontation mit internalen oder externalen Hinweisreizen, die einen Aspekt des traumatischen Ereignisses symbolisieren oder an Aspekte desselben erinnern.“

Zit. n. Fiedler: *Dissoziative Störungen*, S. 132.

⁴³² Mehr: *steinzeit*, S. 115f.

Der rätselhafte Kern des Traumas liegt gerade in dieser absoluten Genauigkeit und dem beharrlichen Wiederauftreten: im verspäteten oder unvollkommenen Verstehen oder sogar Sehen eines überwältigenden Geschehens, welches in seiner hartnäckigen Wiederholung der *Wahrheit* und nicht der von Person zu Person verschiedenen Bedeutung des ursprünglichen Ereignisses exakt entspricht. Diese Wahrheit der traumatischen Erfahrung bildet das Zentrum seines Krankheitsbildes und seiner Symptome. Es ist kein Krankheitsbild, das aus Verfälschungen und Verschiebungen von Bedeutungen besteht, sondern es ist eine Pathologie der Geschichte selbst.⁴³³ [H.i.O.]

Die (juristischen) Probleme, die sich in diesem Zusammenhang vor allem hinsichtlich derjenigen Erinnerungen an traumatische Erlebnisse ergeben, die eine Straftat zum Gegenstand haben und somit eine strafrechtliche Verfolgung zeitigen könnten, hat u.a. Judith Keilbach in Bezug auf die Erinnerungen Holocaust-Überlebender dargelegt.⁴³⁴ Nach wie vor ist der Zeugnischarakter traumatischer Erinnerungen juristisch nicht anerkannt. Für zahlreiche ehemalige Mündel des *Hilfswerkes* bestand daher das Problem, erlittene Misshandlungen mit Erinnerungen allein nicht beweiskräftig belegen zu können, und nicht zuletzt aus diesem Grund forderten jenische InteressenvertreterInnen immer wieder die Herausgabe des Aktenmaterials. Aber auch die Möglichkeit der Akteneinsicht löste das Problem nicht zufriedenstellend. Zwar bestätigten die Akten des *Hilfswerkes* auch im Falle Mehrs zahlreiche Erinnerungen, wie Marianne Pletscher im Nachwort zu *steinzeit* ausführt (etwa die durchlaufenen Pflegestationen, Kinderheime, psychiatrische Anstalten, etc.):

1983 wurde ihre [Mehrs] Erinnerung an ihre „Steinzeit“ sozusagen amtlich bestätigt. Ein Teil ihrer Akten (rund 500 Seiten), aus ihrer und ihres Sohnes Mündelzeit bei der Pro Juventute, wurden ihr von anonymer Seite zugeschickt. Erst liess sie die Aktenordner liegen; der Mut fehlte ihr, ihre Vergangenheit aus Sicht der Andern nachzulesen. Ein Jahr später schrieb sie dann als Trauerarbeit und weitere Überlebenstherapie das Theaterstück *Akte M. Xenos-C. Xenos*.⁴³⁵

Über Misshandlungen und sexuelle Übergriffe in Heimen und Pflegefamilien finden sich in der Regel jedoch keine Aktennotizen.

Vor dem Hintergrund der Aktenkenntnis ebenso wie mit der zunehmenden öffentlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Wissensproduktion zu Schweizer Jenischen änderte sich jedoch das Schreibverfahren Mehrs: während in *steinzeit* lediglich kurze Passagen aus psychiatrischen Gutachten zitiert werden und die expressionistische Sprachgestaltung auf eine möglichst eindrückliche Verbildlichung der Erlebnisse zielt,

⁴³³ Caruth, Cathy: *Trauma als historische Erfahrung: die Vergangenheit einholen*. In: Ulrich Baer (Hrsg.): „Niemand zeugt für den Zeugen“. *Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*. Frankfurt/Main 2000, S. 86.

⁴³⁴ Keilbach, Judith: *Geschichtsbilder und Zeitzeugen*. Münster 2008.

⁴³⁵ Mehr: *steinzeit*, S. 188.

arbeitet Mehr in ihrem Theaterstück *Kinder der Landstrasse* mit einer offenen Gegenüberstellung von Aktenmaterial und Literarisierung. Ein Verfahren, das in subtilerer Form (in der Hinsicht, dass Fremdzuschreibungen und Elemente des Wahrheitsdiskurses nicht unmittelbar als solche kenntlich gemacht sind) auch die späteren Texte, vor allem die letzten beiden Bände der *Gewalt-Trilogie*, bestimmen wird.

Die weitgehend unverbundenen und keiner Chronologie folgenden Episoden in *steinzeit* lassen sich anhand der Alters- und Ortsangaben recht präzise zuordnen. Die Rekonstruktion der Ereignisse und der Gang durch insgesamt 16 verschiedene Institutionen (von denen jedoch nicht alle genannt werden), ist folglich nicht nur von der Protagonistin, sondern auch vom Rezipienten zu leisten, der im Zuge dieser Rekonstruktionsversuche die Suche nach einer linearen, kohärenten Erzählung, in die die traumatischen Erinnerungsbruchstücke integriert werden, mitvollzieht:

frau wanzenried, bist du jetzt zufrieden? sechzehn mal hast du mich von heim zu heim, von erziehungsanstalt zu erziehungsanstalt, von spinnwinde zu spinnwinde gejagt, du, meine ersatzfamilie. manchmal nahmst du die polizei zuhilfe, weil du angst hattest. als letztes sorgtest du für diesen gefängnisaufenthalt und nahmst mir christoph.⁴³⁶

Neben der Darstellung der Kindheitserinnerungen finden sich traumartige, durch Kursivschrift hervorgehobene Abschnitte⁴³⁷ sowie kurze Zitatpassagen⁴³⁸. Dem fragmentarischen Charakter des Erzählten entspricht die Verteilung der Erlebnisinhalte auf drei Repräsentationen der integrierenden und reflektierenden, jedoch vergleichsweise selten zu Wort kommenden Ich-Erzählerin, die als Versuch der literarischen Umsetzung einer Identitätsdissoziation gelesen werden können⁴³⁹: Die Geschehnisse der Kindheit werden von Silvia und Silvio erlebt, während Silvana die Erlebniswelt der jungen Erwachsenen repräsentiert. Autodiegetisches Erzählen („ich“) und heterodiegetisches Erzählen mit interner Fokalisation (Silvia, Silvana, Silvo) wechseln einander ab, meist kombiniert mit einem Wechsel des Erzähltempus:

fünfundzwanzig jahre habe ich mich wie ein berserker durch verbalität gekämpft, um der angst worte zu geben. Die ersten fünf jahre blieb ich stumm, gefangen in

⁴³⁶ Mehr: *steinzeit*, S. 120.

⁴³⁷ Mehr: *steinzeit*, S. 74, S.94, S. 99, S. 101, S. 126f..

⁴³⁸ Mehr: *steinzeit*, S. 97.

⁴³⁹ Iacovinos Fazit, “[d]er erwachsenen Figur gelingt es nicht, ihre Vergangenheit zu verarbeiten und sie anzunehmen“ (Iacovino: *Wie das Opfer zum Täter wird*, S. 44) ist aufgrund der Präsenz dieser integrierenden Erzählinstanz nur bedingt zuzustimmen, da – zumindest aus psychologischer Sicht – die Wiedererinnerung und Verarbeitung der traumatischen Erlebnisse eine Voraussetzung für diese Integrationsleistung bildet.

dumpfer kontaktarmut. autismus: der welt begegnen und ihre botschaft mit schweigen erwidern.⁴⁴⁰

Während in den Passagen der reinen Ich-Erzählung das Präteritum das dominierende Erzähltempus ist, wird in den Episoden, die traumatische Erlebnisinhalte wiedergeben, fast durchgehend Präsens verwendet:

der lärm durchdringt silvias körper, erzeugt schmerz, wahnsinn, lagert in den gehirnwindungen, dort bleibt er statisch. jemand hebt silvia auf, trägt silvia durch den weissen lärm. der rhythmus des tragenden ist hastig, schnell, als wäre man auf unruhiger see. Silvia wird in einen raum getragen, wo der lärm nicht hin kann, der weisse lärm.⁴⁴¹

Mithilfe des Wechsels zwischen auto- und heterodiegetischem Erzählen gelingt es Mehr, Depersonalisations- und Detachment-Erlebnisse⁴⁴² narrativ umzusetzen. Durch die Verwendung des Präsens bei der Wiedergabe der traumatischen Erlebnisse wird zudem eine dramatische Unmittelbarkeit erzeugt, mit der die Intrusion dissoziierter Erinnerungen verdeutlicht werden kann: Die „internalen oder externalen Hinweisreize[], die einen Aspekt des traumatischen Ereignisses symbolisieren oder an Aspekte desselben erinnern“⁴⁴³ und Intrusionen dissoziierter Erlebnisse auslösen können, finden sich in Mehrs Text u.a. in Form bestimmter Nahrungsmittel, die verschüttete Erinnerungen wieder präsent werden lassen:

ich ernähre mich von milchkaffee, bananenmus, orangensaft und spanischen nüssen. gestern versuchte ich es mit einem dreiminutenei. da schob sich ein verkotzter sonntagnachmittag in neuendorf in meine erinnerungen.⁴⁴⁴

Die Erinnerung an die Behandlung in den diversen Krankenhäusern, Erziehungsanstalten, Pflegeheimen etc. reicht bis in die Säuglingszeit zurück:

silvia, ein paar wochen alt. man hat sivilia zur intensivpflege in die spezialabteilung des kinderspitals in rosen gebracht. zwei gesichter beugen sich über das weisse bett. zwei paar augen glitzern schwarz und bedrohlich. silvia bleibt starr, silvia wird bestraft, weil sie eine unbewegliche masse fleisch ist, unförmig, ohne gesicht. silvia nimmt bewegung wahr. es bedeutet gefahr, schmerz, wie tritte in den bauch. jemand streicht die weisse decke auf silvias körper glatt.⁴⁴⁵

Deutlich wird anhand dieser Passage wie auch an zahlreichen weiteren vor allem die Unvereinbarkeit der (postulierten) Intention der betreuenden Institution („zur

⁴⁴⁰ Mehr: *steinzeit*, S. 12.

⁴⁴¹ Mehr: *steinzeit*, S. 142.

⁴⁴² Vgl. Fußnote 437.

⁴⁴³ Vgl. Fußnote 438.

⁴⁴⁴ Mehr: *steinzeit*, S. 16.

⁴⁴⁵ Mehr: *steinzeit*, S. 13.

intensivpflege“) mit dem unmittelbaren (körperlichen) Erleben der Situation. Die (sekundärprozesshafte) Information über den Grund des Aufenthaltes im Kinderspital lässt sich mit dem (primärprozesshaften) Erleben nicht in Einklang bringen. Es ist in der zitierten Passage weniger eine tatsächliche Gewaltanwendung, die als traumatisch empfunden wird („jemand streicht die weisse decke auf silvias körper glatt“), als vielmehr das Gefühl der Verlassenheit, des hilflosen Ausgeliefertseins und der Unsicherheit hinsichtlich der vom Gegenüber zu erwartenden Behandlung. Der ebenfalls sekundärprozesshafte Erklärungsversuch des Geschehens („silvia wird bestraft, weil sie eine unbewegliche masse fleisch ist, unförmig, ohne gesicht“) verleiht zugleich der Selbstwahrnehmung Ausdruck, kein Mensch zu sein, sondern ein „Monstrum“, dem aufgrund der eigenen „Gesichtslosigkeit“ das Mittel zur visuellen und sprachlichen Kommunikation mit der Umwelt fehlt – die Ursache für die empfundene Isolation wird folglich in einem eigenen Defizit gesehen. Ähnliche Selbstzuweisungen der „Schuld“ für das Geschehen finden sich auch in zahlreichen anderen Episoden. Anders als in der zitierten Passage wird dieses Schuldgefühl jedoch zunehmend als unangemessene Reaktion auf die erfahrene Behandlung und als Mechanismus zur Unterdrückung der eigentlich angemessenen Reaktion, der Wut und des Widerstands, markiert:

zu hause wartet die pflegemutter. sie fällt in meine sicherheit ein wie ein wolf. ich ducke mich. wie ich sie hasse. ich hasse sie mit dem herzen eines wundgeprügelten hundes. und doch habe ich die schuld für ihre lieblosigkeiten immer bei mir gesucht. ich habe diese schuld mit mir herumgeschleppt, später in den heimen, in den anstalten, im gefängnis. am ende haben sie doch alle recht, ich bin es, die böse, hässliche, zerstörerische silvia, ich habe kein recht zu leben.⁴⁴⁶

Sexuelle, gewalttätige Übergriffe und auch eine Vorwegnahme der späteren Elektroschock-Erlebnisse finden bereits im Alter von zwei Jahren statt. Im „städtischen Säuglingsheim“ wird Silvia von einem Gärtnergehilfen in der Wäscherei vergewaltigt⁴⁴⁷ und von einer Säuglingsschwester in einen Elektrozaun geworfen:

mit einem einzigen ruck zieht die schwester an den enden der rosadecke und silvia rollt in den zaun, durch dessen drähte elektrizität tick. silvias pullover verfängt sich am unersten draht, der mit stacheln versehen ist. der strom tickt durch silvias hilflosen körper, eine unsichtbare faust schüttelt ihn, silvia schreit, bittet, schwester, nimm mich weg vom zaun, ich will es nicht mehr tun [d.i. die Windel verschmutzen], ich will mir mühe geben, will lieb sein, lieb sein, liebseinliebsein. silvia wird sterben, wenn das nicht aufhört, nimm silvia vom zaun weg, bitte, silvia will lieb sein.⁴⁴⁸

⁴⁴⁶ Mehr: *steinzeit*, S. 15.

⁴⁴⁷ Mehr: *steinzeit*, S. 148.

⁴⁴⁸ Mehr: *steinzeit*, S. 160.

Auch hier verschmelzen primärprozesshaftes Erleben und nachträgliche Interpretation bzw. Einordnung der Ereignisse, wie sich an der recht genauen Berufsbezeichnung des Vergewaltigers („Gärtnergehilfe“) und am Erklärungsversuch für die Motivation der Säuglingsschwester, Silvia in den Elektrozaun rollen zu lassen, deutlich wird.

Die Übergriffe auf das Kleinkind erscheinen so als Ausgangspunkt eines sich während der gesamten Kindheit und Jugend mehrfach wiederholenden Erfahrungsmusters: der Wunsch nach Liebe und Zuwendung mündet in sexuelle Ausbeutung⁴⁴⁹ und körperliche Gewalt, die aus diesen Traumatisierungen herrührenden Verhaltensmuster (u.a. starker Alkoholkonsum, um das Erlebte zu vergessen⁴⁵⁰ oder paranoide Schübe⁴⁵¹) dienen als Beleg für die Diagnose des „moralischen Schwachsinn“ und werden mit Elektroschock- und Insulinbehandlungen „therapiert“:

sie tun alles das, und sie wissen nicht, welche zerstörung sie in meinem hirn anrichten; damit ich endlich still bin, die schnauze halte. damit sie ihre ruhe haben, es ist unglaublich. sie quälen mich mit einem elektroshock, damit ich keine wutanfälle mehr kriege, doch wut ist angst, also quälen sie mich mit dem schock, um mir die angst auszutreiben. aber die maschine erzeugt wieder angst und sie nehmen die maschine ein zweites mal hervor, um mir die angst vor der maschine auszutreiben.⁴⁵²

Auch Identitätsdissoziationen wie etwa der Entwurf eines starken, unabhängigen Persönlichkeitsanteils, der – in Anlehnung an die Begegnung mit einem freundlichen Italiener⁴⁵³ – den Namen Silvio erhält, können nur kurzzeitig die Illusion von Unversehrtheit und Unversehrbarkeit schaffen und eine positive Gegenidentität zum Gewaltopfer „Silvia“ bilden. Nicht zuletzt ins Leben gerufen, um einer Ordensschwester zu gefallen⁴⁵⁴, verkörpert Silvio alle positiven Züge einer – gleichwohl als ambivalent beschriebenen – männlichen Geschlechtsidentität: „mann sein hiess: freiheit, stolz, forschen, hiess aber auch, in sich geschützt sein, hiess minnesänger, hiess gartenlaubenromantik, prinz, prinzessin, hiess zugleich brutalität, schmerz, ekel, angst,

⁴⁴⁹ Vgl. Mehr: *steinzeit*, S.

⁴⁵⁰ Mehr: *steinzeit*, S. 170.

⁴⁵¹ Mehr: *steinzeit*, S. 120: „[...] es wird immer jemand da sein, der bereit ist, dich zu töten. sei vorsichtig, silvana, vertraue niemandem. Jeder der sich dir nähert ist ein potentieller quäler, ein mörder. vergiss es nie, silvana, das vergessen könnte dein tod sein.“

⁴⁵² Mehr: *steinzeit*, S. 95.

⁴⁵³ Vgl. Mehr: *steinzeit*, S. 89: „silvio schenkte mir seinen hut, ehe er für immer nach italien zurückkehrte. Ich war zehn jahre alt und für einen kleinen augenblick glücklich. damals wurde ich silvio, aus silvio wurde silvio, weil silvio lachen konnte.“

⁴⁵⁴ „wenn ich die augen schliesse, bin ich zwölf jahre alt, geborgen in der illusion, für schwester hanna maria ein junge zu sein, silvio. geliebt zu werden. ich schenkte ihr meinen letzten rest lachen. sie war ein gott, dem ich mich opferte.“ Mehr: *steinzeit*, S. 25.

fäuste, schläge.“⁴⁵⁵ Als auch „Silvio“ Opfer einer Vergewaltigung wird, werden dieser männliche Persönlichkeitsanteil und die Erinnerung daran im Zuge der Gewalterfahrung („[...] die Kotze zwischen uns, sein schwanz in meinem bauch, er zerreisst silvio, er tötet silvio“⁴⁵⁶) ebenfalls dissoziiert, durch eine anschließende Elektroschocktherapie völlig aus dem Gedächtnis gelöscht und erst neun Jahre später durch die Begegnung mit einer damaligen Mitpatienten wieder in Erinnerung gerufen:

„weißt du noch, silvio, damals, wie sie dich hinausgeschoben haben im weissen bett, und wie du dann im wachsaal erwacht bist, kannst du dich erinnern? Du, silvio. Oder ist es wie bei mir, dass dort, wo die erinnerung sein sollte, nichts ist als grosse, weisse leere?“ [...] monika, nein, bitte, nichts ist geschehen in jener klinik, nichts. [...] ich will nichts wissen, hörst du, ich will keine erinnerung.⁴⁵⁷

Zwar werden die verschiedenen Persönlichkeitsanteile im Laufe der Therapie und die mit ihnen verbundenen Erlebnisse wiedererinnert, dieser Prozess wird jedoch auch als eine hoch belastende Desintegration des Schutzmechanismus⁷, den die Identitätsdissoziation darstellt, formuliert, so dass nur Selbstverletzung als Antidissoziativum bleibt.⁴⁵⁸ Die Einsicht in die Notwendigkeit der Integration der Erinnerungs- und Persönlichkeitsfragmente in ein kohärentes Narrativ bzw. eine Persönlichkeit („silvana wird sich mit der kleinen silvia aussöhnen müssen, mit der traurigen, mit der ungeliebten silvia“⁴⁵⁹) und die empfundene Unmöglichkeit dieser Aufgabe wechseln einander ab („noch mehr schmerz, silvia, wirst du nicht ertragen können und ich silvana, werde dir nicht helfen können zu tragen, was dir bestimmt“⁴⁶⁰). Ein Zustand, der sich kaum kommunizieren lässt:

Wie soll ich es beschreiben, wie kalt diese kälte, wie schwarz die nacht, wie leer die leere. wie soll ich diesem verzweifelten kampf zwischen silvia-silvio-silvana eine stimme geben, damit ihr es versteht? ihr seht die gitter nicht und ich werde nicht fähig sein, über die grenzen dieser gitter hinaus zu schreien, damit ihr es endlich hört.⁴⁶¹

Selbst mithilfe des Schreibens kann die integrierende Ich-Funktion nicht immer aufrecht erhalten werden, so dass der Schreibakt bisweilen selbst zur Bedrohung wird:

„[...] silvia, schreib nicht mehr, schreib nichts über die traurigkeit, über den schmerz und die verzweiflung. du schlurft durch die zeilen wie ein altes weib und kotzt dir ein herz aus dem leib, dessen stunden rückwärts wandern. sie haben damit

⁴⁵⁵ Mehr: *steinzeit*, S. 46.

⁴⁵⁶ Mehr: *steinzeit*, S. 176.

⁴⁵⁷ Mehr: *steinzeit*, S. 170.

⁴⁵⁸ Mehr: *steinzeit*, S. 26.

⁴⁵⁹ Mehr: *steinzeit*, S. 36.

⁴⁶⁰ Mehr: *steinzeit*, S. 100.

⁴⁶¹ Mehr: *steinzeit*, S. 102.

herumgespielt, silvia, bis nichts mehr davon blieb als zerfressene konturen, felsen und schluchten, in denen das schwarze gelächter haust.⁴⁶²

Schließlich kommen Zweifel am generellen Sinn der Therapie auf⁴⁶³, die zwar einen Zugang zu den traumatischen Erlebnissen eröffnet, die dadurch aufgeworfenen Konflikte jedoch keinesfalls lösen kann, wie etwa die schwierige Beziehung zur selbst in psychiatrischer Behandlung befindlichen Mutter, zu der „Ich“ zu Beginn der Therapie als Ausgangspunkt der „wanderung zu mir selbst“ Kontakt aufnimmt.⁴⁶⁴ Diese Wanderung führt jedoch letztlich in eine unauflösliche Verstrickung simultaner Verschmelzungswünsche⁴⁶⁵ und Hassgefühle⁴⁶⁶, da die Mutter nach wie vor nicht in der Lage ist, das Liebesbedürfnis ihrer Tochter zu stillen. Darüber hinaus weisen mehrere der im Rahmen der Therapie evozierten Erinnerungsbilder auf eine versuchte Tötung des neugeborenen Kindes durch die eigene Mutter hin:

mutter erzählt die geschichte jenes babys, das sie draussen im korridor des krankenhauses unter wütendem schreien ausstiess. erzählt die geschichte jenes babys, das sie, blind vor verzweiflung, mit der eigenen nabelschnur erwürgen wollte. silvana schaut in das von schnaps und psychopharmaka verwüstete gesicht, in die toten, gläsernen augen, schaut die hände an, die silvia im weissen korridor des krankenhauses erwürgen, und später im fluss ertränken wollten, etwas in silvana bleibt kalt, stumm. silvana darf das unglaubliche in seiner tragweite nicht erfassen, muss sich abschirmen gegen die tödliche wahrheit.⁴⁶⁷

„Tödlich“ ist diese Wahrheit nicht nur wegen der Auto- und Fremdaggression, die sie auslöst, sondern auch, weil sie auf fatale Weise der Vorstellung Nahrung gibt, tatsächlich das Kind einer „arme[n], versoffene[n] schlampe“⁴⁶⁸ zu sein, als die der Leiter des „karitativen Hilfswerkes“ die Mutter auf Nachfrage der Elfjährigen beschreibt.⁴⁶⁹ Wie stark die Angst ist, die Lieblosigkeit und Gefühlskälte der eigenen Mutter, etwas von ihrer

⁴⁶² Mehr: *steinzeit*, S. 100:

⁴⁶³ Mehr: *steinzeit*, S. 133: „bruno, weshalb haben wir das alles ausgegraben? warum? silvia hat genug davon, ein tapferes, kleines mädchen zu sein.“

⁴⁶⁴ Mehr: *steinzeit*, S. 9.

⁴⁶⁵ Mehr: *steinzeit*, S. 21.

⁴⁶⁶ Mehr: *steinzeit*, S. 26.

⁴⁶⁷ Mehr: *steinzeit*, S. 152.

⁴⁶⁸ Mehr: *steinzeit*, S. 10.

⁴⁶⁹ Aus meiner Sicht bleibt offen, ob der Tötungsversuch des Kindes durch die Mutter tatsächlich stattgefunden hat, oder ob es sich um ein besonders drastisches Bild handelt, das zum einen die Wirkmächtigkeit der stigmatisierenden Zuschreibungen, zum anderen das Verlassenheitsgefühl zum Ausdruck bringen soll. Mergozzi hingegen wertet den versuchten Infantizid als Abbild eines realen Geschehens: „I think an argument can be made that on a deep level Mehr’s mother tried to protect her child from the agony she knew would be perpetrated on this child.“ (Mergozzi: *Literary Auality*, S. 152.)

„ver-rücktheit“⁴⁷⁰ geerbt zu haben und diese ihrerseits weitervererben zu müssen, zeigt sich im Erinnerungsbild der Geburt des eigenen Sohnes Christoph: „mit einem lauten, schrecklichen schrei stosse ich etwas schwarzes, hartkantiges, blutverschmiertes aus mir heraus. es ist mein eigener sarg.“⁴⁷¹ Je größer jedoch die Angst vor dem möglicherweise ererbten „Wahnsinn“ ist, desto größer wird das Bedürfnis, durch ein erfolgreiches Durchlaufen der Therapie den Gegenbeweis zu führen und zu einer entpathologisierten Subjektposition zu gelangen.

***Wie du geboren wurdest, so wirst du leben.*⁴⁷² Konrad Stettbachers Primärtherapie und das Versprechen eines „geläuterten Selbst“**

Wie aus dem Nachwort hervorgeht, entstand der Text aus Tagebuchnotizen, die Mehr im Rahmen einer Therapie anfertigte⁴⁷³. Bei dieser Therapie handelte es sich um die von J. Konrad Stettbacher entwickelte Form der Primär- bzw. Regressionstherapie, die nicht zuletzt durch Mehrs Text größere Bekanntheit erlangte.

1981 wurde Alice Miller auf *steinzeit* aufmerksam, nahm erst Kontakt zu Mariella Mehr und schließlich zu ihrem Therapeuten auf und verfasste 1990 das Vorwort zu Stettbachers *Wenn Leiden einen Sinn haben soll*⁴⁷⁴, der Darlegung seines Therapiekonzepts. In Millers *Du sollst nicht merken*, das auch ein Zitat aus *steinzeit* enthält⁴⁷⁵, heißt es über Mehrs Text:

Der 32jährigen Frau wird es möglich, ein kaum faßbares Martyrium ihrer Kindheit und Jugend und die ganze verborgene Kette von Verfolgungen und Vergewaltigungen mit Hilfe der in voller Intensität erlebten Schmerzen und anderer Gefühle zu entdecken und damit auch ihr Selbst zu finden. Der Weg von dem

⁴⁷⁰ Mehr: *steinzeit*, S. 132: „du bist wie deine mutter, silvia, du bist verrückt, ver-rückt wie jenes monstrum, das dich geboren hat, du bist ver-rückt, silvia, verloren in einer ver-rücktheit, die du selbst nicht verstehst. glaube es endlich, silvia, glaube ihnen. Du bist schuldig, silvia, schuldig verrückt zu sein, wie deine mutter.“

⁴⁷¹ Mehr: *steinzeit*, S. 19.

⁴⁷² Stettbacher, J. Konrad: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll. Die heilende Begegnung mit der eigenen Geschichte*. Hamburg 1990. S. 115.

⁴⁷³ Mehr: *steinzeit*, S. 187.

⁴⁷⁴ Dort heißt es: „Das Erscheinen dieses Buches ist eine gewaltige Herausforderung an alle bestehenden therapeutischen Schulen. Denn J. Konrad Stettbachers Therapie erbringt den Nachweis, daß es möglich ist, die Verdrängung der Kindheit in einer nicht gefährlichen und nicht verwirrenden Weise aufzuheben – etwas, das von den angesehensten Schulen immer bestritten wurde. [...] Die Verdrängung der ersten Erfahrungen, die dem Kind zum Überleben verholfen hat, präsentiert nun dem Erwachsenen ihre Rechnung in Form des Gebots ‚Du sollst nicht merken‘, das er streng befolgt. Doch wir brauchen diese Rechnung nicht länger zu bezahlen, wenn wir wissen, daß es einen Weg gibt, das einst verlorene Bewußtsein wiederzuerlangen. Kein ernsthafter Therapeut kann es sich von nun an leisten, diese Entdeckung zu ignorieren.“ (Stettbacher: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll*, S. 9 ff.)

⁴⁷⁵ Miller, Alice: *Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema*. Frankfurt/Main 1983, S. 59.

versteinerten, verdinglichten Wesen zu dem lebendigen, fühlenden und leidenden Menschen vollzieht sich innerhalb einer Primärtherapie, offensichtlich in ihrer bestmöglichen Form. [...] Die einzige Konzession an die Abwehr der Leser ist die Bezeichnung »Roman«, die dem Leser die Möglichkeit gibt, nach psychiatrischen Mustern alles als Ausgeburt »krankhafter Phantasien« zu bezeichnen. Aber auch die grauenvollsten Phantasien kommen selten an das Grauen der Realität heran. Mariella Mehrs Dichtung gehört zu den großen Ausnahmen, auch in der Konsequenz und der Tragweite ihrer Entdeckung.⁴⁷⁶

Mit Mehrs Text sah Miller, die selbst durch spontane Malerei Zugang zu verschütteten Kindheitserlebnissen gefunden zu haben meinte⁴⁷⁷, verschiedene ihrer (durchaus problematisch zu wertenden) Thesen zum Zusammenhang von Traumatisierung bzw. „Leiden“ und Kreativität illustriert und bestätigt, u.a., dass „die Vertrautheit mit dem Unbewussten die dichterische Potenz nicht schmälern“ könne oder dass „in der Leidensfähigkeit [...] die Wurzeln der Kreativität“⁴⁷⁸ liege.

Bereits 1994 distanzierte sich Miller jedoch entschieden von Stettbachers therapeutischem Ansatz, unter anderem wegen des Problems der Manipulierbarkeit von Erinnerung durch therapeutische Suggestion:

Gerade in der letzten Zeit habe ich einiges über die Ergebnisse neuer amerikanischer Untersuchungen bezüglich Manipulierbarkeit der Erinnerungen gelesen. [...] Ich bin auch aus diesem Grund heute viel skeptischer bezüglich der ‚Funde‘ und Versprechen der Primärtherapeuten als noch vor wenigen Jahren. Nicht nur unsere Gedanken können manipuliert werden, wie ich das anhand der Psychoanalyse mehrfach zu zeigen versuchte, sondern auch unsere Gefühle, Bedürfnisse und Erinnerungen. Die hat natürlich noch viel gravierendere Konsequenzen, die ich früher viel zu wenig berücksichtigt habe.⁴⁷⁹

Der primärtherapeutische Ansatz Stettbachers basiert auf der Annahme, dass vorgeburtliche bzw. kindliche Traumata, Gewalt- und Schmerzerfahrungen, die vor allem als auch aus einer gestörten Mutter-Kind-Beziehung herrührend⁴⁸⁰ verstanden werden, in einer Regression erneut durchlebt werden müssen, um überwunden zu werden. Geschieht dies nicht, drohen psychische und/oder soziale Störungen bis hin zur Psychopathie, die sich dadurch auszeichnen, dass eigene Gewalterfahrungen in einer Art Wiederholungszwang von Generation zu Generation weitergegeben werden:

⁴⁷⁶ Miller: *Du sollst nicht merken*, S. 386.

⁴⁷⁷ Miller, Alice: *Abbruch der Schweigemauer*. Hamburg 1990, S. VI.

⁴⁷⁸ Miller: *Du sollst nicht merken*, S. 386.

⁴⁷⁹ Miller, Alice, Gerhard Tuschy: *Das Psycho-Geschäft und die Würde des Patienten. Gerhard Tuschy im Gespräch mit Alice Miller*. In: *Psychologie heute*. 4/1995, S. 60-65, hier S. 63.

⁴⁸⁰ Vgl. etwa Stettbacher: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll*, S. 115: „Ebenso unsinnig und gefährlich ist die Behauptung: ‚Die Mütter tragen die Schuld an Asthma, Drogensucht und Impotenz.‘ *Selbst wenn das so ist, solche Schuldzuweisungen sind nutzlos, solange die Einsicht fehlt.*“ [H.v.m.]

Es ist die in der Kindheit erzeugte Lebensfeindlichkeit, die Todessehnsucht und Tötungslust zur Folge hat. Das Leben wurde diesen Kindern derart „ver-leidet“ [sic], dass sie nur darauf warten, ihre Lebensfeindschaft auszuleben und sich für die Zumutung, so „leben“ zu müssen, zu rächen. Ihre eigene Furcht und die Angst vor der Vergeltung halten sie zurück. Doch wehe, sie bekommen Macht. [...] Dabei wäre es doch wichtig, sich über die Fehlentwicklung dieser Menschen zu *Monstern* zu orientieren, um zu lernen, in Zukunft diese Gefahren und dieses sinnlose Leiden zu verhindern. [...] Der Betreffende ist für sich selbst und für andere eine latente Gefahr. [...] Mörder werden „gemacht“ und auf die Menschheit losgelassen.⁴⁸¹ [H.v.m.]

Die Therapie nun verspricht, über Wiedererleben des „Urschmerzes“ und „kathartische Entladungen“ zu einem „geläuterten Selbst“ und damit zu einer Identität zu finden, die frei von Hass, Aggressivität und somit auch frei von selbst- und/oder gesellschaftsgefährdenden Anteilen ist. Folgt man Stettbacher, ergibt sich die Notwendigkeit der Therapie neben dem Leidensdruck der Betroffenen selbst vor allem aus der unmittelbaren Gefahr, die Untherapierte oder gar Nicht-Therapierbare für die Gesellschaft darstellen (ein Standpunkt, dem durch Verweise auf „Monster“ wie Hitler, Stalin oder Ceaușescu besonderer Nachdruck verliehen wird⁴⁸²). Zwar werden die Ursachen dieser drohenden Gesellschaftsgefährdung im psychosozialen Bereich gesehen und nicht – wie es in Bezug auf die Jenischen überwiegend der Fall gewesen war – genetisch begründet; dennoch ist der Entwurf einer solchen Drohkulisse problematisch. Denn sie fungiert ebenso als Unterwerfungsmechanismus wie der kriminalisierende und pathologisierende Diskurs über „Jenische“ und lässt die Primär- bzw. Regressionstherapie zu einem ebensolchen Subjektgenerator werden. Die Angst vor dem Ausmaß des eigenen Gewaltpotentials, vor einer Fortsetzung destruktiver Beziehungen, wie sie Stettbacher als schier unausweichliche Folge nicht bearbeiteter Traumata postuliert, wird in *steinzeit* an mehreren Stellen greifbar, etwa wenn vom Töten und Quälen von Tieren die Rede ist:

und jene kleinen, neugeborenen hamster hast du ersäuft. ihre winzigen knopfaugen schauen dich an, vertrauensvolle tierkinder. nackt waren sie und hilflos. aber du musstest sie ersäufen. grünfratzig schlich das ungeheuer durch deine träume und brachte dir die zerstückelten leiber, stinkender rest eines ungelebten lebens. über den schwarzen felsen brannte rotes fleisch. herzförmig frassen sich flammen in die mitte, geier umkreisten den eismond.⁴⁸³

Problematisch ist zudem die Reduktion der therapeutischen Arbeit auf die Wiedergewinnung traumatischer Erlebnisse, da die Viktimisierung und Demoralisierung

⁴⁸¹ Stettbacher: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll*, S. 140f.

⁴⁸² Stettbacher: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll*, S. 140.

⁴⁸³ Mehr: *steinzeit*, S. 73.

der PatientInnen in der Phase der Regression mehrfach wiederholt und damit letztlich zementiert wird.

Das Therapieangebot eröffnet denjenigen, die sich bereits selbst als „Monster“ begreifen („vielleicht ist Silvia selbst ein monstrum, mit vielen Armen, Beinen und Köpfen“⁴⁸⁴) die Aussicht, die Ursache des eigenen, als beängstigend und „pathologisch“ empfundenen Aggressionspotentials in (früh-)kindlichen Gewalterfahrungen zu verorten und zu überwinden. Im Falle des erzählenden Ich in *steinzeit* sind dies neben den Erfahrungen als Mündel eines „karitativen Hilfswerkes“, wie das *Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse* im Text genannt wird, vor allem verschiedene traumatische Erlebnisse mit der eigenen Mutter. Dass neben den Praktiken des *Hilfswerkes* ein so großes Gewicht auf das Versagen der eigenen Mutter fällt, zu der ja aufgrund der Fremdplatzierung kaum Kontakt bestand, erstaunt zunächst, erklärt sich jedoch bei genauerer Kenntnis von Stettbachers Therapiekonzept.

Das erfolgreiche Durchlaufen der Therapie, das mit der Läuterung von gewalttätigen, psychopathischen Persönlichkeitsanteilen verbunden wird, bietet so nicht zuletzt die Aussicht auf den Nachweis der Unhaltbarkeit der Diagnose einer hereditären, therapieresistenten „Psychopathie“, wie sie der Wahrheitsdiskurs über Jenische kolportiert hatte, und somit auch die Aussicht darauf, das damit verbundene Wahrheitsspiel gewinnen zu können – ein Anliegen, das Mehr in einem Vortrag aus dem Jahr 1996 wie folgt formuliert:

Vor Ihnen steht eine „verstimmbare, haltlose, impulsive und geltungsbedürftige Psychopathin mit neurotischen Mechanismen und einem starken Hang zur Selbstüberschätzung, was ihr Wunsch, Schriftstellerin zu werden, beweist. In Erwägung ihrer hereditären Belastung – die Probandin gehört zur vierten Generation einer degenerierten Vagantenfamilie – kann eine dauernde Einweisung in eine Psychiatrische Klinik nicht ausgeschlossen werden. Status nach Suizidversuch 1963, bzw. Wort für Wort abgeschrieben, nach einem weiteren Suizidversuch 1974.“

Hier steh' ich nun und kann nicht anders. Verstimmbar, wenn ich solche Ungeheuerlichkeiten wiederlesen muß, haltlos in meinem Zorn und in meiner Trauer darüber, impulsiv **im steten Bemühen, mich von der Unhaltbarkeit dieser Diagnose zu überzeugen**, selbstüberschätzend im Glauben, dass die Zeit Wunden heilt, und hereditär, also von der Verwundbarkeit meiner Vorfahren belastet, da schon diese allen Grund hatten, sich vor solchen Werturteilen und deren Konsequenzen zu fürchten. [H.v.m.]⁴⁸⁵

⁴⁸⁴ Mehr: *steinzeit*, S. 141.

⁴⁸⁵ Mehr, Mariella: *Von Mäusen und Menschen*. Vortrag an der psychiatrischen Klinik St. Urban LU, 19. Dezember 1996. In: Prodoliet, Simone (Hrsg): *Blickwechsel. Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Luzern 1998, S. 155.

Der Effekt der Therapie ist die Konstituierung einer entkriminalisierten bzw. entpathologisierten ‚jensichen‘, ‚weiblichen‘ und letztendlich auch schriftstellerischen Subjektposition, die ihr kreatives Potential aus der Leidenserfahrung schöpft (das Schreiben ist integraler Bestandteil von Stettbachers Konzept⁴⁸⁶) – dieser Subjektivierungsprozess lässt sich anhand von *steinzeit* nachvollziehen. Anders als in ihrem Theaterstück *Kinder der Landstrasse* ging es Mehr nach eigener Aussage in *steinzeit* weniger um eine Aufklärung über die Praktiken des *Hilfswerkes* und um die Darstellung eines Kollektivschicksals als um die Rekonstruktion der eigenen traumatischen Erlebnisse und die damit verbundene Identitätsproblematik: „*Steinzeit* habe ich für mich selbst geschrieben. Der Gedanke, dass man solche Sachen sagen und zeigen muss, damit es einer späteren Generation von Fahrenden nicht mehr geschieht, kam mir damals noch nicht.“⁴⁸⁷ Der Akt des Schreibens lässt sich so in Bezug auf *steinzeit* vor allem als ein Akt der Selbstvergewisserung und der Subjektbildung lesen, der Erinnerungsfragmente zu einem kohärenten Narrativ zusammenführt, das den Auswirkungen der Traumatisierung durch die eigene Mutter und durch das *Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse* bzw. durch die mit diesem Hilfswerk assoziierten Personen Ausdruck verleiht. Vor diesem Hintergrund soll von *steinzeit* als von einem Wahrheits- bzw. Beweisbuch gesprochen werden, anhand dessen sich identitätsbildende, subjektivierende Effekte aufzeigen lassen.

***Wanderung zu mir selbst.*⁴⁸⁸ ‚Jenische‘ und ‚weibliche‘ Subjektpositionen**

Der Beginn der Therapie ist gekennzeichnet von einer ‚männlichen‘ Selbstwahrnehmung, die als zutiefst unreal, ich-dyston und maskenhaft empfunden wird und in ein Derealisationserlebnis mündet⁴⁸⁹:

⁴⁸⁶ „Zum Aufbauen der Selbsthilfe ist die schriftliche Therapie ein bewährtes Mittel. Die Situation, die Befindlichkeiten, die Gefühle und Folgerungen, die Fragestellungen und der Bedürfnisanspruch können in der schriftlichen Darstellung sehr genau formuliert werden.“ (Stettbacher: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll*, S. 93.) Auch Alice Miller berichtet von dem selbstvergewissernden und gar selbsterhaltenden Effekt des Schreibens angesichts der als lebensbedrohlich empfundenen kompletten Regression während der Therapie: „Um aus dieser Falle herauszukommen, versuchte ich, im Schreiben mit dem mir von Stettbacher empfohlenen Konzept zu arbeiten, und es half mir, etwas Ordnung in das durch die *Basis* [d.i. die einleitende Therapiephase] entstandene Chaos zu bringen. Ich überschrieb damals hunderte von Seiten, schrieb fast jeden Morgen. Das Schreiben half mir, meine Autonomie zu erhalten. Damit verminderte sich die Angst, und ich lernte besser mit meinen nun aufgebrochenen Gefühlen zu leben. [...] Erst mit der Zeit merkte ich, dass es nicht genügen kann, die Traumen der Vergangenheit zu erleben, um sich von deren Folgen auf Dauer (und nicht nur für den nächsten Tag) zu befreien.“ Miller: *Das Psycho-Geschäft*, S. 62f.

⁴⁸⁷ Mehr: *steinzeit*, S. 188.

⁴⁸⁸ Mehr: *steinzeit*, S. 9.

⁴⁸⁹ Mehr: *steinzeit*, S. 16.

ich stelle mich vor den spiegel in brunos bauch [d.i. der Therapieraum]. aber da ist ein fremdes jungengesicht, klein, trotzig, schmal. aus dem jungengesicht wird eine grausame japanische maske. Ich spüre, dass ich nicht hier bin. die gegenstände verlieren ihre bedeutung. türen, toilette, badewanne, sie scheinen alle losgelöst von ihren funktionen zu existieren.

Neben der Hoffnung auf eine Rekonstruktion der traumatischen Erlebnisse und der Überwindung der daraus resultierenden Auto- und Fremdaggressionen tritt so auch der Wunsch nach einer weiblichen Geschlechtsidentität ebenso wie nach einer positiven Umdeutung der als „asozial“ und „gesellschaftsgefährdend“⁴⁹⁰ stigmatisierten jenischen Herkunft. Symbol für den Verlust und die Wiedergewinnung dieser Identität ist das „Herz“, das den Text leitmotivisch strukturiert und zum Gegenstand der Betrachtung der eigenen Viktimisierung wird: „ich stehe vor einem einfachen altar aus hellem marmor. auf dem altar pocht ein schwarzes, moderndes herz.“⁴⁹¹ Ist im Kontext der Kindheitserinnerungen zunächst von den „zerfressene[n] konturen [des Herzens ...] in denen das schwarze gelächter haust“⁴⁹², vom vor Bitterkeit gekrümmten und zwischen Körper und Haut gerinnenden (also nicht funktionsfähigen) Herzen⁴⁹³ die Rede, formuliert die erwachsene Silvana den Wunsch nach einem Herzen, „das sich nie mehr auf schmerzen reimen würde.“⁴⁹⁴ Die Rekonstruktion der Erinnerung und die Auseinandersetzung damit erscheint hingegen als Durchbrechen der Sprach- und Kommunikationslosigkeit wie auch als Wiedergewinnung eines lebendigen, pochenden, lebenserhaltenden Herzens: „einwärts vermodern worte. zerreisst sich die qual an stacheldrahtzäunen. ein pochendes herz beginnt den lichtlosen mund zu füllen.“⁴⁹⁵

Die Neuerlangung der Sprache wiederum ist nicht zuletzt mit einem Perspektivwechsel verbunden, den die zunehmende Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft und Kultur, wie etwa der eigentlichen „Muttersprache“, dem Jenischen, eröffnet:

in unserer sprache ist das herz eine sache: es, das herz. die jenischen haben überhaupt kein wort für herz. sie nennen es »soori«, wie sie auch die liebe, gott und den penis »soori« nennen. es widerstrebt mir, das herz, diesen krafstrotzenden klumpen fleisch zu versächlichen, diese urmaschine zu verniedlichen. immerhin war sie stark genug, allen psychiatrischen eingriffen, allen tödlichen bedrohungen zu trotzen. mein herz ist eine frau, identisch mit mir.⁴⁹⁶

⁴⁹⁰ Mehr: *steinzeit*, S. 9.

⁴⁹¹ Mehr: *steinzeit*, S. 35.

⁴⁹² Mehr: *steinzeit*, S. 100.

⁴⁹³ Mehr: *steinzeit*, S. 168.

⁴⁹⁴ Mehr: *steinzeit*, S. 29.

⁴⁹⁵ Mehr: *steinzeit*, S. 20.

⁴⁹⁶ Mehr: *steinzeit*, S. 22.

Zwar wird die Identifikation mit der eigenen ethnischen Herkunft noch nicht vollständig vollzogen – die „eigene“ Sprache ist das Deutsche, die jensische „Muttersprache“ ist „Fremdsprache“, die erst erlernt werden muss – dennoch wird in der zitierten Passage die Möglichkeit einer unversehrten Identität sowohl als „Frau“ als auch der Wiedergewinnung einer verlorenen kulturellen jensischen Identität entworfen, wie sie die *Radgenossenschaft der Landstrasse* bei ihrer Gründung 1973 als eines der wichtigsten Ziele der Organisation formuliert hatte.

Aufgrund der ambivalenten Effekte, die eine solche Identitätsarbeit und Selbstthematization mit sich bringt (vgl. Kapitel III), lässt sich in diesem Zusammenhang jedoch nicht uneingeschränkt von einer Emanzipation sprechen, als die etwa Malcolm Pender *steinzeit* verstanden wissen will:

In the early 21st century, at a time when capitalism, having triumphed over Communism and thus having no alternative social countermodel, is becoming increasingly authoritarian and prescriptive in its notions about society, the promotion of alternative thinking is more important than ever. In this sense, the example of Mariella Mehr's determination to free herself by articulating her profoundly depressing experience forms an important contribution to female emancipation and also to a wider general awareness. At the very least, her work constitutes the gravest possible warning about the dangers of silence.⁴⁹⁷

Die Intelligibilität und die Selbstermächtigung, die mit dem Einnehmen der Subjektposition der ‚jensischen Frau‘ einhergehen, bleiben letztlich an den Wahrheitsdiskurs geknüpft und sind Effekt einer unterwerfenden Selbstausrbeitung, die das jensische, weibliche Subjekt erst hervorbringt. Christine Mergozzis Fazit, *steinzeit* sei „a revolutionary act against patriarchy and its destructive forces“⁴⁹⁸ kann daher ebenfalls nicht beigepflichtet werden.

Als ähnlich ambivalent erweist sich die Konstruktion einer gewaltfreien weiblichen (Kollektiv-) Identität, wie Mehr sie in *Das Licht der Frau* entwirft. Der Analyse dieses Entwurfs ist das folgende Kapitel gewidmet.

⁴⁹⁷ Pender, Malcolm: *Emancipation through Writing: Mariella Mehr and "steinzeit"*. In: Charnley, Joy und Malcolm Pender (Hgg.): *Intellectual Emancipation: Swiss Women and Education*. Bern 2001, S. 98.

⁴⁹⁸ Mergozzi: *Literary Aurality*, S. 177.

V. II. *Das Licht der Frau*

Der Gedanke, dass ich, die ich eigentlich Chronistin eines rituellen Ereignisses sein wollte, jener tieferen Verquickung von Stier und Frau, selbst zur dramatischen Pointe dieses Buches werden könnte, mag lächerlich erscheinen, entspricht jedoch ebenso meinen Gefühlen.⁴⁹⁹

Der 1984 veröffentlichte Text *Das Licht der Frau* entstand im Kontext einer mehrmonatigen Reise Mehrs nach Spanien, die ursprünglich in einen Dokumentarfilm über Anna, eine Stierkämpferin Schweizer Herkunft hatte münden sollen. Der eigentliche Reisebericht wechselt mit Gedichten und Auszügen aus Briefen Mehrs an ihren Lebensgefährten H.U., die in Kursivschrift gesetzt sind und in denen die Ereignisse des Tages ebenso wie nächtliche Träume reflektiert werden. Er schildert den Versuch, einerseits der Frage nachzugehen, „warum eine Schweizerin in Spanien dafür kämpft, Stiere töten zu dürfen“⁵⁰⁰, und andererseits die Stierkämpferin von ihrem „*doppelte[n] Irrtum*“⁵⁰¹, der im Töten der Stiere allgemein und insbesondere im Töten durch Frauenhand gesehen wird, abzubringen – ein Versuch, der jedoch scheitern wird. Beides geschieht unter Verweis auf die Gewaltfreiheit der Stierspiele im minoischen Kreta, wie anhand des im Nachwort dargelegten Dokumentarfilmkonzeptes besonders deutlich wird:

Der Film soll [...] das Porträt Annas [...] und die mythologischen Bezüge zu den Stiertänzen in der frühminoischen Zeit [zeigen], die von Mariella Mehr mit lyrischen Texten hergestellt werden. Dabei soll bei beidem die Grundfrage identisch sein: wie kommt es, dass Frauen Stiere töten wollen, wo liegt der Bruch zwischen dem spielerischen Umgang der minoischen Priesterinnen mit dem heiligen Fruchtbarkeitssymbol, dem Stier, und den tötenden «*mujeres toreras*» von heute.⁵⁰²

Diese Überlegungen situieren Filmprojekt und Buch im Kontext der so genannten zweiten Frauenbewegung, die ihre Positionen zu einem großen Teil aus der Matriarchatsforschung, vor allem der Forschung zur frühminoischen Kultur auf Kreta bezog. Die mit dieser Forschungsrichtung verbundene Hoffnung auf Wiederentdeckung einer alternativen, frauenbestimmten und gewaltfreien Gesellschaftsordnung, aber auch einer ganzheitlichen „matriarchalen Ästhetik“, einer Überwindung der Grenzen zwischen Kunst und Leben, wie

⁴⁹⁹ Mehr, Mariella: *Das Licht der Frau*. Bern 1984, S. 39f.

⁵⁰⁰ Mehr: *Licht*, S. 125.

⁵⁰¹ Mehr: *Licht*, S. 112.

⁵⁰² Mehr: *Licht*, S. 125.

sie etwa Heide Göttner-Abendroth in ihrer erstmals 1982 erschienenen Essay-Sammlung *Die tanzende Göttin* formulierte, bestimmt auch den Text Mehrs:

Das frühe minoische Kreta hatte vermutlich eine matristische Gesellschaftsordnung. Wie in andern matristischen Kulturen spielten dabei die Kuh und der Stier eine große Rolle. Beide waren der Erdmutter geweiht. Ihr zu Ehren wurden Stierspiele veranstaltet. In ihnen massen sich die Kraft und Geschmeidigkeit des Stieres mit der Kraft und Geschmeidigkeit grossgewachsener, athletischer Priesterinnen. Dabei durfte der Stier unter keinen Umständen verletzt oder getötet werden. [...] Erst die zerstörerische Machtübernahme des patriarchalen Griechenland und Rom ersetzte das elegante und unblutige Stierspiel durch das Stieropfer. Damit wurde die Vernichtung der letzten matriarchalen Kultur eingeleitet.⁵⁰³

Auf die Grenzen und die problematischen Aspekte eines solchen Matriarchatsverständnisses hat nicht zuletzt die Genderforschung hingewiesen⁵⁰⁴. Neben einer Problematisierung der Essentialismen und Binarismen, die mit der Idee der „friedlichen Frau“ und einer gewaltfreien matriarchalen Gesellschaftsstruktur einhergehen und die sich auch in Mehrs Text finden, soll im Folgenden jedoch vornehmlich gefragt werden, welche Möglichkeiten ein solches Matriarchatskonzept bzw. der Rekurs auf den dazugehörigen wissenschaftlichen Diskurs für eine entpathologisierende und entkriminalisierende Selbstausrbeitung eröffnet. *Das Licht der Frau* soll daher auf jenisch und weiblich markierte (Subjekt-)Positionen hin untersucht werden, die sich als Effekt des Versuchs einer positiven Umdeutung des Wahrheitsdiskurses unter Rückgriff auf Positionen des Matriarchatsdiskurses lesen lassen.

Stamm-Mütter und Stierkämpferinnen

Jenische Frauen waren bereits in den Schriften Jörgers in besonderem Maße Adressatinnen kriminalisierender und pathologisierender Zuschreibungen. So dienten ihm etwa die ausführlich diskutierten Beispiele zweier jenischer Kindsmörderinnen als Nachweis der „pervertierten“ Mütterlichkeit jenischer Frauen allgemein sowie ihrer besonderen

⁵⁰³ Mehr: *Licht*, S. 62. Es ist anzumerken, dass es sich hierbei um eine Verkürzung handelt, denn die minoischen Fresken, die das Stierspiel darstellen, zeigen nach archäologischem Verständnis sowohl Männer als auch Frauen als Athleten, gekennzeichnet durch helle und dunkle Hautfarbe: „The leapers who performed these acrobatic activities consisted of both young men and women, perhaps of noble birth.“ Crowther, Nigel B.: *Sport in Ancient Times*. Westport 2007, S. 35.

⁵⁰⁴ Vgl. u.a. Lausch, Helga: *Der Matriarchats-Diskurs (in) der Zweiten Deutschen Frauenbewegung. Die (Wider)Rede von der „anderen“ Gesellschaft und vom „anderen“ Geschlecht*. München 1995.

Gefühlsarmut und Gewaltbereitschaft.⁵⁰⁵ Und auch bei Siegfried erscheinen jenische Frauen als „Erbträgerinnen der Vagantität“ und damit der „jenischen Minderwertigkeit“ nach wie vor als eigentliche Ursache jenischer „Asozialität“:

Die Vagantität wird, wie gewisse besonders gefährliche Erbkrankheiten, in der Hauptsache durch die Frauen weitergegeben. Ganze Stämme lassen sich auf eine Stamm-Mutter zurückführen, und für einzelne Familien, welche in dieser Art von ‚Ablegern‘ entstanden sind, bringt Jörger mehrere Beispiele.⁵⁰⁶

Nicht zuletzt im Rahmen der Kindswegnahmen, die durch das *Hilfswerk* veranlasst wurden, bestand ein Hauptargument für die Fremdplatzierung der Kinder in der Unzulänglichkeit der jenischen Frauen als Mütter. Mehrs zuvor erschienener Text *steinzeit* zeugt eindrücklich von der Angst vor der Bewahrheitung solcher Zuschreibungen – und zwar nicht nur von der Angst, selbst Ziel eines brutalen Tötungsversuches durch die eigene, emotionslose Mutter zu werden⁵⁰⁷, sondern ebenso von der Befürchtung, Gefühlsarmut und Gewaltbereitschaft möglicherweise geerbt zu haben und an das eigene Kind weitergeben zu müssen.⁵⁰⁸ Mehrs 1987, ein Jahr nach *Das Licht der Frau*, publizierter dramatischer Text *Kinder der Landstrasse. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen* rückt die ambivalenten, zwischen Liebe und Hass, zwischen Selbstzweifel und Wut auf das *Hilfswerk* oszillierenden Gefühle einer jenischen Mutter gegenüber ihrem Kind ins Zentrum; Gefühle, die über die einmontierten Originalzitate aus Akten und ‚wissenschaftlichen‘ Abhandlungen (u.a. auch die oben zitierte Passage Siegfrieds) als direkte Folge kriminalisierender und pathologisierender Zuschreibungen erkennbar werden und schließlich in die (imaginierte) Ermordung des Kindes münden:

mag sein, dass das letzte bild, der tote sohn und die junge frau, nur eine ausgeburt ihrer gemarterten phantasie und ihrer wachsenden phantasie ist, aber sie hätte dann endlich schuld angehäuft und überlebt in gedanken, jene geschont zu haben, auf deren zuwendung sie so sehr angewiesen war. gleichzeitig hätte sie ihren sohn der tödlichen verstrickung in macht und ohnmacht auf radikalste weise entzogen.⁵⁰⁹

Deutlich wird an diesen Ausführungen, dass die tatsächliche Ermordung des Kindes keinen gangbaren Ausweg darstellen kann. Denn zwar wäre das Kind der „tödlichen verstrickung in macht und ohnmacht“ entzogen – für die Mutter selbst wäre die Verstrickung durch die tatsächliche Erfüllung kriminalisierender und pathologisierender Zuschreibungen hingegen unwiderruflich und unauflösbar geworden.

⁵⁰⁵ Vgl. hierzu Kapitel II.

⁵⁰⁶ Siegfried, *Kinder der Landstrasse*, S. 13. Vgl. auch Kapitel II.

⁵⁰⁷ Mehr: *steinzeit*, S. 154, S. 184

⁵⁰⁸ Mehr: *steinzeit*, S.19.

⁵⁰⁹ Mehr: *Kinder der Landstrasse*, S. 38.

Die Matriarchatsforschung, vor allem aber die von ihr als gewaltfrei entworfene matristische Gesellschaftsordnung des minoischen Kreta, scheint hingegen in *Das Licht der Frau* – nicht zuletzt durch die Rückführung der jensichen Kultur auf diese Gesellschaftsordnung – eine entpathologisierende Umdeutung einer derart pathologisierten ‚Weiblichkeit‘ zu erlauben, die sich darüber hinaus als einer ‚männlichen‘, gewaltbestimmten Gesellschaftsordnung überlegen darstellten lässt.

Die Matriarchatsforschung und die (archäologische und ethnologische) Forschung zu matrilinearen, matrifokalen und matristischen Gesellschaftsformen, der sich vor allem seit dem Erscheinen von Bachofens ebenso populärem wie umstrittenem *Mutterrecht*⁵¹⁰ immer wieder namhafte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen von internationalem Rang gewidmet haben⁵¹¹, bieten sich jedoch nicht nur als Ausarbeitungsfolie einer positiven ‚weiblichen‘ Subjektposition an, sondern ermöglichen – vor allem auch in der Konzeptualisierung Göttner-Abendroths – zugleich eine positive Identität als Künstlerin und „Fahrende“. Denn Göttner-Abendroth erkennt bei „Zigeunerinnen“ bzw. dem „fahrenden Volk“ einen zwar „degenerierten“ (da weitgehend „domestizierten“), aber dennoch in Traditionen und Lebensweise im Ansatz erhaltenen Zugang zu einer verschütteten ganzheitlichen „matriarchalen Magie“ und eröffnet damit auch die Möglichkeit einer positiven Umdeutung der fahrenden Lebensweise und Tradition:

Soweit sich ihre Anhängerinnen und Anhänger der Domestikation entzogen und die alten magischen Formen mit ihrem ursprünglichen Sinn bewahrten, konnten sie das nur geheim tun: in den Kulturen der Unterschichten und Randgruppen. [...] In Verfolgung und Geheimkulturen aber verkamen die alten Riten zu Formeln, zu bloßen, wiederholten Mustern, deren anfänglicher Sinn verblaßte. So verstanden die, welche sie tradierten, diese Formen [sic] bald selbst nicht mehr, und die Muse im Ghetto wurde zur bauerlichen, farbigen, belanglosen Unterhaltung von Straßensängern, Gauklern, Zigeunerinnen [!], dem zusammengewürfelten fahrenden Volk. Es wurde Volkskunst daraus, Volksfest und Volksbelustigung, die

⁵¹⁰ Bachofen, Johann Jakob: *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*. 1861. Eine umfassende Kritik der Methoden und Ergebnisse Bachofens findet sich bei Wesel, Uwe: *Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften*. Frankfurt/M 1980. Trotz Wesels Kritik an Bachofens Gleichsetzung von Mythos und historischer „Wirklichkeit“ konzediert er Bachofen hinsichtlich der Ausführungen zur Gesellschaftsordnung des minoischen Kreta einen „erstaunlichen Spürsinn“ (Wesel, S. 47) und sieht dessen Vermutungen durch die späteren Ausgrabungen von Arthur Evans und die daran anknüpfende Forschung weitgehend bestätigt. Mit Schachermeyr (*Die minoische Kultur des alten Kreta*, 1964) kommt Wesel zu dem Ergebnis, dass es berechtigt sei, „von mutterrechtlichen Zügen in der minoischen Kultur zu sprechen“, wenngleich von einem Matriarchat (also einer „Herrschaft“ der Frauen) keine Rede gewesen sein könne, sondern nur davon, dass die Frauen „gleichgestellt und frei gewesen“ seien. (Wesel, S. 50ff.)

⁵¹¹ So etwa James G. Frazer (*The Golden Bough*, 1914), Robert Briffault (*The Mothers*, 1927), E. O. James (*The Cult of the Mother Goddess*, 1959), Robert von Ranke-Graves (auf den auch Mehr in *Das Licht der Frau* verweist, vgl. S. 65), James Mellaart (*Catal Hüyük – A Neolithic Town in Anatolia*, 1967).

von der Fiesta bis zum Karneval reicht. Im Ausdruck überraschend bunt ist sie im Formenschatz überraschend gleichbleibend. Und ebenso gleichbleibend wurde sie von den „wahren“ Künstlern, die im Dienst der Herrschenden Karriere machten, durch Jahrtausende verachtet.⁵¹²

Dass Mehr sich ähnlicher Überlegungen zur Konstruktion einer positiv besetzten jenischen und weiblichen Subjektposition bedient, wird an mehreren Stellen deutlich. So erscheint in Mehrs Text etwa das von Göttner-Abendroth dem „fahrenden Volk“ attestierte Wissen um lebenserhaltende Riten und Bräuche in der Figur des „Kip“, „wie die Zigeuner den heilenden heiligen Hund nennen, dessen Herz sie dem Todkranken als letzte Medizin zu essen geben.“⁵¹³ Auch die positive Bewertung der baskischen Stierkampfkultur, die den Toro vergöttert und den Matador verachtet⁵¹⁴, lässt sich mittels des postulierten keltischen Ursprungs der Basken nicht zuletzt als positive Deutung der eigenen jenischen Kultur lesen, folgt man Darstellungen, die in den Jenischen Nachkommen der Helvetier sehen wollen⁵¹⁵. Wie Mehr anführt, bringt ein Zweig der Forschung die keltische Kultur wiederum mit der matriarchal geprägten Kultur der Minoer in Verbindung:

Mutige, moderne Geschichtsforscherinnen und Archäologinnen schliessen aus neuen Funden und Ausgrabungen, dass die Kultur der Kelten mit der des frühminoischen Kreta verwandt, wenn nicht gar identisch ist. Beide kannten weibliche Gottheiten, und die Priester- und Intellektuellenkaste war vorwiegend Frauen vorbehalten. Beide waren in ihrer frühesten Zeit Ackerbaukulturen, die das Tieropfer nicht kannten.⁵¹⁶

Die von Ganzheitlichkeit, Gewaltferne und Lebensbewahrung gekennzeichnete ‚weibliche‘ Subjektposition wird jedoch nicht zuallererst in Abgrenzung zu einer in diametralem Gegensatz dazu stehend aufgefassten ‚Männlichkeit‘, sondern vor allem über die Kritik eines verfehlten Emanzipationsbestrebens gewonnen, das sich dem ‚männlichen‘ Prinzip des Tötens anzunähern versucht und so das eigentlich friedfertige, ‚weibliche‘ pervertiert, wie anhand der Stierkämpferinnen Tencha und Anna vorgeführt werden soll: „Wird es die mujer torrera sein, die den Irrtum aufdeckt und das Ende des spanischen Stierkampfes einleitet? Gleiches Recht der Frau kann dort nicht gelten, wo das Recht nur darin besteht, zu töten!“⁵¹⁷ Es ist gerade nicht das generelle Befremden angesichts eines brutalen Tötungsrituals, als das der Stierkampf wiederholt in den Blick kommt, das im Vordergrund

⁵¹² Göttner-Abendroth, Heide: *Die tanzende Göttin. Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik*. München 1991, S. 16.

⁵¹³ Mehr: *Licht*, S. 35.

⁵¹⁴ Mehr: *Licht*, S. 60.

⁵¹⁵ Vgl. Huonker, Thomas: *Fahrendes Volk – verfolgt und verfemt. Jenische Lebensläufe*. Zürich 1987, S. 16f.

⁵¹⁶ Mehr: *Licht*, S. 60f.

⁵¹⁷ Mehr: *Licht*, S. 64.

steht. Wie Mehr selbst betont, ist es „nicht der tierschützerische Gedanke, der mich die Corrida verachten lässt. Es ist die Banalität, die hinter dem Begriff ‚den Tod austeilten‘ steht, dieses dem andern den Tod zufügen aus feiger Angst vor dem eigenen persönlichen Tod, den wir längst aus unserem Bewusstsein verbannt haben.“⁵¹⁸

Das ‚männliche‘ Töten in der Arena wird zwar als ebenso grausam, aber gleichzeitig auch als weniger befremdlich, da *per se* zum ‚männlichen‘ Prinzip zugehörig ausgewiesen, als „[m]ännlich-heldische Todessehnsucht, arrogant, aber im Zerstörungswillen konsequent.“⁵¹⁹ Der Verweis auf die „Perversion“ eines vormals gewaltlosen (‚weiblichen‘) Rituals, des minoischen Stierspiels, dient vielmehr der (Re-)Konstruktion bzw. dem Nachweis einer ebenso ursprünglich gewaltfreien ‚Weiblichkeit‘, von der sich die Stierkämpferinnen gerade entfernt haben. Die Dringlichkeit dieses Nachweises – der in der Herausarbeitung der Perversion des ‚weiblichen‘ Prinzips durch Stiertöterinnen liegen soll –, ergibt sich dabei ähnlich wie in *steinzeit* aus einer selbstempfundenen und als ebenso befremdlich angesehenen Disposition zur Gewalt. Die Auseinandersetzung mit diesem Gewaltpotential und dessen Überwindung zugunsten einer ‚weiblichen‘ Friedfertigkeit wird dabei als eigentliche ‚Emanzipation‘ verstanden:

Wenn ich von tötenden Frauen rede, rede ich auch von mir selbst, ihre Gewalt und die Möglichkeit zur Gewalt ist auch die meine. Ich erlebe sie auf zwei Ebenen; auf der Ebene meiner Arbeit, aber auch auf der Ebene meiner sechsunddreissigjährigen Erfahrung, die sich in erster Linie als Erfahrung bestätigt wissen will und Korrekturen verständlicherweise schwer zulässt. Dieses Buch zu schreiben, heisst nichts anderes, als im Blickpunkt der Frage nach der Legitimation von Gewalt und ritualisierter Gewalt sich einen weiteren Schritt an das eigene Selbst heranzutasten. Einen Schritt weiter in Richtung Freiheit.⁵²⁰ [H.i.O.]

Dem Drang zu töten, den eigenen Aggressionen ein Ventil zu geben, wie er noch in *steinzeit* formuliert worden war („ich will nicht töten. ich habe eine amsel getötet.“⁵²¹), steht in *Das Licht der Frau* der Wunsch gegenüber, Leben zu erhalten und zu bewahren: „der kleine Schwalbenfindling starb letzte Nacht, obwohl ich ihn mit Mücken und Fliegen durchzufüttern versuchte. Hätte ich ihn sofort töten sollen? Starb er vor Seiner Zeit oder zu Seiner Zeit?“⁵²² [H.i.O.] Auf diese Frage scheint es – nicht zuletzt aufgrund der Beschränktheit der menschlichen Perspektive und Erkenntnisfähigkeit – keine Antwort zu geben, denn selbst wohlmeinende, lebenserhaltende Absichten können sich aus Unwissenheit ins Gegenteil verkehren, wie eine weitere Passage verdeutlicht: „Jetzt

⁵¹⁸ Mehr: *Licht*, S. 84.

⁵¹⁹ Mehr: *Licht*, S. 12.

⁵²⁰ Mehr: *Licht*, S. 76f.

⁵²¹ Mehr: *steinzeit*, S. 24.

⁵²² Mehr: *Licht*, S. 53.

*endlich ist die Schildkröte aus dem Abfallhaufen neben dem Taubenschlag hervorgekrochen. Weil ich glaubte, dass alle Schildkröten gerne baden, setzte ich sie kürzlich in ein Wasserbecken. Sie wehrte sich verzweifelt.*⁵²³ [H.i.O.]

Die Antwort auf die Frage nach der Berechtigung einer „Kunst des Tötens“ hingegen, wie sie die beiden Stierkämpferinnen Anna und Tencha für sich beanspruchen⁵²⁴, steht schon vor Reiseantritt fest, und die Beobachtungen dienen meist der Bestätigung der Überzeugung, dass es sich bei den für den Stier tödlich endenden Stierkämpfen *„um einen Jahrtausende alten, bewusst aufrechterhaltenen Irrtum handelt. Es ist ein doppelter Irrtum, wenn die Frau in der Arena steht. Ihn, um der Frauensolidarität Genüge zu tun, weiter zu zementieren, kann meine Aufgabe nicht sein.*“⁵²⁵ [H.i.O.] Bereits das Vorgespräch mit José, dem (wie hervorgehoben wird, bereits verheirateten) Geliebten Annas, der in der Schweiz arbeitet und seine Freundin in seine spanische Heimat geschickt hat, damit sie dort als „Señorita Torrera“ seinen „Bubentraum, der an ihr in Erfüllung gehen sollte“⁵²⁶, in die Tat umsetzt, offenbart den von der Matriarchatsforschung informierten Blick auf die kommenden Ereignisse und die tiefe Abneigung gegenüber einem ‚weiblichen‘ Töten:

Aye, José, du schickst deine Geliebte in Arenen, die wie Eier sind, und lässt sie Stiere töten: El Toro, das Tier der Grossen Göttin. Schön ist sie, deine Geliebte, eine Königin im Lichtgewand, Priesterin mit Degen und Muleta, doch welche Göttin könnte das Blut eines Toros wollen, dass es die Erde befruchte.[...] Die Leichtigkeit, mit der José vom Töten sprach, widerte mich an. Wer gab diesem heimwehkranken Spanier das Recht, über das Töten zu reden wie unwissende Priester über das vergossene Blut Christi?⁵²⁷

Die eiförmigen Arenen verweisen auf das Ei der Großen Göttin Eurynome als Ursprung allen Seins⁵²⁸, auf die „Mondgöttin“, die sich auch hinter dem Titel *Das Licht der Frau* verbirgt, während das ‚männliche‘ Prinzip der Sonne zugeschrieben wird: *„Nie haben Sonnengötter zu lieben verstanden oder Leben geschaffen.“*⁵²⁹ Über das Töten zu sprechen, so wird an dieser Stelle auch deutlich, muss denjenigen vorbehalten bleiben, die unmittelbar daran beteiligt sind: zum einen den Stierkämpferinnen, die über ihr Tötungshandwerk berichten sollen – und ihren Opfern, den Stieren, denen das lyrische Ich der eingefügten Gedichten eine Stimme gibt und denen es sich tief verbunden fühlt:

⁵²³ Mehr: *Licht*, S. 30.

⁵²⁴ Mehr: *Licht*, S. 71.

⁵²⁵ Mehr: *Licht*, S. 112.

⁵²⁶ Mehr: *Licht*, S. 10.

⁵²⁷ Mehr: *Licht*, S. 10f..

⁵²⁸ Vgl. z.B. Göttner-Abendroth, Heide: *Die tanzende Göttin*, S. 45: *„Oder [die Mondgöttin] war das Ei, das die Große Göttin Eurynome legte, aus dem, als es zersprang, alle Dinge fielen (prähellenisches, pelagisches Griechenland).“*

⁵²⁹ Mehr: *Licht*, S. 5.

es wären der liturgischen gewänder viele
der mondin geschenk sieben frühlinge alt
dein mut auf schwarze splitterrosen verteilt

steintot fällt dir der tag in den nacken
rot/rot die zungen der sonnengötter
nah deinem schneeigen herzen

ehe der ginster gesungen goldene lieder
singt dir die weide ein ewigkeitslachen
verwildert ein abend zu eis

nahen dir schwestern und brüder
um in ihrer sprache mit dir zu schweigen
bis einer dein herz trifft

*blühen dir silberne flügel aus
jener wunde wahrzeichen aller gemordeten
mische ich meine erde mit deiner*

*meine früheren tode mit deinem
und dein letzter zorn sanft geworden
zu kosmischen rhythmien*

trage ich ein in mir als strandgut
in dein fell gekleidet samtene wärme
in deinem blut gebadet als fremdlingin

kehre ich zurück dorthin wo
leben mit leben verwoben
das geschlecht der blumen das meine

und lache mit dir
dem tier der göttin
den tötern entgegen [H.v.m.]⁵³⁰

Wie in Strophe 5 und 6 deutlich wird, erlaubt es vor allem die eigene Opfererfahrung dem lyrischen Ich, die Perspektive des Stiers zu formulieren.⁵³¹ Der über die Tötung des Stiers noch einmal durchlebten Erfahrung des Geopfert- bzw. Getötetwerdens wird dabei eine kathartische Wirkung zugesprochen, die eine Rückkehr in ein gewaltfrei lebbares Miteinander, in Unversehrtheit und Unversehrbarkeit verspricht.

Neben den wiederholten Verweisen auf die „Mondin“ bzw. „Mondgöttin“ deuten zahlreiche weitere Textstellen auf eine Rezeption der Positionen der Matriarchatsforschung

⁵³⁰ Mehr: *Licht*, S. 36f.

⁵³¹ In *steinzeit* hatte Mehr noch ein weitaus stärker christlich geprägtes Opferbild verwendet: „elektroschock, die krönung der ver-rückten, dornenkrone im haar, die kreuzigung beginnt“ (Mehr: *steinzeit*, S. 164) In *Zeus oder der Zwillingsstein* sowie in *Brandzauber* greift Mehr das Kreuzigungsbild und die Opferung Jesu⁷ dann erneut auf. (Vgl. Kapitel VI.1. und VII.1)

hin, wie sie etwa von Göttner-Abendroth formuliert werden. So scheint die Reise nach Spanien nicht zuletzt eine Suche nach Verkörperungen des dreifachen Göttinnenbildes⁵³², der „weiblichen Dreifaltigkeit“, des „jungen, kämpferischen Mädchens, der mütterlichen Frau und der wissenden, die Dinge lenkenden Greisin“⁵³³ zu sein, ohne jedoch entsprechenden Frauen wirklich zu begegnen. Die an die Reise gestellten Erwartungen und die anfangs „heroisch geprägte Vorstellung von der [starken, unabhängigen] Frau in der Arena“⁵³⁴ mit „Amazonenwildheit und Mut“⁵³⁵, die Mehr jedoch selbst problematisiert („Bin ich diesen Wertungen von Mut und Kraft und Heldentum bereits erlegen?“⁵³⁶), werden enttäuscht. Denn das „Athletenmädchen“ Anna hat die „Seele eines traurigen Clowns“⁵³⁷, die Stierkämpferinnen sind in den Augen Mehrs nichts weiter als „sentimentale, kleine Mädchen“⁵³⁸:

So lebe ich mit Frauen, die glauben, töten zu dürfen, aber auf ihren Betten sitzen Plastikpuppen mit blöden Gesichtern, kindischen Röcken, Rosalippen, lieblichdumm, Abbild der zu vergewaltigenden Frau. Und es sind diese Frauen, die vom Licht der Frau in der Arena reden, und von der Glorie dieser Frau, die das Tier der Göttin tötet. Sie reden von der Mondin und vom weiblichen Prinzip und vergessen, dass es kein weibliches Prinzip geben kann, das sinnloses Zerstören gutheisst.⁵³⁹

Auch die „wissende, die Dinge lenkende Greisin“ (s.o.) existiert nur hypothetisch („Nehmen wir an [...]“⁵⁴⁰), als literarische Figur in Gestalt einer androgynen kindlichen Greisin, eines „weibliche[n] Mephisto“ mit „einem Unterton von Ironie [in der Stimme], wie er Menschen eigen ist, die sehr viel wissen und deshalb sehr viel leiden.“⁵⁴¹ Der „Alten“, dem „weiblichen Diogenes“ als Verkörperung des Lebens in seiner ganzen Ambivalenz und unausweichlichen Verbundenheit mit dem Tod, kommt in einem imaginierten Gespräch mit Anna die Aufgabe zu, die Stierkämpferin von ihrem Lebensirrtum, dem „Töten, das nicht das ihre ist“⁵⁴² und das seine eigentliche Ursache in einer „Kleinmädchengeschichte“, in der romantischen, aber substanzlosen Liebe zum

⁵³² Vgl. u.a. folgenden Gedichtanfang: „septembermond / mond wenn der toro / in der erde scharrt / mond des durchsichtigen hornes / mond des sterbenden heros / mond der wurzeln / der sonnenwendblume / mond der dunklen gänge / zur dreigesichtigen“. Mehr: *Licht*, S. 118.

⁵³³ Göttner-Abdenroth, Heide: *Die tanzende Göttin*, S. 290. Vgl. vor allem auch Göttner-Abendroth, Heide: *Die Göttin und ihr Heros*. München 1980, passim.

⁵³⁴ Mehr: *Licht*, S. 14.

⁵³⁵ Mehr: *Licht*, S. 55.

⁵³⁶ Mehr: *Licht*, S. 14.

⁵³⁷ Mehr: *Licht*, S. 24.

⁵³⁸ Mehr: *Licht*, S. 14.

⁵³⁹ Mehr: *Licht*, S. 72.

⁵⁴⁰ Mehr: *Licht*, S. 41ff.

⁵⁴¹ Mehr: *Licht*, S. 41.

⁵⁴² Mehr: *Licht*, S. 75.

falschen Mann hat⁵⁴³, abzubringen, ihr „Schweigen“ zu brechen⁵⁴⁴ und stattdessen eine lebensbejahende Haltung einzunehmen: „es la vida, mujer, meines ist bald zuende, verpasse das deine nicht.“⁵⁴⁵ – Eine Überzeugungsarbeit, die Mehr trotz drastischer Maßnahmen selbst nicht gelingen will:

Wir schauten das riesige Toroherz, das noch zu donnern schien, halluzinierten Trommelschläge, Naturgewalten, den Herzschlag der Erde. [...] ich nahm Annas Hand, führte sie zu dem noch warmen Klumpen Fleisch, der jetzt fast schutzlos auf den Fliesen lag: das Herz des Toros. Ich bohrte ihre Hand, zur Faust geballt, in dieses warme Fleisch, damit sie wissen würde, für immer wissen würde, wie es sich anfühlt: das Herz des Toros.⁵⁴⁶

Es ist vor allem auch Annas Fähigkeit zu tanzen „dass selbst die brävsten [sic] Engel unkeusch geworden wären, wenn es sie gäbe“⁵⁴⁷, die – wiederum an Ausführungen Göttner-Abendroths⁵⁴⁸ erinnernd – zu der Überzeugung führen, dass Anna keine Stierkämpferin aus echter Leidenschaft, keine echte „Töterin“ ist⁵⁴⁹, sondern dass sie sich um ihres Geliebten willen vom lebensbejahenden ‚weiblichen‘ Prinzip entfernt hat, als dessen ursprünglicher und unverfälschter Ausdruck wiederholt die Flamenco tanzende spanische Frau in den Blick kommt:

Oh, H.U., sie tanzen. Ich werde sie nicht vergessen, die alte Frau von gestern abend, die in der Playa einen Paso Doble tanzte, mit einem wilden Urgesicht, wie es nur Frauen haben können, die zu lieben wissen. Mit einem Gesicht, so sakral anzuschauen wie Manoletes Gesicht vor der Corrida. Und ihre spitzen Schreie waren Liebesschreie, tönende Liebesbisse. Ich bin vor Begeisterung beinahe kopfvoran in ihren runden Bauch hineingesprungen. [...] Unzählige Gläser Sangria wurden herumgeboten, unzählige Lieder gesungen, unzählige Rhythmen gespielt, ein Liebesfest, du löst dich auf vor lauter Liebe.⁵⁵⁰ [H.i.O.]

Wenn sich die Ausgangshoffnung dennoch nicht erfüllt und das Buch keines „um die Glorie der Frau“⁵⁵¹ wird, so liegt dies nicht zuletzt daran, dass sich für die Idee der

⁵⁴³ Mehr: *Licht*, S. 94f.

⁵⁴⁴ Mehr: *Licht*, S. 42f.

⁵⁴⁵ Mehr: *Licht*, S. 46.

⁵⁴⁶ Mehr: *Licht*, S. 17. Vgl. zur Bedeutung des „Herzens“ in Zusammenhang mit dem Opferstatus auch die Ausführungen zu *steinzeit*, Kapitel V.1.

⁵⁴⁷ Mehr: *Licht*, S. 18.

⁵⁴⁸ Göttner-Abendroth, Heide: *Die tanzende Göttin*, S. 45: „Ein Hauptmerkmal aller matriarchalen Kulte war der Tanz. [...] Denn der Tanz war mehr als ein sehr ausdrucksvolles Gebet: er war die wichtigste magische Praktik überhaupt. Der Tanz ist die älteste und elementarste Form der religiösen Äußerung, er ist Magie als getanzt Ritual. Aus ihm entwickelte sich jede andere Ausdrucksform, die wir uns heute ‚Kunst‘ zu nennen angewöhnt haben.“

⁵⁴⁹ Mehr: *Licht*, S. 83: „Anna hingegen ist keine Töterin. Sie liebt die Kunst der Bewegung, die Musik, das Tänzerische, Elegante, Pompöse, den Applaus, die geballte Erotik in der Arena, den Reiz der Gefahr.“ [H.i.O.]

⁵⁵⁰ Mehr: *Licht*, S. 79.

⁵⁵¹ Mehr: *Licht*, S. 112.

dreifachen Göttin keine reale Entsprechung finden lässt. Lediglich „mütterlichen Frauen“ begegnet Mehr auf ihrer Reise, aber keinen stolzen, göttlichen Amazonen oder weisen Greisinnen, was jedoch vornehmlich der patriarchalen Gesellschaftsordnung zugeschrieben wird, die derartige ‚weibliche‘ Lebensentwürfe unlebbar mache⁵⁵². Nicht zuletzt scheitert das ursprüngliche Reisevorhaben auch daran, dass der Versuch misslingt, die Stierkämpferinnen Anna und Tencha von dem „Irrtum“ zu überzeugen, als der der von Frauen ausgeübte blutige Stierkampf angesehen wird – womit zugleich der Nachweis des ‚weiblichen‘ Prinzipes als essentiellm Charakteristikum der Frau misslingt.

Die politische Dimension, die vor allem Tencha im Kampf der spanischen Stierkämpferinnen für Gleichberechtigung sieht und ihre Klagen angesichts einer zutiefst frauenverachtenden Gesellschaft, werden als Motivation für den Beruf der Stierkämpferin nicht gelten gelassen:

Wenn du dein Buch schreibst, Tencha schrie es beinahe, dann schreib bitte auch, dass die Kartelle den schlechtesten Matador jeder guten „mujer torera“ vorziehen, damit die spanische Kirche im Dorf bleibt. [...] Schreib auch, dass meine Schwester Mari Cruz wegen eines Unfalls in der Arena seit Wochen schwerverletzt zuhause liegt, da sich die Spitäler in Madrid weigerten, ihren verletzten Backenknochen und das zerschmetterte Knie zusammenzuflicken. [...] Und schreib von den weiblichen Kritikern, Torerokritikerinnen, Journalistinnen wie Marivi Romero, die uns dauernd in den Rücken fällt.⁵⁵³

Die Sympathie gilt weniger Tencha, die „*Tiere liebend gerne sterben*“ sieht, „*am liebsten durch ihre eigene Hand*“⁵⁵⁴ [H.i.O.] als Anna, die unter anderen Umständen „*eine wunderbare spanische Hausfrau*“⁵⁵⁵ [H.i.O.] geworden wäre. Beiden wird letztendlich abgesprochen, wirklich zu „leben“: „*In Annas und Tenchas Leben ereignet sich nichts, außer dem großen Warten ... Sie fühlen vom Lebbareren immer nur den kleinen Teil, der ihnen in ihren Abgrenzungen zumutbar erscheint, erträglich und gut verdaulich.*“⁵⁵⁶ [H.i.O.]

⁵⁵² So heißt es von der „Alten“ Mari José, in der Mehr gerne die „wissende, die Dinge lenkende Greisin“ sehen würde: „*Leider ist sie seit Tagen betrunken. An ein Gespräch mit ihr ist nicht zu denken. [...] Sie bezahlt einen hohen Preis, Mari José, für die Freiheit, wie ein Mann zu leben. Oft fühle ich ihre Bitterkeit fast körperlich. Keine Frau vernachlässigt ihre weiblichen Pflichten ungestraft, auch heute noch nicht.*“ [H.i.O.] Mehr: *Licht*, S. 105.

⁵⁵³ Mehr: *Licht*, S. 90f.

⁵⁵⁴ Mehr: *Licht*, S. 83.

⁵⁵⁵ Mehr: *Licht*, S. 31.

⁵⁵⁶ Mehr: *Licht*, S. 39.

Dramatische Pointen

Die Ausgangsfrage (wie es kommt, „dass Frauen Stiere töten wollen“⁵⁵⁷ und sich somit vom ‚weiblichen‘ Prinzip der Gewaltfreiheit abwenden) bringt es mit sich, dass essentialisierende Binarismen den Text in hohem Maße strukturieren. So findet sich nicht nur die Oppositionen männlich/weiblich, Tod/Leben, Sonne/Mond, sondern etwa auch eine Gegenüberstellung von Mehrs Herkunftsland, der Schweiz, die als *locus horribilis*, als Land, „wo alles seine fatale Ordnung hat“⁵⁵⁸, entworfen wird, mit dem südlichen Spanien, das Mehr – trotz der Stierkämpfe – zunächst als Synonym für Lebensfreude und kreative Unordnung gilt. Das Wissen darum, dass es sich hierbei um eine romantisierende Idealisierung handelt, deutet jedoch bereits zu Beginn der Reise ein Traum an, den Mehr ihrem Lebensgefährten in einem Brief mitteilt:

Wir fuhren einer Mauer entgegen, hinter der ich fruchtbares Land vermutete. Als der Zug hielt, stieg der Zweigesichtige aus und schlug an die Mauer, so dass seine Faust wie eine reife Tomate zerplatzte und das Hindernis mit Blut verschmierte. Ich schaute über die Trümmer, doch da war kein fruchtbares Land. Ich kehrte in das Land zurück, das zu verlassen ich im Begriff war. Mit einem grossen Gelächter setzte sich der Zweigesichtige wieder und sagte: du hast dich einmal mehr täuschen lassen, es ist immer ein und dasselbe. An dir liegt es, verschieden zu sehen.⁵⁵⁹
[H.i.O.]

Am Ende der Reise steht die Einsicht, dass „ein Klausenläuten im Berner Hinterland [...] mehr Kultgehalt und sakrale Würde hat als eine Corrida.“⁵⁶⁰ [H.i.O.] Was zunächst als erweiterte, differenziertere Perspektive auf die Kulturformen der beiden Länder und eine ansatzweise Auflösung binärer Oppositionen erscheint, ist jedoch kaum mehr als eine weitere Pointierung des Negativurteils über Stierkämpfe und insbesondere Stierkämpferinnen. Und nicht zuletzt an dieser unverrückbaren und schon vor Reiseantritt gefassten Überzeugung liegt, es, dass das Erzählprojekt einer Chronik über „weibliche Gewalt“, aus dem sich der Nachweis eines gewaltfreien ‚weiblichen‘ Prinzips ergeben sollte, scheitern muss. Denn die beiden Stierkämpferinnen geben keine „dramatische Pointe“ ab:

⁵⁵⁷ Mehr: *Licht*, S. 125.

⁵⁵⁸ Mehr: *Licht*, S. 11.

⁵⁵⁹ Mehr: *Licht*, S. 13. Wie kritisch Mehr letztlich selbst derartige Idealisierungen betrachtet, lässt sich am 1995 folgenden Roman *Daskind* ablesen. Dort wird das von der gefühlskalten und abgestumpften Pflegemutter gesungene Lied „Fernimsüddasschönespanien“ zum Inbegriff einer Form von Eskapismus, der die Unzufriedenheit über ein von Beziehungslosigkeit geprägtes Leben soweit in Schach zu halten vermag, dass kein ernsthafter Widerstand gegen die als unbefriedigend empfundene eigene Situation aufkommt. Vgl. Mehr: *Daskind*, S. 7,11.

⁵⁶⁰ Mehr: *Licht*, S. 85.

Wenn ich Dir sage, dass die beiden Frauen keine dramatische Pointe ergeben, aus denen dramatische Bücher zu leben haben, tönt dies arrogant, entspricht aber meinen Gefühlen. Der Gedanke, dass ich, die ich eigentlich Chronistin eines rituellen Ereignisses sein wollte, jener tieferen Verquickung von Stier und Frau, selbst zur dramatischen Pointe dieses Buches werden könnte, mag lächerlich erscheinen, entsprich jedoch ebenso meinen Gefühlen. Die Arbeit wird zu einem Suchen nach m e i n e m Stier, wenn Du so willst, und die Dramatik besteht darin, dass ich den lebenden Stier suche in einer Umgebung, die nur den toten Stier will.⁵⁶¹ [H.i.O.]

Die beiden Stierkämpferinnen geben vor allem deshalb keine „dramatische Pointe“ ab, weil es bei ihnen zu keiner Anagnorisis kommt – Anna und Tencha weigern sich, ihren „Irrtum“ zu erkennen: Tencha führt einen Hungerstreik durch, um auf die Benachteiligung der Stierkämpferinnen aufmerksam zu machen, was als „frivole[r] Zynismus“⁵⁶² [H.i.O.] gewertet wird. Anna droht das Ende ihrer Karriere als Stierkämpferin aus finanziellen Gründen, sollte ihr Geliebter José sie nicht weiter unterstützen, womit „durch äusseren Zwang beendet [würde], was ich ihr eigentlich als Ziel eines tiefen Bewusstseinsprozesses gewünscht hätte.“⁵⁶³ [H.i.O.] Der eigentliche Grund für die Resignation, die das Ende des Berichts kennzeichnet („Hier werde ich meine Arbeit beenden müssen.“), resultiert jedoch vor allem daraus, dass die Begegnung mit den Stierkämpferinnen keine Antwort auf die – in Form eines Traums gestellte – Ausgangsfrage nach der eigenen Verstrickung in Opfer-Täter-Strukturen erbracht hat:

Sie [„Die Frau“] sprach zu mir – und ich war es, die sprach: von der Gewalt in mir und vom Getötetwerden und vom Töten, von Siegern und von Opfern. Sie sprach – und ich war es, die sprach: willst du das Lieben lernen, lerne erst das Sein des Tötens und das Sein des Opfers zu verstehen. Nur so gelingt es dir, dich als Opfer zu vermeiden. Sieger, sprach sie, und Opfer sind das eine, weil alle Zeit und alle Tat dasselbe will und ist. Nie wird es dir gelingen, Sieger zu sein, ohne zugleich geopfert zu werden, und Liebe, sagt Die Frau in meinem Traum – und ich war es, nur sie allein bringt dich zur Göttin, der Mutter aller.⁵⁶⁴

Diese traumartige Einsicht in die Vielschichtigkeit von Gewalt, in die Verquickung von „Töten“ und „Getötetwerden“, vor allem die eigene Disposition zum „Töten“ wird im Text jedoch nicht weiter verfolgt, sondern immer wieder zugunsten einer vollständigen Identifikation mit dem unschuldigen Opfer, dem Toro, aufgegeben. Gewonnen wird auf diese Weise, wie gezeigt, zwar eine Subjektposition – diese wird in ihrer Brüchigkeit jedoch erkannt und ist darüber hinaus ihrerseits mit einem symbolischen „Töten“, nämlich der Abwertung und gar Pathologisierung der als „deviant“ bzw. „pervers“ definierten

⁵⁶¹ Mehr: *Licht*, S. 39f.

⁵⁶² Mehr: *Licht*, S. 112.

⁵⁶³ Mehr: *Licht*, S. 95.

⁵⁶⁴ Mehr: *Licht*, S. 9.

„unweiblichen“ Frauen verbunden: mit der Abwertung des Lebensentwurfs der beiden Stierkämpferinnen, deren Leben als Verrat an der „Großen Mutter“ gewertet wird. Vor allem in Bezug auf Anna treten Normalisierungsversuche deutlich zutage, während die „Lust am Töten“ als essentieller Bestandteil von Tenchas Persönlichkeit gewertet wird, weshalb sie als „nicht normalisierbar“ erachtet und folglich aufgegeben wird.

Deutlich wird, dass der Versuch der Etablierung eines Gegendiskurses, als der *Das Licht der Frau* in Form eines Wahrheits- bzw. Beweisbuches erscheint, ähnlich normierende und exkludierende Wahrheits- bzw. Wirklichkeitsaussagen trifft wie der Wahrheitsdiskurs über Jenische, den und dessen Folgen außer Kraft zu setzen als motivierender Ausgangspunkt erkennbar wird. Ein Wissen um diese Zusammenhänge scheint in der Schildkrötenepisode angedeutet, im Erkennen der möglicherweise verheerenden Folgen des Versuchs, „anderen“ – und sei es mit den besten Absichten – die eigene Vorstellung von Normalität aufzuzwingen. In den Blick kommen die im Wahrheitsdiskurs transportierte Pathologisierung und Kriminalisierung jenischer Frauen nicht als Unterwerfungsmechanismen, sondern als Zuschreibungen, die sich mithilfe eines „Gegenbeweises“ scheinbar außer Kraft setzen bzw. widerlegen lassen. Das an die Matriarchatsforschung angelehnte Konzept der essentiell friedlichen Frau, das Mehr in ihrem 1984 erschienenen Text entwirft und das nur an wenigen Stellen gebrochen wird, steht dabei in diametralem Gegensatz zur Konzeption der Protagonistinnen in den späteren Romanen der *Gewalt-Trilogie*. Dass es letztlich die symbolisch vollzogene Gewalt ist, die eine Lösung aus der Verstrickung in Wahrheitsspiele ermöglichen kann, soll in den folgenden Kapiteln gezeigt werden.

VI. Vom Wahrheits- zum Erfahrungsbuch

Mehrs 1994 publizierter Roman *Zeus oder der Zwillingston* markiert in mehrfacher Hinsicht einen Wendepunkt im literarischen Schaffen der Autorin. Die zuvor erschienenen Prosatexte ebenso wie das Drama *Kinder der Landstrasse* dokumentieren die als Münder des *Hilfswerkes* gemachten Gewalterfahrungen und verleihen den Auswirkungen dieser Erfahrung einen über das rein Dokumentarische hinausgehenden individuellen sprachlichen Ausdruck. Die eigentliche Ursache der zwangsassimilatorischen Praktiken wird zu dieser Zeit vornehmlich in einer patriarchalen Gesellschaftsstruktur gesehen, für die – wie vor allem auch aus den publizistischen Schriften Mehrs und verschiedenen Interviews hervorgeht – Alternativen gesucht werden.

Intertextuellen Verweisen auf den Wahrheitsdiskurs über Jenische kommt im Kontext dieser frühen Texte die Funktion zu, die Unwissenschaftlichkeit und Unwahrheit der Argumentations- und Deutungsmuster vorzuführen, ihre verheerenden Folgen für die jenische Kultur und Identität aufzuzeigen und im Gegenzug normalisierte, da entkriminalisierte und entpathologisierte jenisch/weiblich markierte Subjektpositionen auszuarbeiten, weshalb vorgeschlagen wurde, diese Texte als Wahrheits- bzw. Beweisbücher zu lesen.

Mit *Zeus oder der Zwillingston* lässt sich ein zunehmend experimenteller und komplexerer Umgang mit dem Thema Gewalt konstatieren – was unter anderem daran liegen mag, dass die Zwangspraktiken des *Hilfswerkes* (ebenso wie Mehrs eigene Erlebnisse) mittlerweile hinreichend dokumentiert und zweifelsfrei belegt, von einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen und wissenschaftlich aufgearbeitet bzw. bestätigt worden waren und daher für Texte mit Zeugnischarakter keine unmittelbare Notwendigkeit mehr zu bestehen schien. Die Protagonistin Rosa Zwiebelbuch in *Zeus oder der Zwillingston* bildet nun den Auftakt einer Reihe gewalttätiger, aber in ihrer Gewalttätigkeit positiv konnotierter Frauenfiguren, die sich dem im Wahrheitsdiskurs (vgl. Kapitel II) entworfenen Bild jenischer Frauen in den folgenden Romanen immer stärker annähern werden. Dieser Wandel lässt sich vielschichtiger deuten denn als bloße Verschärfung der Frage nach einem Konnex zwischen Täterschaft und vorausgegangener Viktimisierung.

Auch wenn Mehr in *Zeus oder der Zwillingston* zahlreiche Themen und Motive aus früheren Texten wieder aufgreift (wie etwa das Kindsmord-Motiv, Geschlechterverhältnisse oder die Psychiatrisierung und Kriminalisierung Jenischer), steht nun nicht länger eine Widerlegung des Wahrheitsdiskurses im Vordergrund, sondern

vielmehr der Prozess seiner Institutionalisierung, bzw. die Inszenierung der Kontingenz einzelner Diskursereignisse, ihrer wissenschaftlichen „Sakralisierung“ und Verbreitung. Ließ die intensive Auseinandersetzung mit der Wissensproduktion zu Jenischen während Mehrs Zeit als Sekretärin der *Radgenossenschaft* ein vornehmlich archäologisches Interesse erkennen, zeugt *Zeus oder der Zwillington* nun von eher genealogischen Fragestellungen. Es gelingt der Autorin in diesem Roman, die Kontingenz von Macht- und Wissensformationen offen zu legen und damit gleichzeitig den Nachweis der Nicht-Notwendigkeit bestimmter „Denk-, Seins- und Handlungsweisen“ zu führen: die gewählte erzählerische Vermittlung macht das Verfahren und die Rhetorik linear und teleologisch verfahrenender Meistererzählungen und Wahrheitsdiskurse sichtbar, deren Erzählprinzip gerade die Leugnung von Kontingenzen und die Einebnung von Widersprüchlichkeiten ist und die eben dieser Verkürzung ihre Wirkmächtigkeit verdanken.

Ebenfalls bereits in *Zeus oder der Zwillington* angelegt ist das Verfahren der fiktiven Realisierung und Hyperbolisierung von Diskurselementen. Fiktiv realisiert werden Elemente aus der antiken Mythologie um Zeus und Thetis, und zwar verbunden mit der Frage, welche Folgen bzw. Effekte eine solche fiktive Realisierung bzw. die (wenn auch nur literarische) Materialisierung einer „Idee“ zeitigen könnte. Auch in dieser Hinsicht fungiert *Zeus oder der Zwillington* als Scharnier zwischen den Wahrheits- und Erfahrungsbüchern Mehrs, denn die Erprobung dieses Konzepts und die daran sichtbar werdenden Effekt leisten einen entscheidenden Schritt in Richtung der späteren Erfahrungsbücher.

VI. 1. Zeus oder der Zwillington

Das Erzählen war ein Akt der Selbstbehauptung, der Rettungsring des Wissens, die Begnadigung kurz vor der Urteilsvollstreckung. [...] Wer im Vorhof der Hölle sitzt, ergibt sich nicht selten dem Irrtum, sie [sic] säße in der Hölle selbst und sei am Ende angekommen. – eine fatale Missdeutung. Sie verringert die notwendige Weitsicht, den fremdbestimmten Fall in die Hölle aufzuhalten.⁵⁶⁵

⁵⁶⁵ Mehr, Mariella: *Zeus oder der Zwillington*. Zürich, 1994, S. 167f.

In *Zeus oder der Zwillingston* entwirft Mehr eine Abweichungsheterotopie⁵⁶⁶ in Form einer Irrenanstalt. „DERORT“⁵⁶⁷, wie er von den Bewohnern der nahe gelegenen Ortschaft genannt wird, fungiert zum einen als Raum, der gesellschaftliche Ordnungsmechanismen außer Kraft setzt:

In Einrichtungen wie dieser hier sind Insassinnen und Insassen tatsächlich gleich, unabhängig von der Frage, ob ihnen die Herkunft Seide oder Sacktuch bereithielt. Das gemeinsam bewohnte Asyl zwingt das sich ausserhalb solcher Anstaltsmauern üblicherweise Widersprechende gleichsam zum Kuss.⁵⁶⁸

Zum anderen stellt das der „Irrenanstalt“ eigene Ordnungsprinzip, das neben Reinigungsritualen⁵⁶⁹ weitere ritualisierte Abläufe⁵⁷⁰ wie „Essenszeiten, Tischordnung und Lichterlöschen“ umfasst, die der Anstaltsleiter erläutert „als handle es sich um das Kredo eines Irren“⁵⁷¹, gesellschaftliche Ordnungs- und Wissenssysteme gleichermaßen aus und in Frage. In der psychiatrischen Klinik „Narrenwald“, die hauptsächlich „moralisch schwachsinnige“ Patienten aus „Vagantensippen“ beherbergt, begegnen sich die beiden Protagonisten Rosa Zwiebelbuch, die nach der Tötung ihres Kindes eingewiesen wird, und der Dichter Zweierlei, der sich selbst in die Klinik eingewiesen hat, um sich seines „irdischen Leibes“⁵⁷² zu entledigen. Der Roman beginnt mit dem Eintreffen des neuen Patienten Zweierlei (später von einem Mitpatienten ‚Zeus‘ genannt), gibt dann eine rund zwanzig Jahre umfassende Rückschau und endet mit der Tötung Zeus‘ durch Rosa Zwiebelbuch, die in ihm den Mann erkennt, der sie Jahre zuvor im Atelier ihres Arbeitgebers, des Glasaugenmachers Adolf Stauch, vergewaltigt und geschwängert hatte. Einige Zeit nach dem ersten Zusammentreffen zwischen Rosa und Zeus in der Klinik brennt Rosa sich ein Auge aus und verlangt vom Anstaltsleiter das „Auge der Thetis“ zurück, ein Glasauge, das sie von Stauch, der in seiner Freizeit Vergewaltigungsszenen aus der griechischen Mythologie um den Göttervater Zeus in Glasaugen eingraviert und ihnen die Namen der jeweils Vergewaltigten gibt, zu ihrem Einstand bekommen hatte. Das „Auge der Thetis“, zum Zeitpunkt der Übergabe an Rosa noch unbearbeitet, wird fertig gestellt, als Stauch überraschend Rosa in der Klinik aufsucht, da er seit ihrer Vergewaltigung in seinem Atelier in eine Schaffenskrise geraten ist und sich von der

⁵⁶⁶ Foucault, Michel: *Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*. Frankfurt/Main 2005, S. 12.

⁵⁶⁷ Mehr: *Zeus*, S. 52

⁵⁶⁸ Mehr: *Zeus*, S. 30.

⁵⁶⁹ Mehr: *Zeus*, S. 112f.

⁵⁷⁰ Mehr: *Zeus*, S. 266f.

⁵⁷¹ Mehr: *Zeus*, S. 8

⁵⁷² Mehr: *Zeus*, S. 49.

Vollendung des Auges eine Wiedergewinnung seiner Kreativität verspricht. Kurz nach der Fertigstellung des Auges tötet Thetis alias Rosa Zeus durch einen Biss in den Hals.

Schrift und Kontingenz

Die zunehmende (institutionelle) Verfestigung und Verbreitung des pathologisierenden (psychiatrischen) Diskurses über Jenische wird in *Zeus oder der Zwillingston* zum einen als Effekt einer weitgehend unkontrollierten und von Profilierungssucht motivierten ‚wissenschaftlichen‘ Praxis der beiden Anstaltsleiter Wasserfallen und Abderhalden entworfen, die ihren ‚Forschungen‘ in der Flurer Irrenanstalt „Narrenwald“ ungehindert nachgehen können und deren ‚Forschungsergebnisse‘ sich zudem großer Popularität erfreuen. Die durchweg sprechenden Namen (Bonifatius Wasserfallen verweist auf Benedikt Fontana, Gottlob Abderhalden auf Gottlob Pflugfelder, „Narrenwald“ in Flur auf die psychiatrische Klinik Waldhaus in Chur)⁵⁷³ sowie Parallelen zu tatsächlichen Vorfällen verleihen dem Handlungsstrang um die Ereignisse in der Klinik trotz der bisweilen ironischen Überzeichnung referentiellen Charakter.

Die Irrenanstalt erweist sich in mehr als einer Hinsicht als Ort, an dem gesellschaftliche Ordnungsprinzipien außer Kraft gesetzt sind: sie erscheint als weitgehend rechtsfreier Raum, denn einer etwaigen strafrechtlichen Verfolgung bei z.B. fahrlässiger Tötung wissen sich die Leiter der psychiatrischen Klinik stets zu entziehen; nicht nur Befunde und Gutachten werden von Kollegen bereitwillig bestätigt und die darauf gründenden Maßnahmen als gerechtfertigt ausgewiesen, sondern auch bei einer Obduktion gewonnene Erkenntnisse verschwiegen bzw. bagatellisiert⁵⁷⁴:

Nun, das Gerichtsverfahren habe sich dann erübrigt [...]. Das Gutachten seines Vorgängers – er habe es ja kürzlich zur allgemeinen Lektüre mitgebracht – sei, vom medizinischen und ethischen Standpunkt aus gesehen, einwandfrei und äusserst sorgfältig ausgefallen. [...] Sie, die Herren, hätten bei der Lektüre der Akte Waser sicherlich selbst feststellen können, dass schon allein die Herkunft der Frau den Inhalt des Gutachtens rechtfertige. [...] Darüber könne auch ein gelegentlich gewitztes und selbstsicheres Auftreten nicht hinwegtäuschen, ganz im Gegenteil, ein solches Auftreten müsse als Symptom gewertet werden, das klar auf den moralischen Schwachsinn der Probanden verweise.⁵⁷⁵

⁵⁷³ Diese Anspielungen strafen den dem Roman vorangestellten Hinweis, „sämtliche Namen und Gestalten in diesem Buch [sind] frei erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden Personen also zufällig“, Lügen (Mehr: *Zeus*, S. 4)

⁵⁷⁴ Eine Solidarität unter Kollegen, die sich bisweilen nur unter Einsatz des eigenen Lebens, nämlich durch Selbstmord, mit dem eigenen Berufsethos vereinbaren lässt. Vgl. Mehr: *Zeus*, S. 45 ff.

⁵⁷⁵ Mehr: *Zeus*, S. 104.

Im Roman wird die eigentliche Ursache der Profilierungssucht Wasserfallens in einer zufälligen, aber umso folgenreicheren Begegnung in dessen Jugend verortet: Das ‚wissenschaftliche‘ Interesse des selbst aufgrund einer ‚pränatalen Havarie‘⁵⁷⁶ körperlich beeinträchtigten Wasserfallen an Zigeunern bzw. Jenischen und deren Pathologisierung wird im Roman als von einer tiefen Verunsicherung und narzisstischen Kränkung herrührend erzählt, die er durch das Zigeunermädchen Hera erfahren hat:

Das Hinken wurde schlimmer, sein schlurfender Gang fiel im Dorf zunehmend auf und wurde belacht, besonders von jenen, die oben in der Rüfe hausten [...], wie er sich an ihnen rächen würde, an jenen andern, die [...] wenn die letzte Lärche in Blüte stand, für Monate verschwanden, bis dann im Spätherbst ihr Lachen und Johlen erneut den Dorffrieden störte und ihre Feuer nicht mehr ausgingen.⁵⁷⁷ [...] Hera verspottete den zukünftigen Mann in ihm, den allerdings der blutjunge Bonifazius Wasserfallen noch nicht kennengelernt hatte. Aber dieses Lachen, das ihrer Unschuld etwas ungemein Anrühiges verlieh, wie ja auch ihre ganze knabenhaft grazile Erscheinung Ungereimtheit sozusagen verströmte, liess seinen zukünftigen Mannesstolz, den wiederum er später nie so zu nennen wagte, schmerzhaft zusammensucken.⁵⁷⁸

Auf diese Weise gedemütigt und an seine eigene körperliche Beeinträchtigung erinnert, richtet sich sein ‚wissenschaftliches‘ Augenmerk fortan auf die pathologisierende ‚Beobachtung und Behandlung nichtsesshaften Krankenguts‘⁵⁷⁹ und die ‚[d]egenerierte Ware‘⁵⁸⁰. Er wird unterstützt von Gottlob Abderhalden, dessen Aufsätze eine inhaltliche Nähe zu Publikationen Josef Jörgers aufweisen: Abderhalden hat sich mit Schriften zur Heredität des ‚moralischen Schwachsinn bei Vagantensippen‘, mit seinen Ausführungen zum ‚auffällig wiegenden Gang der Sippe Zero als psychologische oder psychopathologische Verhaltensradikale, unter Berücksichtigung aller wichtigen geophysischen Veränderungen der von den Probanden als Aufenthaltsort bevorzugten Bergregionen sowie der Struktur der den Probanden eigenen Geopsychologie in Korrelation zu dieser Region‘⁵⁸¹ und dem Aufbau eines ‚rassenhygienischen Archivs‘⁵⁸² einen Namen gemacht.⁵⁸³ Auch im Fall Abderhaldens, dessen eigener Gang sich durch etwas ‚Wälzende[s], Schleifende[s]‘⁵⁸⁴ auszeichnet, wird die Pathologisierung der von ihm

⁵⁷⁶ Mehr: *Zeus*, S. 20.

⁵⁷⁷ Mehr: *Zeus*, S. 22f.

⁵⁷⁸ Mehr: *Zeus*, S. 24

⁵⁷⁹ Mehr: *Zeus*, S. 77.

⁵⁸⁰ Mehr: *Zeus*, S. 133.

⁵⁸¹ Mehr: *Zeus*, S. 32.

⁵⁸² Mehr: *Zeus*, S. 155.

⁵⁸³ Mehr: *Zeus*, S. 103f.

⁵⁸⁴ Mehr: *Zeus*, S. 35.

untersuchten Patienten als Projektion selbstempfunder Mängel⁵⁸⁵ und sein Engagement in der Irrenanstalt (vor allem in Form freiwilliger Nachtdienste) als bloßer Ausdruck eines sinnentleerten Daseins und einer Angst vor dem Alleinsein entworfen.⁵⁸⁶

Zahlreiche Unterkapitel haben die schriftlichen Produkte der Beschäftigung mit der „degenerierten Ware“ und damit verbunden die Bildung von wissenschaftlichen Netzwerken, Einstellungspraktiken⁵⁸⁷ sowie die Popularisierung der jeweiligen Argumentations- und Deutungsmuster zum Thema, die ihrerseits als Produkte einer Anbiederung an den Zeitgeist ausgewiesen werden:

Aufsätze ähnlichen Inhalts waren damals, als Gottlob Abderhalden seinen verfasste, durchaus in Mode. Kein anständiger Philanthrop, und zu dieser seltenen Sorte zählte sich auch der Hobbyanthropologe Abderhalden, konnte sich diesem Themenkreis verschliessen, wollte er sich nicht dem Verdacht aussetzen, die wahren Bedrohungen des modernen Menschen verkannt zu haben. Während sich andere in der Zeit der Studien mit Käse und Küssen durchschlugen und der Heiterkeit frönten, frönte Studiosus Abderhalden hochkarätigen Grübeleien über die Bedrohung des Menschen, für den er sich selbst hielt und der mit anderen zusammen eine Mehrheit ergab.⁵⁸⁸

Im Fall der Dissertation Wasserfallens wird diese zwar (ebenso wie im Fall Benedict Fontanas) zunächst von einem ersten Doktorvater aufgrund „veralteter“ Theorien abgewiesen⁵⁸⁹, zehn Jahre später jedoch von einem anderen Professor angenommen, und die beiden Anstaltsleiter können trotz des „Ende[s] faschistischer Rassentheorien im Nachbarland“⁵⁹⁰ in der Klinik Narrenwald ungehindert weiterforschen und Maßnahmen treffen, „die dem erforschten Patientengut nur allzu oft Verstand und Fruchtbarkeit raubten.“⁵⁹¹

Neben den Qualifikationsarbeiten der beiden Anstaltsleiter Wasserfallen und Abderhalden und den von ihnen in Zeitschriften publizierten Aufsätzen sind es vor allem die Krankenakten, die nicht nur die Grundlage dieser Publikationen bilden, sondern die in ihrer schriftlichen Form, bzw. in ihrer Funktion als Dokument den angeblichen „moralischen

⁵⁸⁵ Vgl. a. Mehr: *Zeus*, S. 138f.

⁵⁸⁶ Mehr: *Zeus*, S. 157.

⁵⁸⁷ „Jeder seiner Vorgänger hatte sich mit den Erscheinungsformen abnormen Andersseins beschäftigt, hatte geforscht, bewertet, aktualisiert, versehen mit den Privilegien der in kantonale Anstalten eingebundenen Wissenschaftler.“ Mehr: *Zeus*, S. 32. Auch die „Schwester für Alles“, Karoline Presskopf, verdankt ihre Einstellung in der Klinik dieser Art von Seilschaften: dem Umstand, dass ihr Mann, Gerichtsmediziner, einen offensichtlichen Behandlungsfehler der beiden Anstaltsleiter verschweigt und sich der Pflichtenkollision von Berufsethos und kollegialer Loyalität durch Selbstmord zu entzieht.

⁵⁸⁸ Mehr: *Zeus*, S. 32.

⁵⁸⁹ Mehr: *Zeus*, S. 79.

⁵⁹⁰ Mehr: *Zeus*, S. 78.

⁵⁹¹ Mehr: *Zeus*, S. 78. Zur Dimension dieser Maßnahmen in der tatsächlichen psychiatrischen Praxis in der Schweiz vgl. Huonker: „*Moralisch Defekt*“.

Schwachsinn' der Patienten geradezu festschreiben und so letztlich selbst Beweischarakter erhalten⁵⁹². Auch die Aktenführung ist – ebenso wie die Publikationen – durch eine willkürliche Auswahl und Bewertung von Informationen über die Patienten gekennzeichnet, sie erscheint weniger als Instrument zur Dokumentation von psychiatrischer Diagnose und Behandlung (was eine Kontrolle durch Dritte ermöglichen würde), sondern die Krankenblätter werden „flüchtig und unvollständig“ ausgefüllt⁵⁹³, die Bezeichnungen der verwendeten Psychopharmaka sind „unleserlich“ geschrieben⁵⁹⁴ und Zusammenhänge werden erklärtermaßen „vereinfacht“ dargestellt:

Oft müsse man ja allzu verworrene Einträge nachträglich löschen, andere anonymisieren, da nun neuerdings das Patientenrecht auch die Einsicht in persönliche Krankenakten vorsehe und viele Einträge nicht geeignet seien, die Betroffenen besonders zu erfreuen. Es handle sich bei den Personen zudem nicht selten um solche mit schwersten hereditären Belastungen und unterdurchschnittlicher Intelligenz, was Vereinfachungen in den Krankenakten zumindest menschlich gebiete und rechtfertige.⁵⁹⁵

Bevorzugt werden ganze „Sippen“ psychiatrisch begutachtet, um den Nachweis der Heredität der konstruierten Geisteskrankheit zu führen. Die praktischen Folgen dieses ‚wissenschaftlichen‘ Interesses, das die Internierten vor allem als Forschungsvorrat begreift⁵⁹⁶, sind neben der Gabe von Psychopharmaka auch Elektroschocks und Lobotomien. Maßnahmen, die häufig selbst als Ursache der auffälligen Verhaltensweisen der Patienten in den Blick kommen und die nicht zuletzt zur Disziplinierung eingesetzt werden, wie auch im Falle Rosas:

Schliesslich sei, zu ihrem [Rosas] eigenem Besten, als Heilungsversuch nur noch die Gehirnoperation in Frage gekommen, und die habe sein Kollege, Doktor Belo Gutschwanger, fachgerecht durchgeführt. Eine Künstlerarbeit. Aber die Zwiebelbuch, kaum aus dem Tiefschlaf erwacht, habe sich den Verband vom Kopf gerissen, sei aus dem Bett gestürzt, und – es sei gespenstisch gewesen – ein Gelächter habe sie geschüttelt, ein Gelächter, versuchte Wasserfallen den Herren mitzuteilen, das alles Menschliche habe vermissen lassen.⁵⁹⁷

⁵⁹² Wie Sara Galle und Thomas Maier ausführen, kam es etwa durch die Akten des *Hilfswerkes* „nicht nur zu einer Anhäufung, Verallgemeinerung und Festschreibung von Stigmata, sondern auch zu deren Weiterverbreitung und Fortschreibung.“ Galle/Maier: *Menschen und Akten*, S. 133.

⁵⁹³ Mehr: *Zeus*, S. 133.

⁵⁹⁴ Mehr: *Zeus*, S. 44.

⁵⁹⁵ Mehr: *Zeus*, S. 103.

⁵⁹⁶ „Der Fundus, aus dem diese Beamten schöpfen konnten, war eine Fülle von Menschenmaterial, das sich in solchen Kliniken ansammelte und oft Jahre zur Verfügung stand.“ Mehr: *Zeus*, S. 32f. Ist dieser „Fundus“, „ausgeforscht“, wird nach neuem „Menschenmaterial“ Ausschau gehalten, und seien es revoltierende Studenten, angesichts derer Abderhalden sich ebenso die Frage stellt, „was denn da an Erbgut vorhanden sei an minderwertigem, dass eine ganze Generation recht eigentlich vertiere.“ (Mehr: *Zeus*, S. 104.)

⁵⁹⁷ Mehr: *Zeus*, S. 106.

Die Lobotomie wird als angeblicher Heilungsversuch just in dem Moment in Erwägung gezogen, als Rosa den Anstaltsleitern die fahrlässige und tödliche Medikation der Hausiererin Kunigunde Waser vorwirft⁵⁹⁸, mit der sie das Zimmer geteilt und die ihrerseits den Anstaltsfrieden zu stören gedroht hatte, indem sie von ihrem Recht auf Akteneinsicht Gebrauch gemacht und auf das Gelesene mit einem „hysterischen“ Asthma-Anfall reagiert hatte.

Aber nicht nur die ‚wissenschaftliche‘ Beschäftigung der Psychiater mit Nicht-Sesshaften wird – auf der Handlungsebene – als von Zufällen bestimmt und damit als kontingent ausgewiesen, sondern *prima vista* auch der Verlauf der Ereignisse, die zum Kulminationspunkt der Handlung führen, der Tötung des Anstaltsinsassen Zweierlei/Zeus durch Rosa Zwiebelbuch/Thetis. Die Zufälle, die diesen, an einer mythischen Vorlage orientierten Handlungsverlauf ermöglichen, seien kurz zusammengefasst: Der spätere Zeus tritt unter dem Namen Zweierlei in die psychiatrische Klinik ein, die Benennung als Zeus erfolgt erst in der Klinik durch einen Mitpatienten⁵⁹⁹, der allerdings von der Begegnung zwischen Zweierlei und Rosa im Atelier des Glasaugenmachers Stauch nichts wissen kann. Rosa erhält das Glasauge, ihr Thetis-Attribut, von ihrem Arbeitgeber Stauch, bevor es überhaupt zu einem Zusammentreffen zwischen Rosa und Zweierlei alias Zeus gekommen ist⁶⁰⁰. Das spätere Arbeitsverhältnis bei Stauch verdankt sich ebenfalls einem Zufall, und zwar dem Umstand, dass Stauch bei einer seiner Geschäftsreisen Rosas abgelegenen Heimatort besucht und dort in einer Gaststätte auf Rosas Vater trifft, der bei einer „vaterländischen Schießübung“ am Tag der Geburt seiner Tochter durch den Querschläger eines Mitglieds einer „Landfahrsippe“ selbst ein Auge verloren hat und von Stauch ein Kunstauge angefertigt bekommt.⁶⁰¹ Zufällig bewohnen Rosa und Zweierlei in Stuttgart, wo Rosa mittlerweile bei Stauch angestellt ist, die gleiche Pension, so dass Zweierlei auf sein späteres Vergewaltigungsopfer aufmerksam werden kann.⁶⁰² Zufällig enden Rosa und Zweierlei in der gleichen psychiatrischen Klinik – Rosa, weil sie das bei der Vergewaltigung durch Zweierlei gezeugte Kind umbringt, Zweierlei, weil er sich freiwillig einliefert, um sich seiner Unsterblichkeit zu entledigen, bzw. seinem Leben ein Ende

⁵⁹⁸ Mehr: *Zeus*, S. 43 und 105 f.

⁵⁹⁹ Mehr: *Zeus*, S. 38.

⁶⁰⁰ Mehr: *Zeus*, S. 98.

⁶⁰¹ „Auf die Beiz habe man schliesslich auch nicht schießen können, so sei denn als Standort für die Sandsäcke nur der Bereich vor dem Felsen in Frage gekommen. Ausgerechnet der Plur habe seinen Sack verfehlt, den Zigeunerlockensack habe der Plur verfehlt, und die Kugel sei auf dem Felsen oder Findling aufgeprallt und ihm, Jakob Zwiebelbuch, ins rechte Auge gesprungen, ohne Voranmeldung. [...] Zehn Jahre Verwahrung hielten die Büttel des Rechts [aufgrund „schwerer Körperverletzung mit besonders verwerflicher Absicht“] für angemessen. [...] Der Johann verendete im Gefängnis, eine Grabstätte war für derlei Gesindel nicht vorgesehen, also keine Blumen, keine Tränen und kein Gedenken. Mehr: *Zeus*, S. 74ff.

⁶⁰² Mehr: *Zeus*, S. 233.

setzen zu lassen. Zufällig erscheint Stauch, nachdem er sich jahrelang nicht um Rosas Verbleib gekümmert hat, just zu dem Zeitpunkt in der Klinik, als Rosa sich ihr eigenes Auge (nach einem prometheischen Feuerdiebstahl in Form von Streichhölzern⁶⁰³) mit einer Zigarette ausgebrannt hat, um das bisher unbearbeitete Glasauge fertig zu stellen und Rosa damit buchstäblich „die Augen zu öffnen“.

Dieser Hervorhebung von Zufällen auf der Handlungsebene steht die erzählerische Vermittlung der Ereignisse in Form einer heterodiegetischen, zwar häufig intern fokalisierten, jedoch vollkommen dialogfreien Erzählweise diametral gegenüber, die den Gang der Ereignisse in einem gänzlich anderen Licht erscheinen und Parallelen zur Aktenführung der beiden Anstaltsleiter erkennen lässt. In zahlreichen direkten metafikcionalen Kommentaren weist die Erzählinstanz, die an anderer Stelle zunächst den „Hang zur Dramatisierung“ als folgenreichste aller menschlichen Eigenschaften bezeichnet hat⁶⁰⁴, wiederholt auf den Zusammenhang zwischen dem Fortgang der Handlung und dem eigenen gestalterischen Willen hin:

Hier sei ein kurzer Einschub gestattet. Es könnte ja sein, in einer anderen Geschichte, dass sich der Störmetzger Jakob Zwiebelbuch und der Augenmacher Stauch in ihrem Leben nie begegnen [...]. Aber weil nun einmal Rosa Zwiebelbuch in absehbarer Zeit ihr ganz persönliches Schicksal antreten muss, und deshalb der Beihilfe nicht nur ihres Erzeugers, sondern auch jener des Augenmachers Adolf Stauch bedarf, müssen sich die beiden begegnen, ansonsten das Schicksal der Rosa Zwiebelbuch sich möglicherweise auf andere, weit erfreulichere oder noch tristere Wege – wer kennt schon die letzten Nuancen der Tristesse? – begeben hätte.⁶⁰⁵

Aussagen der Figuren werden ausschließlich in indirekter Rede wiedergegeben, was deren mögliche Formung und Korruption durch die Erzählinstanz nahe legt. Auch auf diesen Aspekt der Bevormundung wird mit metafikcionalen Kommentaren hingewiesen. So reklamiert die Erzählinstanz für sich, in Rosa Zwiebelbuchs Namen über den Moment ihrer Zeugung (gemeint ist eigentlich: das familiäre Milieu) zwecks „Verständnis[s] ihrer späteren Lebensstationen“ zu sprechen, d.h. um gemäß einer gängigen psychiatrischen, familienanamnestischen Praxis einen Kausalzusammenhang zwischen genetischen Anlagen, psychosozialen Faktoren und (krimineller) Laufbahn bzw. „Geistesschwäche“ herzustellen.⁶⁰⁶ Ein Verfahren, dessen sich auch Wasserfallen bedient:

⁶⁰³ Mehr: *Zeus*, S. 143.

⁶⁰⁴ Mehr: *Zeus*, S. 15. Diese Stelle liest sich zudem wie ein Kommentar zu dem gescheiterten Versuch in *Das Licht der Frau*, dem Bericht über die beiden Stierkämpferinnen Anna und Tencha eine „dramatische Pointe“ abringen zu wollen.

⁶⁰⁵ Mehr: *Zeus*, S. 69.

⁶⁰⁶ Mehr: *Zeus*, S. 15.

[W]ie die Krankengeschichten seiner verstorbenen Patienten, deren Ruhezustand allerdings als ein begrenzter gesehen werden musste, da man sie beim Auftauchen eines weiteren Familienangehörigen in der Anstalt selbstredend wieder benötigte. Das ersparte eine neue Anamnese und gab Aufschluss über die familienspezifischen, immer wieder auftretenden Minderwertigkeiten.⁶⁰⁷

Im Falle Zeus' bieten die Akten nur wenig familienanamnestisch Verwertbares in Form einer „sanfte[n] und arbeitsame[n]“ Mutter und eines Vaters mit einer Vorliebe für „das braune Gedankengut“. Dieser Hinweis wird vom Psychiater „missmutig“ zur Kenntnis genommen, scheint er doch bei konsequenter Anwendung der Erbllichkeitsthesen einen Zusammenhang von nationalsozialistischer Gesinnung und „Geisteskrankheit“ nahe zu legen⁶⁰⁸. Abderhalden muss sich daher bei der Diagnosestellung vornehmlich auf eigene Beobachtungen stützen, während im Fall Rosa Zwiebelbuchs bereits auf die Akte des Vaters zurückgegriffen werden kann:

Weil das Kantonsspital sich mit der Begründung, es handele sich bei Zwiebelbuch um einen offensichtlich Geisteskranken, und für Geisteskranke sei bekanntlich Narrenwald zuständig, weigerte, den WieauchimmerKranken aufzunehmen, kam Bonifatius Wasserfallen unvorbereitet und plötzlich in den zumindest wissenschaftlich relevanten Genuss, den Vater seiner späteren Gebenedeiten, der Rosa Zwiebelbuch, kennenzulernen.⁶⁰⁹

Der offenkundigen Willkür, mit der die Erzählinstanz mit ihren Figuren und die Anstaltsleiter mit den von ihnen beschriebenen Patienten verfahren, liegt eine Lust an kontrollierender Autorschaft zugrunde, über die es hinsichtlich der Krankenberichte und der „Gemeinsamen“ (gemeint ist die von den Anstaltsleitern gemeinsam schriftlich niedergelegte Diagnose) zwischen Abderhalden und Wasserfallen regelmäßig zum Streit kommt.⁶¹⁰ Besiegelt wird mit diesen Schriftstücken im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung jedoch nicht nur das „Schicksal“ der Beschriebenen, sondern der Akt der Verschriftlichung ist vielmehr unabdingbare Voraussetzung für die Verbreitung und Institutionalisierung des Wahrheitsdiskurses selbst:

Die Gemeinsame, so würde Wasserfallen einem Laien erklären, ist dem Irrenarzt, was dem Mathematiker ein mathematische Größe, sie zu finden, ein sakraler Akt. Einmal geboren, ist sie nicht mehr aus der Welt zu schaffen, kalt, in einsamer Gleichgültigkeit füllt sie das Papier. Magd alles Erdachten und Erfundenen, nimmt sie auf, schützt vor dem Vergehen, und wenn dann das Papier weitergereicht,

⁶⁰⁷ Mehr: *Zeus*, S. 253.

⁶⁰⁸ Mehr: *Zeus*, S. 161.

⁶⁰⁹ Mehr: *Zeus*, S. 120f.

⁶¹⁰ „Wasserfallen betrachtete das Gesicht des Konkurrenten [Abderhalden] mit einigem Widerwillen, man würde sich wohl, einmal mehr, um die Autorschaft des zu schreibenden Krankenberichts streiten. Wasserfallen hasste diese ewigen Auseinandersetzungen, er war im Grunde seines Herzens ein friedliebender Mensch, wenn man ihm nur selbstverständlich und möglichst wortlos das Berichteschreiben überliesse, die Autorschaft also über das tägliche Geschehen in seiner Anstalt.“ Mehr: *Zeus*, S. 257.

herumgeboten, in der Universitätsbibliothek aufbewahrt, vom Computer abgerufen, in Schulbüchern nachgelesen, von Lehrkräften wiedergekaut oder den angehenden Doktoranden nach Strich und Faden eingebläut werden kann, ist der Schöpfer dieser Papiere ein Held, selbst eine Grösse, was Irrenärzte betrifft.⁶¹¹

Die „alleinregierende“ Autorschaft, um die Wasserfallen und Abderhalden hinsichtlich der Aktenführung ringen, hat die Erzählinstanz bereits inne, *sie* ist alleinregierend und konkurrenzlos und macht von diesem Status nach Belieben Gebrauch.

Durch die Parallelführung der vollkommen dialogfreien, heterodiegetischen Erzählhaltung mit dem hegemonialen Erzählgestus Wasserfallens und Abderhaldens wird das Gewaltmoment sowohl psychiatrischer Aktenführung als auch dasjenige ästhetischer Imagination inszeniert und kommentiert. Kontingentes wird eingeebnet, Erzählinstanz und Psychiater fügen willkürlich selektierte und interpretierte Informationen über Patienten bzw. Protagonisten zu einem Narrativ zusammen, schaffen – einmal auf der Folie eines selbst entworfenen Krankheitsbildes, einmal auf der Folie der griechischen Mythen um Zeus – Kausalzusammenhänge, die das Krankheitsbild in einem Zirkelschluss bestätigen bzw. eine erzählerische/dramatische Pointe verfolgen.

Mythos, Logos, Schrift

Ein Element des antiken Mythos um Zeus und Thetis bildet die Handlungsgrundlage des Romans, bzw. fungiert als Handlungsmotiv des Hauptstranges der Erzählung. Der Bezug zum Mythos ist in demjenigen Überlieferungsweig zu sehen, der das Themis-Orakel enthält: dieser Tradierung zufolge lässt Zeus nur deshalb von der von ihm begehrten Thetis ab, weil ihm Themis weissagt, ein Sohn aus dieser Verbindung werde stärker sein als der Göttervater selbst.⁶¹² Diese in der Überlieferung angedeutete Möglichkeit eines Sturzes des übermächtigen Zeus' wird in Mehrs Roman mit einigen Verschiebungen aufgenommen, die Vergewaltigung findet statt und wird in der Logik der Erzählung zum Ausgangspunkt der unausweichlich folgenden Ereignisse. Zeus wird jedoch nicht von dem aus dieser Verbindung hervorgegangenen Sohn, sondern von Thetis/Rosa selbst getötet. Der Sohn, der in zweifacher Hinsicht als göttlicher Sohn gekennzeichnet ist, zum einen als Nachkomme

⁶¹¹ Mehr: *Zeus*, S. 153.

⁶¹² Vgl. Paulys *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Zweite Reihe, Elfter Halbband, Stuttgart 1968, s.v. *Thetis*.

Zeus', zum anderen als christlicher „Gottessohn“, fällt der Mutter bereits als Säugling zum Opfer. Der Doppelmord Rosas beendet auf diese Weise gleich zwei göttliche Laufbahnen, und die mythische wie die christliche göttliche Unsterblichkeitsidee sowie das damit verbundene ‚männliche‘ Herrschaftsprinzip werden im Keim erstickt. Die Aufhebung der Idee göttlicher Unsterblichkeit erscheint dabei als eigentliches Erzählprojekt, zu dessen Erfüllungsgehilfen die Romanfiguren von der Erzählinstanz gemacht werden, und dies mit dem ausdrücklichen Einverständnis von (zumindest) Zeus selbst. Zweierlei/Zeus wird als einziger Figur im Roman ein eigener, nicht von der Erzählinstanz überformter Äußerungsmodus zugestanden, was durch in Kapitälchen gesetzte bzw. mit Asterisk versehene Passagen gekennzeichnet ist. Folgt man dem „Quellenhinweis“ am Ende des Romans, handelt es sich bei den entsprechenden Textstellen „um wortgetreue Zitate aus den Schriften des Poeten Gilbert Tassaux“, der „in der psychiatrischen Klinik Waldau in Bern [...] von einem Mitpatienten erschlagen“ wurde, sich selbst oft „Zeus“ nannte und dem die Autorin die Geschichte „verdankt“. ⁶¹³

Das *qua* abgewandelter mythischer Erzählfolie vorab beschlossene Ende Zeus' nimmt seinen Anfang mit der Selbsteinlieferung Zweierleis in die Irrenanstalt Narrenwald, wo er von einem Mitpatienten den Namen des olympischen Göttervaters erhält und vorausdeutend von Rosa Zwiebelbuch (zu diesem Zeitpunkt noch nicht „Thetis“) in die Wade gebissen wird, so dass die weiteren Geschehnisse ihren Lauf nehmen können:

Es war der epische Sprachstrom seiner Erhalter, dieser Zwangsneurotiker der Verse und Hymnen, der ihn ohne sein Einverständnis seit Jahrtausenden am Leben erhielt – man denke nur an die mittlerweile selbst unsterblich gewordene „Ilias“ Homers [...]. Ja, selbst Dürrenmatt [...] beschäftigte sich über Gebühr mit seinen eigens und nur zu seinem persönlichen Vergnügen geschaffenen Geschöpfen, Launen des Augenblicks. ⁶¹⁴

Die Unsterblichkeit der Idee von einem omnipotenten, unsterblichen Gott, womit ausdrücklich nicht nur auf Zeus, sondern auch auf die christliche Gottesvorstellung verwiesen wird ⁶¹⁵, verdankt sich also vornehmlich ihrer Jahrhunderte langen schriftlichen Fixierung und Tradierung und damit eines fortwährenden Existenzbeweises, der jeglicher materieller Grundlage entbehrt und sich somit im Sinne Christina von Brauns als Ausdruck

⁶¹³ Mehr: *Zeus*, S. 271.

⁶¹⁴ Mehr: *Zeus*, S. 49.

⁶¹⁵ Mehr: *Zeus*, S. 89: „Das menschliche Gehirn war offenbar nicht fähig, die wahre Grösse des Göttlichen zu erfassen, hiess es nun Zeus oder Gottvater wie sein Konkurrent, der er ja auch war.“

„projektiver“ Vorstellung lesen lässt, die untrennbar mit der Möglichkeit der Materialisierung von Abstraktem, die das Medium Schrift erlaubt, verbunden ist:

Mit der Schrift entsteht die „projektive“ Vorstellung, das heißt die Vorstellung, daß das Denken sich von der Realität zu lösen und eine eigene Existenz zu führen vermag. Als solche vermittelt sie auch die Hoffnung, daß es eine Existenz, ein Leben gibt, das sinnlich nicht wahrnehmbar ist und das, wie die Zeichen der Schrift, nicht der Vergänglichkeit ausgesetzt sind. [...] Die Schrift barg gleichsam die Hoffnung, der Mensch könne unsterblich werden – wenn er bereit sei, selber zum „Symbol“ zu werden: seine Realität von der sinnlich wahrnehmbaren zu lösen. [...] Die „Vatergottheiten“ entstehen [...] mit der „projektiven“ Vorstellung und den „projektiven“ Mythologien, die ihrerseits eng mit der Einführung der Schrift zusammenhängen. [...] Der kretische Zeus zum Beispiel ist im Gegensatz zum Zeus der Griechen ein junger und *sterblicher* Gott, der jedes Jahr feierlich begraben wird und wieder aufersteht.⁶¹⁶

Folgt man Christina von Braun weiter, bemächtigt sich der Logos der Schrift, um mit der durch sie ermöglichten Materialisierung von Abstraktem seine Herrschaft über die Materie anzutreten:

Das Primat des Geistigen hat nicht nur die Trennung von Geist und Materie herbeigeführt, es hat auch die gewalttätige Herrschaft des Geistigen *erforderlich* gemacht. Die Notwendigkeit des Geistes, seine Macht über die Materie sichtbar zu machen, ist der Ursprung jeder kolonialen Eroberung und Aneignung. [...] Der Grund für diesen missionarischen Eroberungsdrang – und auch für die Gewalt, die das Abendland in seinem Eifer entfaltete – liegt in der Abstraktion der Schrift, die in keiner Kultur so weit vorangetrieben wurde und auch in keiner anderen Kultur zu einer solchen Abstraktion des Denkens von der sinnlich wahrnehmbaren Realität geführt hat. Ein solches Denken bedarf notwendigerweise der Materie, der sinnlich wahrnehmbaren Realität, um sich darzustellen. Daher der Eroberungsdrang, der in Wirklichkeit dem Wunsch entspringt, sich der Materie als Mittel des Existenzbeweises zu bedienen und des „Fremden“ als des Gegenbeweises zu entledigen.⁶¹⁷

In modifizierter Form, insbesondere hinsichtlich der reinen Negativkonnotation des Schriftlichen, lassen sich diese Überlegungen für die Analyse des *Zeus oder der Zwillingsston* zugrunde liegenden poetologischen Konzepts fruchtbar machen, fasst man „Schrift“ auf als Voraussetzung für die besondere Ausprägung und Ausdrucksmöglichkeit eines (erzählerischen) Gestaltungs- und Formwillens, für überzeitliche, lineare, Kontingenzen einebnende Narrative bzw. Meistererzählungen sowie für die Ausbreitung und Durchsetzung von Wahrheitsdiskursen und deren, mit Realitäten schaffenden Praktiken verknüpfte, Institutionalisierung.

⁶¹⁶ Braun, Christina von: *NICHT ICH. Logik, Lüge, Libido*. 7. Aufl. Frankfurt am Main, 1999. Kapitel II, passim.

⁶¹⁷ Braun: *NICHT ICH. Logik*, Kapitel II, passim.

Neben der Verwendung des Zeus/Thetis-Mythos als gesamtstrukturbildendem Prinzip lässt sich die „gewalttätige Herrschaft des Geistigen“ bzw. „Schriftlichen“ am Umgang der ‚Wissenschaft‘, vertreten durch die Psychiater Bonifatius Wasserfallen und Gottlieb Abderhalden, mit den „geistig Kranken“ bzw. den Zigeunern nachvollziehen, die sich dem Primat des als überlegen auftretenden Geistigen durch ihre Geisteskrankheit gerade widersetzen bzw. dessen Anfälligkeit und eben auch Vergänglichkeit vorführen: „Irrsinn als Waffe, hatte Wasserfallen kürzlich gelesen, der Satz stammte aus dem Pamphlet eines Patienten, Irrsinn als Waffe sei die schrecklichste aller denkbaren Waffen, das letzte Mittel, sich als Individuum zu erhalten.“⁶¹⁸ Denn der „Irsinn“ der Geisteskranken in Narrenwald ist reine Imitation bzw. Performanz der zugeschriebenen Symptome und somit eine widerständige Praxis, die den Psychiatern den eigentlichen Zugang zu ihren Patienten verwehrt und sie stattdessen mit den Produkten ihrer eigenen Phantasie beschäftigt:

Untergebene, welcher Systeme auch immer, bedürfen spezieller Schutzvorrichtungen, ganz im Gegensatz zur Macht, die sich allenthalben frei entfaltet. Im übrigen überliess man die Herren ihren gescheiterten Grübeleien, liess sie gewissermaßen am eigenen Double üben, das man hervorkehrte und mit Gestik und Sprache versah, die dann gewissenhaft analysiert und katalogisiert wurden. Wissenschaftlich. Mit immer grösseren Aktenbergen gewann die eigenen Person an innerer Autonomie. Nur Frischlinge lassen sich in die Karten schauen.⁶¹⁹

Zeus ließe sich, wie gezeigt, mit Christina von Braun als Ausdruck eines solchen „projektiven Denkens“ und menschlicher/männlicher Allmachtsphantasien verstehen, als Idee der Unsterblichkeit, die in dieser Form erst mit einer Verschriftlichung des Mythos eintritt und *ad infinitum* im Medium Schrift fortbesteht. – Es sei denn, der Abstraktionsprozess würde rückgängig gemacht, die Idee materialisiere sich erneut und verlasse den Bereich der Abstraktion bzw. Schriftlichkeit und damit auch der Unsterblichkeit. In *Zeus oder der Zwillingston* geschieht dies auf der Handlungsebene in der Figur des vermeintlich omnipotenten, unsterblichen Zeus, der sich seiner Unsterblichkeit aber gerade entledigen will. Zu körperlicher Materie und damit *per se* sterblich geworden, fällt er seinerseits dem gewalttätigen Herrschaftsbestreben des Geistigen – in *Zeus oder der Zwillingston* als Großhirn bezeichnet, „allmächtig, wie zu andern Zeiten nur Götter waren“⁶²⁰ – zum Opfer:

Die materialisierte Idee in Form eines sterblich gewordenen Zeus muss als „fixe Idee“, als Geisteskrankheit stigmatisiert und bekämpft werden, um im Gegenzug die Unsterblichkeitsidee unangetastet lassen zu können.

⁶¹⁸ Mehr: *Zeus*, S. 252.

⁶¹⁹ Mehr: *Zeus*, S. 31.

⁶²⁰ Mehr: *Zeus*, S. 250.

Folgt man dem Gedanken, dass „Schrift“ Vorstellungen von Grenzenlosigkeit und Unsterblichkeit nähren kann, indem sie es erlaubt, Ideen, Mythen, Deutungsmuster etc. dauerhaft und über das Leben einzelner Menschen/Erzähler hinaus zu fixieren und bei Belieben darauf zurückzugreifen, um Kontrolle auszuüben und sich der „Materie“ zum Zweck des eigenen Existenzbeweises zu bedienen, so geschieht dies im „Großhirn Irrenanstalt“ mittels der Produktion von schriftlichen Dokumente und Datensammlungen, die zugleich Ursache und Effekt der Kontrolle der „Körper“ der als wahnsinnig Beschriebenen sind:

Das Grosshirn ist, in welcher Gestalt auch immer – in diesem Fall handelt es sich nach wie vor um das Grosshirn Heil- und Pflegeanstalt -, allgegenwärtig, es hortet die seine Zukunft sichernden Daten zu gewissen Kleinhirnen über deren Abgabe an andere Institutionen oder an die Allgemeinheit hinaus. Es ist jederzeit in der Lage, sich diese heimlich gehorteten Materials bei Bedarf zu bedienen. Seine Allgegenwärtigkeit ist omnipotent, zum Nutzen der Kleinhirne, denen, man stelle sich diese Ungeheuerlichkeit einmal vor, sonst möglicherweise gar keine Beachtung zuteil würde, was wiederum zu deren Nichtexistenz, zum völligen Verschwinden aus dem väterlichen Grosshirn führen würde.⁶²¹

Die Materialisierung des Zeus' als Personifikation der Unsterblichkeits- und Omnipotenzidee des Großhirnes und Zeus' Wunsch, sich dieser Unsterblichkeit zu entledigen, muss vom Großhirn als krankhafte Abweichung stigmatisiert, sein Ausbruchsversuch aus dem unsterblichen Bereich des Schriftlichen, der „griechischen Metrik“, sanktioniert und Zeus wieder in den Bereich des Schriftlichen überführt werden, und zwar in Form psychiatrischer Aktenprosa.

Die Verbannung des materialisierten Zeus' in den Bereich der Geisteskrankheit und die damit verbundenen Repressalien belegen aber gerade die Existenz eines übermächtigen Unsterblichkeits- und Omnipotenzwunsches, der nicht angetastet werden darf, und offenbaren so das Großhirns als das eigentlich „Krankhafte“ :

Weder Wasserfallen noch Abderhalden hätten ihn [Zeus] von der Gesundung des Großhirns überzeugen können, das eine Institution wie diese und andere und der Staat an sich darstellten oder die Gemeinschaft oder Gesellschaft. Ein derart gesundetes Großhirn hätte ihn, Zeus, ohne weiteres entlassen können. Das Gegenteil sei geschehen, das Großhirn habe ihn als Idee übernommen und durch leichtsinnige Vergabe verschiedenster Foltern bewiesen, dass er als Idee in ihren Köpfen lebe, während sie seine angebliche Krankheit zu behandeln glaubten. Ihre Behandlung beweise nichts anderes als seine Existenz, und dieser Existenz habe er sich entledigen wollen.⁶²²

⁶²¹ Mehr: *Zeus*, S. 251.

⁶²² Mehr: *Zeus*, S. 254.

Zeus' Wunsch nach Sterblichkeit hat seinen Ursprung im Wissen um die Unausweichlichkeit seiner, ihn unsterblich machenden schriftlichen Fixierung als „Idee“ anderer: „[...] Zeus wusste aus Erfahrung, dass er, als Idee eines anderen und weiterhin in metrischen Gesängen gefangen, kaum auf Erlösung hoffen konnte.“⁶²³

Die „Erlösung“ wird ihm schließlich durch die von ihm vergewaltigte Rosa Zwiebelbuch alias Thetis zuteil, die von der Erzählinstanz mit den entsprechenden Voraussetzungen zur Erfüllung dieser Rolle ausgestattet wird. Als unerwünschter Tochter – bzw. „vaterländische[r] Ohrfeige“⁶²⁴ – des Metzgers Zwiebelbuch, der eigentlich „zukünftige Söhne zum Heile Helvetiens“⁶²⁵ hatte zeugen wollen und der sich bei „vaterländischen Schießübungen“ auf imaginierte bzw. selbstgebastelte „Fremde“⁶²⁶, bei seinen „Samenverschüttorgie[n]“⁶²⁷ und beim Schlachten von Tieren⁶²⁸ rein privaten Allmachtsphantasien hingibt, eignet ihr von Geburt an die Vorstellung ihrer selbst als einer defizitären Existenz, die sie – zusammen mit dem Mädchennamen ihrer Mutter, Lamm – zum Objekt bzw. Opfer der Selbstverwirklichungsphantasien anderer geradezu prädestiniert – und somit auch zur Verwirklichung des Erzählprojekts der Erzählinstanz selbst. Die Erzählung vom „Schicksal“ Rosa Zwiebelbuchs erhält ihre Logik und Kohärenz durch die Wiederkehr des Leitmotivs „Uniform“, das ‚männliche‘ Gewalt symbolisiert. Bereits der Akt ihrer Zeugung findet im Schatten des väterlichen „Soldatengewandes“ und mit der Erkennungsmarke um den väterlichen Hals statt. Bevor Zeus/Zweierlei Rosa vergewaltigt, hat dies bereits der Vater getan⁶²⁹, der Übergang der Rolle des Vergewaltigers von Rosas Vater auf Zeus, der ebenfalls eine Vorliebe für Uniformen hat⁶³⁰ und bei der ersten Begegnung mit Rosa die Uniform eines Hitlerjungen trägt⁶³¹, verläuft reibungslos und in Form eines schicksalhaften Wiederholungsmechanismus⁶³², wie die Erzählinstanz in einer „Randnotiz“ vermerkt:

⁶²³ Mehr: *Zeus*, S. 249.

⁶²⁴ Mehr: *Zeus*, S. 75.

⁶²⁵ Mehr: *Zeus*, S. 18.

⁶²⁶ Mehr: *Zeus*, S. 72: „In der Auswahl der Verzierungen [der als Zielscheibe verwendeten Sandsäcke] sei man grosszügig, ja schöpferisch vorgegangen. Da fand sich das Schlitzauge ebenso wie der Negerkuss, die semitische Nase neben schwarzen Zigeunerlocken, alles eben, was man drüben auszurotten gedachte bei den Germanen und das ja auch der Schweiz, diesem schönen Schatzkästlein, wie der Herr Pfarrer von der Kanzel zu schwärmen pflegte, zunehmend Sorgen bereitete: das minderwertige Pack.“

⁶²⁷ Mehr: *Zeus*, S. 16.

⁶²⁸ Mehr: *Zeus*, S. 70.

⁶²⁹ Mehr: *Zeus*, S. 94: „Die sträflich missbrauchte Vergangenheit fiel von ihr ab und auch der Untermieter Zwiebelbuch, der ihren Leib als eine ziemlich verwüstete Mansarde hinterlassen hatte.“

⁶³⁰ Mehr: *Zeus*, S. 90.

⁶³¹ Mehr: *Zeus*, S. 91

⁶³² Mehr: *Zeus*, S. 236.

Notiz 3: Spät nachts tauschen in einem Bahnhof zwei Männer Zug und Plätze. Der eine [Rosas Vater] nimmt den Zug nach Flur und den Platz des Mannes [Zeus] ein, der seinerseits den Zug nach Stuttgart besteigt und sich auf den Platz des Mannes setzt, der jetzt nach Flur fährt.⁶³³

Und auch in der „Heil- und Pflegeanstalt“ ist Rosa damit beschäftigt, eine Uniform zu nähen, „die für einen schmucken Elitesoldaten bestimmt war, der künftig die russische Botschaft in der Hauptstadt zu schützen hatte“⁶³⁴.

Stuttgart, der Wohnort von Rosas Arbeitgeber Stauch, von dem sie sich einen Ausbruch aus dem väterlichen „Käfig, den Rosa Zwiebelbuch eine Jugend lang bewohnte“⁶³⁵ erhofft, wird jedoch nicht allein wegen der Vergewaltigung durch Zweierlei/Zeus nicht zum Ort der erhofften „Befreiung“. Denn das Gewaltmoment ästhetischer Imagination, das auf der Vermittlungsebene am Umgang der Erzählinstanz mit den erzählten Figuren greifbar wird, hat auf der Eben der Handlung eine weitere Entsprechung in Stauchs Darstellung göttlicher „Liebesabenteuer“⁶³⁶. Wenngleich seine privaten Zusammentreffen mit Rosa den „schicklichen Rahmen nie verliessen“⁶³⁷ und Rosas Wunden „unter dem Blick des Adolf Stauch heilten“⁶³⁸, teilt er dennoch die Faszination für den vergewaltigenden, allmächtigen Göttervater und hat selbst daran teil, indem er die göttlichen Vergewaltigungen in Form von liebevoll und detailreich gestalteten Glasaugen im Kunstwerk ästhetisiert und den damit verbundenen Gewaltakt verschleiert:

Rosa schaute Auge um Auge, staunend, wirr und doch froh im Fühlen. Nie hatte sie solches gesehen in ihrem armen Leben als Tochter des Stürmeters Zwiebelbuch, der die Wunden mit sicherer Hand zu schlagen wusste [...]. Es fiel der unwissenden Rosa nicht auf, dass da zur Lust in den Abgründen der Pupille einer fehlt, der kein Schwan ist und kein goldener Regen, der kein Stier ist, auch wenn das manch einer noch heute vorgaukeln möchte [...]. Das hat Adolf Stauch nicht zu zeigen gewagt, dass sich der Stier unter den Platanen am Strand Kretas zu erkennen gibt als der Unberechenbare, als das [...] dröhnende Gelächter, das die Erde erzittern lässt und die Liebe zermalmt. Das wäre der Schmerz auf dem Grund eines jeden Auges, und hätte Adolf Stauch diesem Schmerz Ausdruck verliehen, es wäre die Rettung gewesen.⁶³⁹

⁶³³ Mehr: *Zeus*, S. 87.

⁶³⁴ Mehr: *Zeus*, S. 64. Auch diese Uniform hat einen Bezug zu Zeus, der noch als Zweierlei rätselhafte Nachrichten in den Briefkasten der russischen Botschaft wirft, so dass „man gewitzte Spione hinter den Notizen [vermutete], die sich mit verschlüsselten Drohungen erdreisteten, russische Staatsbürger im Außendienst zu erpressen“, woraufhin der Regierung eine Protestnote mit der Forderung nach Leibwächtern gesandt wird, deren Uniform „die weiblichen Insassen der Flurer Anstalt Narrenwald zu nähen die Ehre hatten“. Mehr: *Zeus*, S. 60.

⁶³⁵ Mehr: *Zeus*, S. 236.

⁶³⁶ Mehr: *Zeus*, S. 236.

⁶³⁷ Mehr: *Zeus*, S. 194.

⁶³⁸ Mehr: *Zeus*, S. 97.

⁶³⁹ Mehr: *Zeus*, S. 97.

Als Ursache für Stauchs „Verfehlen des Schmerzes“ werden „Leerstellen [in] seiner persönlichen Biographie“⁶⁴⁰ nahe gelegt, Folgen einer Kriegsverletzung und eigener Gewalterfahrung, an die er sich nicht zu erinnern, die er nicht zu „sehen“ vermag, zu der sein Gedächtnis jedoch über die Anfertigung der Augenprothesen stets Zugang sucht. Stauchs Amnesie scheint nicht zuletzt der Unvereinbarkeit bedrückender realer Gewalterfahrungen mit ästhetisierenden Gewaltphantasien in Form der antiken Mythen geschuldet, die ihm – einem zweifelhaften, da hypokritischen humanistischen Bildungsideal getreu – von seinem Vater ebenso wie die Toleranz „eingebläut“ wurden⁶⁴¹. Mit dem unbearbeiteten „Auge der Thetis“, das Stauch in seinem Atelier aufbewahrt und das auf die im Themis-Orakel angedeutete, aber (bislang) nicht umgesetzten Möglichkeit einer Sanktion und Beendigung göttlicher/väterlicher Willkür und Gewaltherrschaft verweist, verbindet sich so auch für den Glasaugenmacher die Hoffnung nach einem Sturz des allmächtigen Göttervaters und die Wiedergewinnung eines verlorenen Wissens um gewaltfreie „Lust“ – was allerdings wiederum nur durch einen weiteren Gewaltakt, die Vergewaltigung der Thetis, zu haben ist. Diesen Preis und die Tatsache, dass er Rosa mit dem Geschenk des Thetis-Auges zur Erfüllungsgehilfin seiner eigenen Wünsche macht (wie auch „Zeus“ oder die Erzählinstanz), scheint Stauch (trotz seiner Kenntnis der antiken Mythen) ebenso wenig in Betracht zu ziehen wie Rosa selbst, die das geschenkte Glasaug mit naiver Freude in Empfang nimmt:

Thetis: der Name schien Rosa Zwiebelbuch noch wohlklingender als die Namen der andern Augen. Thetis: geschliffener Diamant unter den Frauennamen. Thetis, die Meeresgöttin, die vor ihr war und geduldig Rosas Werden erwartete, damit ihr Los sich erfüllte. Von diesem Los allerdings wusste Rosa Zwiebelbuch nichts, unschuldig im Gemüt und ungetrübt von Wissen nahm sie das Auge, das Thetis hieß, barg es in ihrer Hand, der breiten Rosahand.⁶⁴²

Den Zusammenhang zwischen (eigener) ästhetisch überformter Gewaltphantasie und tatsächlicher Gewaltanwendung, den Stauch nur durch „Gedächtnislücken“ ignorieren kann, ahnt er jedoch auch angesichts der Vergewaltigung Rosas nicht, obwohl seine Schaffenskraft mit diesem Ereignis gebrochen scheint. Das Zerstören seiner Glasaugensammlung durch Rosa begreift er weniger als Versuch, die ästhetisch überhöhte Folie des Geschehens zu zerschlagen – „zu hehr schien ihm die Welt der Götter, deren Liebesabenteuer er zu malen versuchte“⁶⁴³ – denn als stellvertretenden Racheakt an ihrem

⁶⁴⁰ Mehr: *Zeus*, S. 67.

⁶⁴¹ Mehr: *Zeus*, S. 232. Dass es mit dieser Toleranz nicht weit her sein kann, lässt sich nicht zuletzt an Stauchs Vornamen „Adolf“ ablesen, der eine nationalsozialistische Gesinnung des Vaters nahe legt.

⁶⁴² Mehr: *Zeus*, S. 98.

⁶⁴³ Mehr: *Zeus*, S. 236.

Vergewaltiger. Jedoch sind es ebenso die Augen wie ihr Vergewaltiger selbst, die Rosa verfolgen:

Im Zimmer 21 schritt die Rosa den Raum ab, sie wollte der Augen habhaft werden, die in ihr tobten und höhnten, dieser Kunstaugen aus Glas in den zierlichen Silberschalen, mit den fremden, exotischen Namen. Auf der Frauen C schritt die Rosa, zertrat Auge um Auge auf knappstem Raum. Doch sie kamen wieder, hundertmal zertreten, erstanden sie neu und tobten und höhnten, weil da eine ihr Schicksal noch einmal abwenden wollte, nach so langer Zeit und dem Leiden.⁶⁴⁴

Rosas bereits zu Anfang von der Erzählinstanz besiegeltes „Schicksal“ lässt sich nicht abwenden, zu seiner Erfüllung bedarf es vielmehr wiederum der Unterstützung durch den Glasaugenmacher, dessen Funktion bei der Begegnung mit seiner früheren Angestellten in der Heil- und Pflegeanstalt es ist, dem Vergewaltigungsopfer Rosa die „Augen zu öffnen“, ihr zu Selbsterkenntnis bzw. Selbstermächtigung zu verhelfen und damit das Ende Zeus' in die Wege zu leiten. Was Stauch Rosa ins Auge schmilzt, ist die Erkenntnis einer machtvollen und kreativen ‚Weiblichkeit‘ und Körperlichkeit, die „Wiedererschaffung“ einer bislang männlich und rational dominierten Welt unter ‚weiblichen‘ Vorzeichen:

Adolf Stauch schmilzt ihr ins Auge die zweite Erschaffung der Welt, sieht Tag und Nacht im Schlund der Frau verschwinden, sieht den Gang der Dinge bis in die behaarte Spalte der Frau, die sich endlich mit dem Naheliegendsten beschäftigt, mit einem rasenden erotischen Akt. Adolf Stauch schmilzt ins Auge der Thetis das Trocknen der Tränen mit dem Feuer aus der behaarten Spalte der Rosa, die ausfließt. Schmelzfeuer ist's, weiss Adolf Stauch, schaut mit Schauern die Frau, die Wiedergeburt, verweilt besonders inbrünstig beim Einschmelzen der Spalte ins Auge der Thetis, will den Augenblick festhalten, da Rosa Zwiebelbuch sich erkennt.⁶⁴⁵

Der auf diese Selbsterkenntnis folgende Triumph Rosas über Zeus, des Vergewaltigungsopfers über den Vergewaltiger, des ‚weiblich-körperlichen‘ Prinzips über das ‚männlich-rationale‘, erscheint jedoch nur auf den ersten Blick ungebrochen, die „Befreiung“ kann in mehrfacher Hinsicht keine sein. Denn für das tatsächliche Gewaltopfer Rosa/Thetis bringt die Tötung ihres Vergewaltigers Zeus und somit das Umschreiben des Mythos auf der Handlungsebene keine eigentliche Änderung ihrer Lage, am Ende des Romans ist sie nach wie vor der Willkür der Psychiater Wasserfallen und Abderhalden ebenso wie derjenigen der Erzählinstanz ausgeliefert.⁶⁴⁶ Darüber hinaus wird

⁶⁴⁴ Mehr: *Zeus*, S. 115.

⁶⁴⁵ Mehr: *Zeus*, S. 204f.

⁶⁴⁶ Daher kann ich mich dem optimistischen Fazit Filomena Iacovinos, Rosa durchlaufe im Roman einen Selbstfindungs- und Emanzipationsprozess, nur bedingt anschließen: „Es handelt sich tatsächlich um eine aufbegehrende Frau, die sich nach und nach vom Gesamtbild der Klinikpatienten löst und, auf der Suche nach ihrer wahren Identität, im wahrsten Sinne des Wortes ‚die Götter entmachtet‘, d.h. sich den, wie sie von

Rosa, indem sie ihre Rolle als Thetis annimmt und Zeus entleibt, sowohl zur wichtigsten Gehilfin des Großhirns bei seinem Bestreben, sich des materialisierten Zeus' zu entledigen, als auch des Projektes der Erzählinstanz selbst. Und nicht zuletzt ist auch Rosas „Selbsterkenntnis“ ein Produkt ‚männlicher‘ Imagination, eine Materialisierung pygmalionscher Schöpfungs- bzw. parthenogenetischer Zeugungsphantasien:

[Stauch] entwirft im Kopf das Auge, sieht das Orakel, weiss die Lösung, weiss das Wissen, sieht in die Zukunft, will ausbrechen, noch einmal ausbrechen, sich nicht schonen, will nicht das Geniale verlieren, will wieder der Schöpfer der Göttergeliebten auf dem Grund der Pupillen sein, will dienen, dem Schicksal dienen.³⁸

Was (auf der Seite des Rezipienten) zu gewinnen ist, ist zunächst die Einsicht in die Kontingenz von Wahrheitsdiskursen. Die metafiktionale Kommentare der Erzählinstanz legen nicht nur das eigene, von Willkür geprägte Erzählprinzip offen, sondern ebenso dasjenige, dessen sich die Anstaltsleiter beim Verfassen ihrer Aktenprosa bedienen. Die Betonung des „Zufalls“, der jedoch dem eigenen Gestaltungswillen unterworfen ist, lässt die unzulässigen Verkürzungen und Manipulationen nur umso schärfer hervortreten.

Mehr gelingt es auf diese Weise, den Konstruktcharakter linear und teleologisch verfahrenender (Meister-)Erzählungen und fixierender, stigmatisierender Zuschreibungen und zugleich deren Kontingenz aufzuzeigen. Das Medium Schrift erweist sich in diesem Zusammenhang nicht nur – in einem negativen Sinn – als Ausgangspunkt usurpatorischer, Realitäten schaffender, unterwerfender *Beschreibung* (wie von Braun argumentiert), sondern auch als unabdingbare Voraussetzung für entunterwerfende Schreib- bzw. Erzählprojekte: denn erst die Dokumente, die „in der Universitätsbibliothek aufbewahrt, vom Computer abgerufen, in Schulbüchern nachgelesen“⁶⁴⁷ werden können, erlauben eine „Archäologie des Wissens“, eine Rekonstruktion der Erzeugungsmuster von Wissensformationen, Rückschlüsse auf Regelnetze des Sprechens, Denkens und Handelns und damit im Gegenzug die entsubjektivierende Praxis einer genealogisch verfahrenenden „historische[n] Analyse der [...] gesetzten Grenzen und Probe auf ihre mögliche Überschreitung.“⁶⁴⁸

Die erzählerische Vermittlung offenbart zum anderen weitere paradoxe Zusammenhänge, die als Ausgangspunkt entsubjektivierender Erzählprojekte entscheidend sind. Denn die

der Autorin oft bezeichnet werden, ‚weißen Göttern‘ widersetzt und den Göttervater Zeus von seinem Thron stürzt, indem sie ihn tötet. Bis es dazu kommen kann, muß sich Rosa Zwiebelbuch erst ihres eigenen Seins bewußt werden.“ Iacovino: *Mariella Mehr*, S. 143.

³⁸ Mehr: *Zeus*, S. 204

⁶⁴⁷ Mehr: *Zeus*, S. 153.

⁶⁴⁸ Foucault: *Schriften IV*, S. 706f.

„Erlösung“ Zeus’, d.h. das Zunichtemachen von (All)Macht(s)phantasien, die ihren Ursprung in einer diskursiven Fixierung haben, kann wiederum nur von einer heterodiegetischen, „allmächtigen“ Erzählinstanz geleistet werden, die ihrerseits ein bestimmtes Erzählziel vor Augen hat und die, vor Machtgebrauch und Gewaltanwendung nicht zurückschreckend, ihre Figuren zu Marionetten des eigenen *plots* macht. Damit scheint bestätigt, dass man der Wahrheit nicht entkommt, „indem man ein Spiel spielt, das dem Spiel der Wahrheit vollständig fremd ist, sondern indem man das Wahrheitsspiel anders spielt, indem man ein anderes Spiel, eine andere Partie oder mit anderen Trümpfen spielt.“⁶⁴⁹

Der „Spieleinsatz“ ist in *Zeus oder der Zwillingston* allerdings vergleichsweise gering, will man, wie hier geschehen, den Roman als Vorstufe eines Erfahrungsbuches werten und mit Martin Saar das Wirkungspotential einer kritischen Genealogie (bzw. eines Erfahrungsbuches) an die Berührung „identitätsrelevanter Fragen“ gekoppelt wissen.⁶⁵⁰ Diese werden hauptsächlich in Bezug auf die Figur des Zweierlei/Zeus verhandelt, sein Wunsch, der diskursiven Fixierung im Mythos zu entkommen, wird von der Erzählinstanz realisiert, allen anderen Figuren kommt hierbei lediglich dienende Funktion zu.

Der Nachweis der ‚Unwahrheit‘ des Mythos von der Unsterblichkeit Zeus’ überrascht jedoch nicht, die Gegenstandslosigkeit (zumindest der buchstäblich genommenen mythischen Erzählung vom unsterblichen Göttervater selbst, wenn auch nicht zwangsläufig der darin zum Ausdruck gebrachten Omnipotenz- und Unsterblichkeitsidee), ist von vornherein klar. Darüber hinaus fehlt zu einer transformierenden Erfahrung, wie sie ein Erfahrungsbuch ermöglichen kann, die Identitätsrelevanz, bzw. die Dimension der Komplizenschaft und Verstrickung des Lesers mit den thematisierten Macht- und Wissensstrukturen – zwar werden Positionen des Wahrheitsdiskurses im Roman referiert, abgesehen vom Nachweis ihrer Kontingenz fehlen jedoch zahlreiche der in Kapitel IV herausgearbeiteten Elemente eines Erfahrungsbuches.

⁶⁴⁹ Foucault: *Dits et Ecrits. Schriften IV*, S. 895.

⁶⁵⁰ Saar: *Genealogie als Kritik*, S. 308. „Die totale theoretische Entnaturalisierung, wie sie die kühle nominalistische Geste vollzieht, wäre nämlich für die einen, die ‚Normalen‘, Auslöser einer Krise, für die anderen, die ‚Anormalen‘, eine Befreiung; denn für Letztere würde der ‚Grund‘ der Zuschreibung, sie würden eine vermeintlich natürlich Norm verfehlen, entfallen; für jene wäre der ‚Grund‘ ihres Privilegs der Normalität als durchsichtige Parteilichkeit entlarvt. Die genealogische Geste ist darin parteiisch, dass sie eine Wahrheit zu denken gibt, die das eingespielte ‚Wahrheitsspiel‘ oder die Gewissheit der Mehrheit (oder der dominanten oder hegemonialen Teile der Gesellschaft) destabilisiert.“

Wenngleich der Erzählstrang um die Protagonistin Rosa ähnlich großen Raum einnimmt wie derjenige um Zeus, bleibt ihre Rolle als Thetis auf das Entleibungsprojekt Zeus' bezogen, auch wenn sie sich – scheinbar – durch die Tötung Zeus' aus der Rolle des „Opfers“ bzw. der „friedlichen Frau“ zu befreien vermag, was jedoch, wie gezeigt, anders als im Falle Zeus', zum einen wiederum lediglich als Umsetzung einer ‚Männerphantasie‘ dargestellt ist und zum anderen zu keiner nennenswerten Veränderung ihrer eigentlichen Lage führt.

Wie in den folgenden Kapiteln zu zeigen sein wird, kombinieren die sich anschließenden Romane der so genannten Gewalt-Trilogie die in *Zeus oder der Zwillingsstern* erprobten Elemente (metafiktionale Erzählerkommentare/unzuverlässiges Erzählen, Hyperbolisierung von Wahrheits- bzw. Wirklichkeitsaussagen, Verknüpfung von Fakt und Fiktion) in wachsendem Maß mit identitätsrelevanten Fragen bzw. mit dem Wahrheitsdiskurs über Jenische. Zum Spieleinsatz im Wahrheitsspiel werden so zunehmend die zuvor durch Entpathologisierung und Entkriminalisierung gewonnenen jenischen und weiblichen Subjektpositionen.

Zeichnet *Daskind* auf einer ganz allgemeinen Ebene nach, welche subjektivierenden Mechanismen mit kriminalisierenden und pathologisierenden Zuschreibungen verknüpft sind, ohne diese jedoch mit dem Wahrheitsdiskurs über Jenische explizit in Verbindung zu bringen, arbeitet *Brandzauber* vor allem mit einer Hyperbolisierung von Wahrheits- bzw. Wirklichkeitsaussagen über Jenische, die in Gestalt der Protagonistin fiktiv realisiert werden. In *Angeklagt* schließlich tritt der Wahrheitsdiskurs über Jenische erneut in den Hintergrund, ins Zentrum rückt hingegen das Fortdauern vergleichbarer Wahrheitsaussagen im wissenschaftlichen Diskurs zur „antisozialen Persönlichkeitsstörung“.

VI. 2. *Daskind*

Der Roman *Daskind*, der 1995 erschien und als Auftakt der Gewalt-Trilogie gilt, übernimmt eine ähnliche Scharnierfunktion zwischen den Wahrheits- und Erfahrungsbüchern Mehrs wie *Zeus oder der Zwillingston*. War in *Zeus* das Konzept der fiktiven Realisierung einer „Idee“ bzw. einer mythischen Figur erprobt worden, nehmen in *Daskind* erstmals zahlreiche kriminalisierende und pathologisierende Zuschreibungen Gestalt in Form der namenlos bleibenden Protagonistin an, die allerdings nicht als jenisches Mädchen entworfen wird. Zwar legen intertextuelle Verweise auf *steinzeit* bis hin zu fast wortgetreuen Übereinstimmungen zahlreicher Passagen nahe, dass es sich bei *Daskind* um eine erneute, wenngleich experimentellere Auseinandersetzung Mehrs mit eigenen Erfahrungen stigmatisierender Fremdzuschreibungen handelt; diese werden im Roman vom Wahrheitsdiskurs über Jenische jedoch gerade entkoppelt. Ein entsubjektivierendes Potential, wie es die beiden folgenden Romane *Brandzauber* und *Angeklagt* aufgrund ihrer Verquickung von Auto- und Heteroreferentialität, von Fiktivem und Dokumentarisch-Autobiographischem, von erzählerischer Illusionsbildung und – durchbrechung aufweisen, hat *Daskind* daher noch nicht.

Aus einer Inzestbeziehung zwischen den Geschwistern Kari und Leni Kenel hervorgegangen, wächst das ungeliebte „Daskind“ bei seinem inzwischen mit einer anderen Frau verheirateten Vater in der Enge eines christlich-bigotten Dorfes auf. Misshandelt vom Vater, der in ihm die von Kirche und Gesellschaft geächtete Beziehung zu seiner Schwester täglich vor Augen hat, von der Pflegemutter verachtet, von einem Untermieter sexuell missbraucht und von den Dörflern beargwöhnt, die nur zum Teil um seine wahre Herkunft wissen und es ansonsten für ein Heimkind halten, sucht es zunächst, allen Demütigungen zum Trotz, nach Anerkennung und Liebe. Als auch die extremste Selbsterniedrigung und Folgsamkeit nicht zum Ziel führen und alle Versuche, die allgegenwärtigen Negativzuschreibungen zu widerlegen, misslingen, richtet „Daskind“ sein Handeln und Denken zunehmend an diesen Zuschreibungen aus und setzt in wachsender Grausamkeit und Gefühlskälte um, was ihm nachgesagt und angedichtet wird.

Wortbomben. Interpellation und „leidenschaftliches Verhaftetsein“

[...]Daskind schaute verstört auf die Wörter, als wären sie gefräßige Tiere, die jederzeit nach ihm schnappen konnten. [...]Dem Teufel ab dem Karren, man hatte es immer gewusst. Daskind hörte die Hinundherworte, die kleinen Wortbomben. Es lernte, nicht zusammenzuzucken, wenn sich die Dörfler bei seinem Anblick bekreuzigten.⁶⁵¹

Als subjektivierende Mechanismen kommen in *Daskind* zum einen die Inauguration des (schlechten) Gewissens und zum anderen die Interpellation, die vor allem sprachliche Konstitution des Subjekts, das auf eine an es gerichtete Anrufung reagiert und damit gezwungenermaßen „die Begriffe akzeptiert, mit denen es angerufen wurde“⁶⁵², in den Blick. „Daskind“, das während der gesamten Erzählung ohne Eigennamen bleibt, wird – auch von der Erzählinstanz – abwechselnd als „Daskind“, „Kleinerbub“, „Frecherfratz“, „Saumädchen“, „Hürchen“, „Dreckigerbalg“⁶⁵³ oder auch „Sündenkind“⁶⁵⁴ adressiert.

Von Frieda und ihrem Mann Kari Kenel, einem aus Amerika in sein schweizerisches Heimatdorf wider Willen zurückgekehrten Außenseiter aus dem Kinderheim aufgenommen, wird Daskind, das sich selbst weigert zu sprechen, für die Dörfler zur willkommenen Projektionsfläche für verbale und körperliche Attacken, die vor allem Ausdruck einer Unzufriedenheit mit der eigenen bigotten, körperfeindlichen und freudlosen Existenz sind und von der die Familie selbst in hohem Maße betroffen ist. Der

⁶⁵¹ Mehr, Mariella: *Daskind*, Berlin 1997, S. 89ff.

⁶⁵² Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/Main 2001, S. 101. Ursula Baer wählt in ihrem 2009 publizierten Aufsatz *Violent Naming: Power Relations and Cultural Identities in Representations of Family-less Children in Modern German-Language Literatures* einen ebenfalls an Butler orientierten Ansatz, indem sie deren Performativitätstheorie mit Assmanns Konzept des kulturellen Gedächtnisses verbindet, um zu einer Verschiebung der stigmatisierenden Zuschreibung der „Familienlosigkeit“ zu gelangen: „By considering and naming family-less characters in Mehr [Daskind] and Ebner-Eschenbach [Das Gemeindegeld] through the lens of Butler’s speech act theory, I have traced potential sites of shift in both individual and collective identities and in cultural memory. By considering a performance that renames the protagonists of the novels as family-less, my hope is to open another identifying discursive space. Challenging the memories and identities of the communities that name the family-less with injurious speech acts, as Mehr and Ebner-Eschenbach have done, and which I continue in this paper, performs a possible loosening of the hegemonic story of alterity for the family-less and considers an intersubjective perspective which allows the family-less character, and perhaps the reader, agency to redefine identity, both individual and shared.” (Baer: *Power Relations*, S. 10). Wenngleich Baer dahingehend zustimmen ist, dass das Schweigen der Protagonistin zu einem „powerful performative act to counter the authority of the injurious speech that she has withstood throughout the novel“ (Baer: *Power Relations*, S. 10) wird, übersieht Baers analytischer Zugriff unter dem Aspekt der „Familienlosigkeit“ jedoch, dass zahlreiche (Identitäts-)Konflikte der Protagonistin gerade nicht daraus entstehen, dass sie „familienlos“ ist, bzw. dass die Eltern „are unable or not permitted to raise their children“ (Baer: *Power Relations*, S. 5), sondern in der Verleugnung der Elternschaft des Vaters und der Mutter aus Angst vor gesellschaftlicher Exklusion liegen.

⁶⁵³ Mehr: *Daskind*, S. 5.

⁶⁵⁴ Mehr: *Daskind*, S. 185.

„leidende Christus am Kreuz“ ist allgegenwärtig und hängt auch im Chalet „Idaho“ der Kenels als ewige Mahnung über dem Sofa:

Über dem Scheitel des Kindes der leidende Christus am Kreuz. Silbern leuchtend auf dunklem Holz. Das lange Silberhaar um den silbernen Kopf und einrahmend das silberne Lächeln, den silbernen Tod. Silberblut quillt aus dem silbernen Herzen, Silberherz stirbt, stirbt immerzu. [...] Daskind will wissen, daß es schuldig ist, ein Silberleben lang. Weshalb sonst stürbe der andere, der Silberleib am dunklen Holz, seinen Silbertod immerzu.⁶⁵⁵

Die „Schuld“ des Kindes, nach der es fragt, um sich die ihm wiederfahrende Behandlung erklären zu können, ist eine unausweichliche und keine, die es je sühnen oder tilgen könnte, da sie „ererbte“ ist. Denn wie erst gegen Ende des Romans deutlich wird, entspringt Daskind einer inzestuösen Geschwisterliebe: der Pflegevater Kari Kenel ist sein leiblicher Vater, seine leibliche Mutter ist dessen Schwester Leni, die als „Waldfrau“ in einer abgelegenen Waldhütte lebt und den Kontakt zu den Dörflern meidet. Die Beziehung des Vaters zum Kind ist geprägt von schlechtem Gewissen und Angst vor Entdeckung der eigentlichen Herkunft des Kindes, über die außer ihm nur der Sigrist des Dorfes, Jakob Gingg⁶⁵⁶, im Bilde ist: ein Wissen „um ein Geheimnis, das ihn, Kari Kenel, zur Freundschaft mit dem Alten verdammt“⁶⁵⁷ und das dieser zu nutzen weiß, um Kari bei Bedarf unter Druck zu setzen. Das Schuldempfinden Karis entlädt sich regelmäßig am Kind in Form körperlicher Misshandlung:

Hart und präzise fallen die Schläge. Der Mann, über Daskind gebeugt, weint. Werseinkindliebt ... Daskind, über die Sitzfläche des Stuhls gebeugt, weint nicht. Jeder Schlag lässt die Flanken des Kindes erzittern. Die Tränen des Mannes benetzen das Karminrot der Wunden. Träne zu Blut. Bis das Leidsgemisch über den Rücken des Kindes fließt, in der flaumigen Mulde eine winzige Lache von hellroter Farbe. Das hat es noch nie gegeben, dass Daskind geblutet hat, denkt Kari Kenel verwundert. Es erfüllt ihn mit einem befremdlichen Glück, für das er sich sogleich schämt und noch einmal ausholt. Hart und genau platziert er die letzten Schläge. Schließt sich der rote Kreis.⁶⁵⁸

⁶⁵⁵ Mehr: *Daskind*, S. 6f. Die Beschreibung der Pflegeeltern stimmt bis ins Detail hinein mit Passagen aus Mehrs *steinzeit* überein. Vgl. etwa Mehr: *steinzeit*, S. 15: „silvia will nicht nach hause. eine seltsame fahrt im jeep. regen und nebel. silvia verkriecht sich unter den gummimantel des pflegevaters. er trägt den breiten schlapphut, den er aus idaho mitgenommen hat. zu hause wartet die pflegemutter. sie fällt in meine sicherheit ein wie ein wolf. ich ducke mich. wie ich sie hasse. ich hasse sie mit dem herzen eines wundgeprügelten hundes. und doch habe ich die schuld für ihre lieblosigkeiten immer bei mir gesucht. ich habe diese schuld mit mir herumgeschleppt, später in den heimen, in den anstalten, im gefängnis. am ende haben sie doch alle recht, ich bin es, die böse, hässliche, zerstörerische silvia, ich habe kein recht zu leben.“

⁶⁵⁶ Auch in der Figur des Sigristen, den Daskind schließlich mit einer Steinschleuder töten wird, lässt sich ein intertextueller Verweis auf *steinzeit* sehen – die Berufsbezeichnung „Sigrist“ hatte Mehr in *steinzeit* als Eigennamen des Leiters des „karitativen Hilfswerkes“ verwendet: „dieses karitative hilfswerk ist auch für mein leben grösstenteils verantwortlich. es existiert heute nicht mehr. sein gründer, doktor eberhard sigrist, starb vor einigen jahren.“ Mehr: *steinzeit*, S. 10.

⁶⁵⁷ Mehr: *Daskind*, S. 167.

⁶⁵⁸ Mehr: *Daskind*, S. 165.

Aber nicht nur vom eigenen Vater wird Daskind gequält, sondern auch von anderen Bewohnern des Dorfes, wie etwa dem Landfahrer Armin Lauer, der bei Kenels zur Untermiete wohnt und Daskind regelmäßig sexuell missbraucht⁶⁵⁹ – wie der Text nahe legt unter anderem deshalb, weil Frieda Kenel ihn Jahre zuvor als Liebhaber verschmäht hat⁶⁶⁰ und er sich nun sein „Recht“ am Kind holt⁶⁶¹. Um dem Gequältwerden einen Sinn abzugewinnen, der sich ihm anders nicht offenbaren will, beginnt Daskind selbst zu quälen und zu zerstören: Becher⁶⁶², Vögel⁶⁶³, einen Jungen⁶⁶⁴. Die Gewaltexzesse finden schließlich ihren Höhepunkt in der Tötung des Sigristen mit einer Steinschleuder, als er die Familie aufsucht und den Kenels androht, die tatsächliche Herkunft des Kindes zu enthüllen, sollten sie es nicht wieder ins Heim zurück bringen, um den Dorffrieden wiederherzustellen⁶⁶⁵.

Die der eigenen Gewaltausübung vorausgehenden wiederholten Versuche des Kindes, sich den an es gerichteten Zuschreibungen zu unterwerfen und seine „Unschuld“ und „Normalität“ zu beweisen, offenbaren das ganze Ausmaß der Nicht-Lebbarkeit einer solchen Unterwerfung. Die Selbstausarbeitung als „schuldiges“, wortwörtliches „Teufelskind“ erscheint so als einziger Ausweg aus diesem Dilemma.

Das Althusserische Konzept der Interpellation, demzufolge das Subjekt in dem Moment inauguriert wird, in dem es sich auf einen „Ruf des Gesetzes“ hin umwendet, sich durch seine Antwort „Hier bin ich“ einen impliziten Schuldvorwurf zu eigen macht und somit die Begriffe akzeptiert, mit denen es angerufen wurde, erweitert Butler in *Psyche der Macht* um den Aspekt des „leidenschaftlichen Verhaftetseins“⁶⁶⁶ und bietet mit dieser Wendung eine zusätzliche Antwort auf die Frage, warum sich das Subjekt überhaupt zur anrufenden Stimme umwendet. Folgt man Butler, so liegt der Grund für das Nichtanzweifeln der Autorität der anrufenden Stimme nicht nur in dem Versprechen von Identität, das mit der (schuldzuweisenden) Anrufung verbunden ist. Die ersten subjektivierenden Interpellationen ereignen sich vielmehr im Kontext des existentiellen Abhängigkeitsverhältnisses, durch das die Beziehung des Kindes zu seinen primären

⁶⁵⁹ Mehr: *Daskind*, S. 20.

⁶⁶⁰ Mehr: *Daskind*, S. 173

⁶⁶¹ Mehr: *Daskind*, S. 77.

⁶⁶² Mehr: *Daskind*, S. 19.

⁶⁶³ Mehr: *Daskind*, S. 186

⁶⁶⁴ Mehr: *Daskind*, S. 76ff.

⁶⁶⁵ Mehr: *Daskind*, S. 217 ff.

⁶⁶⁶ Butler: *Psyche*, S. 11 ff.

Bezugspersonen gekennzeichnet ist und bei dem eine Zurückweisung der Anrufung durch diejenigen, denen das Kind leidenschaftlich verhaftet ist, dem Tod gleichkäme:

Gehen wir davon aus, dass ein Subjekt nicht nur in Unterordnung gebildet wird, sondern daß seine Unterordnung ihm fortgesetzte Möglichkeitsbedingung seiner Existenz ist. Die Liebe eines Kindes geht jedem Urteil und jeder Entscheidung voraus; ein halbwegs „annehmbar“ gepflegtes und ernährtes Kind liebt zunächst einmal und kann erst später zwischen den Personen, die es liebt, Unterschiede machen. [...] soll das Kind im sozialen und psychischen Sinn weiterleben, dann muß es Abhängigkeit und Bindungen geben; es gibt für das Kind gar keine andere Möglichkeit als zu lieben, wo Liebe und die Erfordernisse des Lebens selbst unlösbar miteinander verknüpft sind. Das Kind weiß nicht, woran es sich bindet, aber es muß sich binden, um überhaupt und um als es selbst weiterzuleben.⁶⁶⁷

Als einzig mögliche, wenngleich sehr begrenzte Form des Widerstands erscheint im Licht des oben geschilderten Anhängigkeitsverhältnisses ein Ignorieren der Anrufung, ein Schweigen, das offen läßt, ob die Stimme gehört wurde, und das somit den Status der Bindung in der Schwebelage hält, indem es sie nicht vollkommen verwirft, das sich aber auch dem Ablegen von Rechenschaft entzieht und somit kein eindeutiges „Hier bin ich“ formuliert, sich folglich auch nicht völlig unterwirft.

Das Schweigen fungiert in Mehrs Roman ebenso wie das Töten, auf das später zurückzukommen sein wird, als Überlebensstrategie des Kindes angesichts diverser Anrufungen, die nicht nur in sich vollkommen widersprüchlich sind und folglich auch nur eine sehr ambivalente Identität versprechen können, sondern die darüber hinaus mit Schuldzuweisungen einhergehen, die sich zu eigen zu machen für Daskind ebenfalls existenzbedrohlich wäre:

Hat keinen Namen, Daskind. Wird Daskind genannt. Oder Kleinerbub, obwohl es ein Mädchen ist. Wenn den Frauen im Dorf danach zumute ist, wird es Kleinerbub genannt, oder Kleinerfratz, zärtlich. Auch Frecherfratz, wenn Daskind Bedürfnisse hat, oder Saumädchen, Hürchen, Dreckigerbalg. Hat keinen Namen, Daskind. Darf nicht heißen. Darf niemals heißen, denn dann könnte keine der Frauen im Dorf, der danach zumute ist, Daskind Kleinerbub nennen oder Frecherfratz, zärtlich, gierig. Oder Saumädchen, Hürchen oder Dreckigerbalg, wenn Daskind Bedürfnisse hat. Wer sagt schon Saumarie, Hurenvreni, Dreckrosi.⁶⁶⁸

Auf diese Anrufungen, die es nicht nur von den Frauen im Dorf, sondern auch von seinen Pflegeeltern erfährt, reagiert Daskind mit Sprachverweigerung, ohne sich jedoch der subjektivierenden Macht der mit den Namen verbundenen Zuschreibungen ganz entziehen zu können. Die Ambivalenz dieser Zuschreibungen hat zur Folge, dass Daskind über diese Anrufungen keinerlei stabile Subjektposition einnehmen kann, die ein individualisierender

⁶⁶⁷ Butler: *Psyche*, S. 13.

⁶⁶⁸ Mehr: *Daskind*, S. 5.

Eigenname trotz entsprechender abwertender Attribuierungen gewähren könnte, sondern sich als „vielfaches Wesen“ begreifen muss, dessen Grenzen fluktuieren: „Der Trauer ist nicht standzuhalten, wenn dem Kind die Welt eindringt, die es nicht begreift. Dringt das Gift durch die Poren [...] spürt sich Daskind zerfranst.“⁶⁶⁹ Der Preis, den die einerseits lebensrettende Sprachverweigerung, die Weigerung, auf die Anrufungen „Hier bin ich“ zu sagen, mit sich bringt, ist ein Leben in emotionaler Kälte und Isolation. Denn zwar wird durch sie einerseits die Wirksamkeit des „Giftes“, das die Worte verkörpern, auf ein erträgliches Maß reduziert – gleichzeitig muss sich Daskind jedoch auch vor „warmen“ Worten verschließen, die ein Aufgehobensein und eine wohlwollende Anerkennung durch andere versprechen, wie sich zeigt, als Daskind von zuhause fortläuft und von einer Bauernfamilie herzlich aufgenommen wird: „Wem es gehöre, wird Daskind gefragt. Das aber stumm bleibt. [...] Das springt nicht über den Abgrund Wort, um endlich anzukommen, eine Ordnung zu finden.“⁶⁷⁰ Die Verweigerung der sprachlichen Ordnung kann nur in ihrer Totalität eine gewisse Wirksamkeit entfalten, denn Gewährung und Entzug von Identität sind für Daskind nicht kontrollierbar, sondern nur die Verweigerung von beidem.

Der Versuch, Daskind zum Sprechen und damit zur Anerkennung der „Ordnung“ und gleichsam zu einer subjektivierenden Unterwerfung zu zwingen, nimmt jedoch in dem Maße zu, wie seine Weigerung zu sprechen andauert. Der Pflegevater greift an dem Abend das erste Mal zum Gürtel, um Daskind zu schlagen, als er vergeblich versucht hat, es zum Sprechen zu bewegen, obwohl Ärzte die Sprachfähigkeit des Kindes attestiert haben:

Geduldig reihte er Buchstaben um Buchstaben zu einfachen Wörtern aneinander, bald war der Riemenboden mit ausgeschnittenen Buchstaben übersät. Aber Daskind schaute verstört auf die Wörter, als wären sie gefräßige Tiere, die jederzeit nach ihm schnappen konnten. [...] Entmutigt sah er zu, wie Daskind teilnahmslos vor sich hin starrte. [...] Du hast mir Schande gemacht, hatte der Mann gemurmelt, bevor er das Zimmer verließ. Daskind wusste nichts von Schande, stumm hatte es die Schläge erlitten, nach keinem Grund gesucht. Seine Welt steckte voller Unbegreiflichkeiten, nach Erklärungen zu suchen war müßig, wenn eine strafende Hand die andere ablöste. [...] Daskind versucht, vom Kummer zu leben.⁶⁷¹

Doch selbst diese Überlebensstrategie des Kindes bietet keinen dauerhaften Schutz, denn zwar verweigert es die Antwort auf die Anrufungen und damit auch das Schuldanerkenntnis, aber die Worte entfalten im stummen Kind dennoch ihre Wirkung. Da Daskind keine Vorstellung von der „Schande“, der „Schuld“ erlangt, die es anerkennen soll

⁶⁶⁹ Mehr: *Daskind*, S. 96.

⁶⁷⁰ Mehr: *Daskind*, S. 105.

⁶⁷¹ Mehr: *Daskind*, S. 89 ff.

und die ihm durch Nachweis der eigenen Unschuld in der Kommunikation mit anderen eine Identität verleihen könnte, findet auch keine Subjektivierung statt. So bleibt dem Kind nur ein eigenes – wenn auch nur imaginäres – Anwenden der Worte selbst, um etwas über ihre Wirkungsweisen zu erfahren, die sich Daskind nicht erklären kann. Beim brutalen Quälen eines Jungen aus dem Dorf erprobt Daskind so nicht nur den Effekt der sonst auf es selbst ausgeübten körperlichen und sexuellen Gewalt, sondern auch die der (wenngleich unausgesprochen bleibenden) Worte: „Hohnworte im Schritt, beim Hinausschleichen Hohnworte, die über den Buben herfallen, ihm die Ohren zerreißen, bis er nicht mehr unterscheiden kann zwischen Schrei und Schrei, dem stummen Schrei der Jägerin und dem eigenen, durch Tuch und Knebel gehemmten.“⁶⁷²

Durch die eigene Anwendung der Gewalt und der Worte erfährt Daskind zwar etwas über ihre Wirkmechanismen, Erleichterung stellt sich hingegen nicht ein: „Schleicht sich Daskind in die Kammer unterm Dach, von einer plötzlichen Verzweiflung erfasst, vergräbt Daskind den Kopf im Kissen, reibt sich am Bettzeug die blutigen Hände sauber.“⁶⁷³

Haßerfülltes Begehren. Moral – Gewissen - Schuld

Das allgegenwärtige Gefühl des „Schuldigseins“ oder möglichen „Schuldigwerdens“, das die Mehrzahl der Dorfbewohner selbst in subjektivierende Selbstausarbeitungen verstrickt, wird in *Daskind* in direkten Zusammenhang mit christlicher Pflichtethik und (Sexual-)Moral gebracht, die jede Form von (Lebens-)Lust stillzulegen vermag, indem sie sie als „teuflich“ und somit die göttliche Gnade aufs Spiel setzend ausweist. Das Gefühl der Sündhaftigkeit des eigenen Begehrens und die Angst vor den möglichen Folgen werden so als Motor einer Selbstausarbeitung erkennbar, die sich beständig der eigenen Rechtschaffenheit und moralischen Überlegenheit versichern muss. Eine Selbstausarbeitung, die zwar einerseits die Anerkennung in der dörflichen Gemeinschaft sichert, die aber andererseits um einen hohen Preis erkaufte wird: denn der Erfolg der Selbstausarbeitung als „gottgefälliges“ Subjekt steht in direktem Zusammenhang mit der Konstruktion und Abwertung „sündhafter“ Anderer, die die eigene Position stabilisieren müssen. Toleriert werden diese „Anderen“, sofern sie nicht Teil der Dorfgemeinschaft sind und auch keinen Platz in ihrer Mitte beanspruchen, sondern die allgegenwärtige Aggression, die ebenso eine Folge dieser Selbstausarbeitung ist und ihrerseits die dörfliche

⁶⁷² Mehr: *Daskind*, S. 78f.

⁶⁷³ Mehr: *Daskind*, S. 79.

Ordnung gefährdet, in kontrollierbare Bahnen lenken, wie es etwa die Wirtin des Gasthauses „Kreuz“ tut:

Ruth, die kräftige, etwas burschikose Ruth hatte ein Talent, Köpfe zurechtzurücken, wenn der Ärger die Bauern übermannte, wenn die Sorgen über ihnen zusammenschlugen. [...] Sie war der handliche Trost einsamer Knechte. Manch einer erlebte seine besten Momente in ihr fülliges Fleisch versunken. Als eine Auswärtige, aus dem Süden gekommen, wie man im Dorf behauptete [...] genoß sie Rechte, die den einheimischen Mädchen vorenthalten wurden. Jemand mußte sich schließlich der einsamen Männer annehmen, ihre Hitze kühlen, ehe sie mit einer Hiesigen vor den Traualtar traten und Treue schworen. Obwohl sie sich nie an verheiratete Männer heranmachte, mieden sie die Frauen. Eine, die im Männerfleisch Bescheid weiß, hat einen schweren Stand bei jenen, die beizeiten die Pflicht eingehämmert bekamen, ohne Lust die Beine zu spreizen.⁶⁷⁴

Dem Aggressionsabbau zur Aufrechterhaltung der dörflichen Ordnung – der sich bei den Männern vor allem in Form körperlicher Gewalt äußert – dienen neben der auf die Wirtin beschränkten sexuellen Freizügigkeit auch die Dorffeste, wie etwa die Fastnacht, bei welcher die die „archaische[n] Triebe“ kontrollierenden Mechanismen (mit Billigung der kirchlichen Würdenträger) zeitweilig außer Kraft gesetzt sind.⁶⁷⁵ Bei den Frauen entläßt sich die Aggression unter anderem in Gestalt exorzistischer Praktiken, bei denen Gewaltphantasien ebenso ungezügelt zur Entfaltung kommen. Selbst die Kinder des Dorfes können angesichts eines toten, präparierten Wals „ihre Lust am eingebildeten Töten kaum unterdrücken“⁶⁷⁶: der Wal wird auf einen Eisenbahnwaggon gebunden im Dorf zur Schau gestellt und soll als Beweis der Überlegenheit des „menschlichen Verstandes“ dienen, der wettmacht, „was ihm an Kraft fehl[t], um solch ein Untier zu erledigen“⁶⁷⁷.

Ein anderer „Zugezogener“, der Italiener Mario Romano, wird nur aufgrund ständiger Verleugnung seiner Lebensfreude, seiner ausgelassenen Fröhlichkeit⁶⁷⁸ als Friseur im Dorf geduldet, nachdem er gelernt hat, „sich wie die Einheimischen zu kleiden, in Grau, bis man unsichtbar wurde und in der Dorfgemeinschaft aufging wie ein grauer Stein unter grauen Steinen.“⁶⁷⁹ Aber auch die Dörfler selbst leben in ständiger Gefahr, aus der Dorfgemeinschaft exkludiert zu werden, sofern sie vom unsichtbaren „Grau“ abweichen und die (unausgesprochenen) Gesetze übertreten.

Das Wissen um diese Gefahr bestimmt auch die Selbstausrbeitung der Pflegemutter des Kindes, der rothaarigen Frieda Kenel, deren Lieblosigkeit und Kälte gegenüber dem Kind,

⁶⁷⁴ Mehr: *Daskind*, S. 58.

⁶⁷⁵ Mehr: *Daskind*, S. 69.

⁶⁷⁶ Mehr: *Daskind*, S. 94.

⁶⁷⁷ Mehr: *Daskind*, S. 95.

⁶⁷⁸ Mehr: *Daskind*, S. 152.

⁶⁷⁹ Mehr: *Daskind*, S. 152.

aber auch dem Ehemann und sich selbst als Resultat einer permanenten Verleugnung des eigenen Begehrens entworfen wird. Nachdem sie ihre freudlose Jugend als Magd und Kindermädchen auf dem Hof der eigenen Eltern verbracht und Kontakte zu Männern aus Angst vor den Folgen einer außerehelichen Beziehung strikt gemieden hat, heiratet sie schließlich, als sie bereits weit über das als heiratsfähig geltende Alter hinaus ist, den aus Amerika zurückgekehrten Kari Kenel, der „eine Frau brauchte, die ihm die Hemden wusch und das Essen kochte“, denn „[z]um Gespött wird einer ohne Frau und einer, dem das Bettuch kalt bleibt. Drum kocht und wäscht die Frieda weiter, wie sie es von Kindesbeinen gelernt hat.“⁶⁸⁰ Der Preis, den das Aufbegehren gegen diese Form der unterwerfenden Selbstausarbeitung fordert, wird am Beispiel von Karis Schwester Leni verdeutlicht, die den elterlichen Hof verlässt, um im Wald zu leben:

Die Eltern starben kurz nach seiner [Karis] Heirat, gramgebeugt, wußten die Dörfler, weil ihnen die Tochter die geschuldete Treue verweigerte. Das hatte es im Dorf noch nie gegeben, daß eine unverheiratete Tochter Haus und Herd verließ, um allein in einer alten Holzerhütte zu leben. Doch die Waldfrau, die Leni, habe ja vom Schaffen nie viel gehalten. [...] Oft habe man sie am Waldrand sitzen sehen, gefaulenzt habe sie, obwohl das Gras hochgestanden sei und die Säue in den Koben vor Hunger schrien. Um so mehr hätten die betagten Eltern zugepackt, auf den Sohn sei ja auch kein Verlaß mehr gewesen. Der mit seiner Auswanderei und den teuren Postkarten, die er von drüben schickte.⁶⁸¹

Ein alternativer Lebensentwurf lässt sich nur um den Preis des (Selbst-)Ausschlusses aus der dörflichen Gemeinschaft verwirklichen, aber er ermöglicht Leni nicht nur Einsicht in die Unterwerfungsmechanismen, die am Werke sind, sondern auch Einsicht in deren Kontingenz. Ein Wissen, das sie ans Kind weiterzuvermitteln sucht, das jedoch das Gesagte (noch) nicht begreifen kann:

Aber, das müsse sich Daskind fürs Leben merken, hinter allem Geschehen stecke tröstendes Nichts, eine sanfte Leere. Leben und Sterben folgten ihren eigenen Gesetzen, unnütz, sich an Gottes Rockschoße zu hängen. [...] Der Gott der Kirche, von Pfaffen heraufbeschworen, sei nichts als ein jämmerlicher Betrug, der die Menschen wie alle Kreatur herabwürdige. [...] Nein. Die Waldfrau war keine mehr aus dem Dorf. Die hatte alles abgestreift, was sie an die menschliche Gemeinschaft hätte binden können.⁶⁸²

Von Karis Ausbruchsversuch aus der dörflichen Enge, der nicht zuletzt eine Flucht vor den Folgen des Inzests mit der Schwester ist, bleibt nur die von den Dörflern belächelte⁶⁸³ Benennung des eigenen Hauses als Chalet „Idaho“ und seine Leidenschaft für Rosen und

⁶⁸⁰ Mehr: *Daskind*, S. 161.

⁶⁸¹ Mehr: *Daskind*, S. 31.

⁶⁸² Mehr: *Daskind*, S. 132ff.

⁶⁸³ Mehr: *Daskind*, S. 13.

einen Feigenbaum, den er für seine Frau pflanzt. Doch selbst das in akzeptable Bahnen einer botanischen Leidenschaft gelenkte Begehren belastet sein Gewissen, so dass er die liebevoll ausgesuchten Rosennamen zu nichtssagenden Abkürzungen verstümmeln muss:

Im Gegenteil, gerade die sanftesten Namen seiner Rosen brachten ihn eher in Verlegenheit. Namen wie Marcelle, Caprice, Marie Claire oder Mermaid, eine besonders zarte, blassgelbe Rankrose, ersetzte Kari Kenel kurzerhand durch Initialen und Zahlen. So hieß denn Kenels Marie Claire MC3, die Mermaid dagegen MM2.⁶⁸⁴

Der Feigenbaum, den Kari für seine Frau Frieda pflanzt und von dem er sich eine Rückkehr in den „Garten Eden“ erhofft⁶⁸⁵, wird von seiner Frau als „[f]remdländisches Gelump“ und vom Dorf als „fremde[s] Gefräß“⁶⁸⁶ beargwöhnt – dennoch hegt und pflegt Kari ihn unbeirrt mehrere Jahre lang, bis er endlich Früchte trägt und damit schließlich zum Symbol für ein (sexuelles) Begehren wird, das keine Erfüllung finden kann:

Nur einmal wollte er sie erreichen, die Frau, mit der er Bett und Tisch teilte. Ihr von einem Glück erzählen, das zweier Menschen bedarf. Sich aus der Erstarrung retten wollte er, mit ihr an der Seite. [...]

Das hätte er ihr nicht antun dürfen, nicht ihrem ausgetrockneten Schoß, der, vom Saft der Feige benetzt, zu pochen begann. [...] Mit der verlorenen Hoffnung auf ein Kind sprach die Kirche Frieda Kenel auch das Recht auf die Lust ab. Fortan wehrte sie jedem Begehren, dem eigenen wie dem des Mannes, leidvoll zuerst, dann störrisch, bis ihr Körper schwieg. [...] Sie sieht den Mann müde davongehen, dem sie sich nicht hingeben darf, will sie nicht der Verdammnis anheimfallen. Gottes Auge ist überall, auch im Gehirn, dem gequälten, und im Weiberschoß, dem vernachlässigten.⁶⁸⁷

In gleichem Maße, wie der Feigenbaum für Frieda Kenel ein Ort der Mahnung für eine drohende göttliche Verdammnis ist, sollte sie ihrem Begehren nachgeben, ist es für Kari das „Weiberfeld, benannt nach der „Mächler Olga“: ein Ort, der die Erinnerung an eine „Hure“ und die Furcht der Dörfler vor einem ähnlichen Frevel wach halten soll:

Sie erreichen die Lichtung. Das Weiberfeld. Vor vielen Jahren, erzählen sich die Dörfler, habe sich hier eine am eigenen Fleisch und Blut versündigt, das Gesetz Gottes verachtend. Da sei der Teufel in die Lichtung eingebrochen und habe die Mächler Olga geholt. Noch heute, bei klarer Vollmondnacht, höre man das brünstige Geschrei der Hure. Den Sohn habe keiner im Haus gewollt. Als Knecht habe er nichts getaugt, nicht richtig im Kopf sei er gewesen. Irgendwann nachdem sich der Mächler Marti zu Tode gesoffen habe, sei auch der Sohn verschwunden.⁶⁸⁸

⁶⁸⁴ Mehr: *Daskind*, S. 108.

⁶⁸⁵ Mehr: *Daskind*, S. 144.

⁶⁸⁶ Mehr: *Daskind*, S. 141

⁶⁸⁷ Mehr: *Daskind*, S. 144ff.

⁶⁸⁸ Mehr: *Daskind*, S. 24. Wie flexibel die Entscheidung über Inklusion oder Exklusion gehandhabt werden kann, zeigt sich, als sich das Interesse des Dorfes auf das „unglückbringende“ Kind verschiebt und die Frage aufgeworfen wird, ob man nicht die „Mächlerin zu Unrecht beschuldigt [habe]“ (S. 184).

Wegen des Inzests mit der Schwester ist das „Weiberfeld“ auch für Kari Kenel ein Ort der Konfrontation mit seiner eigenen „Schuld“, der Versündigung am „eigenen“, oder doch zumindest eng verwandten „Fleisch“. Eine ähnliche Strafe herausfordernd, wählt er bevorzugt den Weg entlang der Schlucht, aus der „der Teufel gekommen sein [soll], um die sündige Mächlerin zu holen.“⁶⁸⁹ Hineingestoßen wird er – ob aus Versehen oder aus Absicht wird nicht ganz klar⁶⁹⁰ – von seinem eigenen Kind, das er regelmäßig blutig schlägt, um sich selbst für sein Vergehen zu bestrafen. Der Mordversuch bzw. Unfall gibt dem Kind, dessen beherrschendes Gefühl angesichts der gegen es gerichteten Gewalt völlige Ohnmacht ist, einen ersten Geschmack von einem Machtgefühl, das mit der Entscheidungsgewalt über Leben und Tod eines anderen verbunden ist: „Könnte zutreten, die Hand, die sich ins Holz verkrampft, zertreten.“⁶⁹¹ Dass das Machtgefühl ein trügerisches ist und das Töten des Vaters keine wirkliche Befreiung vom „Hunger nach Vergeltung“⁶⁹² mit sich bringen kann, sondern das Kind in einen unauflöselichen Kreislauf der Gewalt verstricken würde, wird klar, als sich Kari Kenel aus eigener Kraft retten kann, die Hand des Kindes in seine eigene nimmt und Daskind daraufhin Reue empfindet: „Das weint jetzt, Daskind. Hat einen neuen Schmerz gefunden.“⁶⁹³

Trotz des „neuen“ Schmerzes und der in dieser Passage angedeuteten Erkenntnis, dass die Ausübung von Gegengewalt ihrerseits ein unlebbares Sein zur Folge haben muss, bietet sich dem Kind keine lebbare Alternative. Weder die Unterwerfung unter die subjektivierenden Bedingungen, noch Selbstverletzung und Freitod, mit dem Daskind zumindest seinen Körper der Gewaltanwendung zu entziehen hofft, können einen Ausweg bieten. Das Töten der Amseln, das brutale Quälen eines Jungen, der Daskind zusammen mit anderen „unter Anleitung des Pensionisten“⁶⁹⁴ vergewaltigt hat, bringt ihm nur kurzzeitig Erleichterung:

Daskind holt aus, lässt die kurze, aus Spülketten gebastelte Peitsche durch die Luft sausen. [...] Auf dem weißen Bubenbauch entsteht ein rotes Muster. Die ovalen Kettenglieder reißen die Haut auf, lecken am Fleisch, streichen mit einem schleifenden Geräusch fast zärtlich über die Schenkel, über den winzigen, schlaffen Pfahl. Der Bub bettelt mit schlierigen Augen, mit Tieraugen, mit Wildaugen, Beuteaugen, Opferaugen um Gnade. [...] Aber Jägerkind lässt nicht von ihm. Hat sich seit langem vom Wünschen getrennt. Schlägt weiter zu. Mit dieser kalten Wut.

⁶⁸⁹ Mehr: *Daskind*, S. 25.

⁶⁹⁰ „[Daskind g]reift nach dem Rücken des Mannes vor ihm, der, auf den Stoß nicht gefaßt, auf dem nassen Waldschlick ausgleitet, stolpert und schwer in die Zweige über dem Abgrund fällt.“ Mehr: *Daskind*, S. 25.

⁶⁹¹ Mehr: *Daskind*, S. 26.

⁶⁹² Mehr: *Daskind*, S. 130.

⁶⁹³ Mehr: *Daskind*, S. 26.

⁶⁹⁴ Mehr: *Daskind*, S. 77.

Sucht mit der Wünschelrute nach dem Lebenssaft des Buben. Will Labung.
Endlich. Und mehr.⁶⁹⁵

Die Folgen der vom Kind ausgeübten (Gegen-)Gewalt sind ebenso verheerend, wie die gegen das Kind gerichtete. Der „Ambachbube“ wird wahnsinnig, die Familie zunehmend isoliert und letztlich in den finanziellen Ruin getrieben, weil das Geschehen einmal mehr im Licht des dörflichen Aberglaubens gedeutet wird: „Mit langen Blicken betrachtete das Dorf den abgelegenen Hof, wo die Mächlerin noch immer ihr Unwesen zu treiben schien. Die mußte es gewesen sein.“⁶⁹⁶ Dem kurzen Triumphgefühl des Kindes folgt Verzweiflung: „Schleicht sich Daskind in die Kammer unterm Dach, von einer plötzlichen Verzweiflung erfaßt, vergräbt Daskind den Kopf im Kissen, reibt sich am Bettzeug die blutigen Hände sauber.“⁶⁹⁷

Das eigene Töten, so zeigt auch die Begegnung des Kindes mit dem im Dorf zur Schau gestellten Wal, führt lediglich in eine unendliche Folge von Gewalt und Gegengewalt:

In den Augen des Wals sieht [Daskind] die Augen seiner Widersacher, und in deren Augen wiederum die Augen der Widersacher hinter diesen Widersachern, Jahrmillionen zurück, und immer der lachende Töter hinter dem lachenden Töter hinter dem Töter. Ein Schachteltraum bindet Daskind an den toten Wal. In diesem Traum sind beide Gejagte, Daskind findet sein Entsetzen in den Augen des Wals wieder, seine Angst und den hilflosen Zorn, der jedem Töter entgegenbrandet und doch, kurz vorm Zuschlagen, ungenutzt verebbt.⁶⁹⁸

So lässt sich auch der sexuelle Missbrauch, den Daskind durch den Pensionisten erfährt, als Teil eines solchen Schachteffekts lesen, denn auch Armin Lauer, als Landfahrersohn von den Leuten im Dorf beargwöhnt, hat seine Gewalterfahrung und „[s]chichtete Angst um Angst auf seine Seele, Zorn um Zorn, Verzweiflung auf Verzweiflung. Stumpfte ab, um wenigstens einen Teil dieser Verzweiflung in die Versenkung zu schicken.“⁶⁹⁹ Der Zorn und die Verzweiflung flammen wieder auf, als er sich in Frieda Rüegg verliebt, die ihm jedoch zu verstehen gibt, dass er ihren Ansprüchen nicht genügen kann, dass sie auf „den Richtigen“ warten will.⁷⁰⁰ Der Zorn Lauers entlädt sich in Form der Vergewaltigungen des Kindes, von denen, wie sich am Grab des im Alkoholrausch tödlich Gestürzten zeigt, Kari Kenel wusste ohne sie zu verhindern – wie nahe gelegt wird, weil beide das gleiche „hasserfüllte Begehren“ verbindet:

⁶⁹⁵ Mehr: *Daskind*, S. 78.

⁶⁹⁶ Mehr: *Daskind*, S. 81.

⁶⁹⁷ Mehr: *Daskind*, S. 79.

⁶⁹⁸ Mehr: *Daskind*, S. 93f.

⁶⁹⁹ Mehr: *Daskind*, S. 172.

⁷⁰⁰ Mehr: *Daskind*, S. 173.

Wir beide also in der Hölle, du da unten, ich hier oben, nur dass du da unten keine Geheimnisse mehr zu hüten hast und kein haßerfülltes Begehren zu verstecken, das sich gewalttätig an Kindern austobt, weil es am eigentlichen Ziel abprallt, an der Kälte einer Frau, die jedes Begehren abtöten muß. [...] Dieses Dorf [...] macht jede Todsünde möglich. Und Kari ist einer vom Dorf.⁷⁰¹

Trotz der als zutiefst unrecht empfundenen Behandlung, die ihm von den Dörflern, aber auch von seinen Pflegeeltern zuteil wird, unternimmt Daskind immer wieder Versuche, sich zu unterwerfen, gefällig zu sein, seine „Unschuld“ zumindest in Taten zu beweisen und alles daran zu setzen, um sich des „Teuflischen“ in ihm, an dessen Existenz zu glauben es schließlich selbst bereit ist, zu entledigen. Geduldig bürstet es dreimal wöchentlich das blonde „Engelshaar“ eines Nachbarkindes in der Hoffnung, etwas von der Normalität der Existenz der „Keller Marie“ könne an ihm haften bleiben, aber „[n]ie hatte das Gold des Haars Spuren hinterlassen“⁷⁰². Bei einer Wallfahrt zur „Schwarzen Madonna ennet dem Berg“, die Kenels auf Druck der Dörfler unternehmen „um den Teufel loszuwerden“⁷⁰³, versetzt sich Daskind in einen tranceartigen Zustand und versucht, sich tatsächlich der Madonna und ihrer Gnade zu überantworten, „sich im Lächeln der Madonna einzurichten.“⁷⁰⁴ Das Glücksgefühl, das dieses imaginierte Anerkanntsein hervorruft, schlägt jedoch augenblicklich ins Gegenteil um, als sich das Kind, von seinen alptraumartigen Erinnerungen eingeholt, auch von der Madonna, „die jetzt nicht mehr lächelte und es abschüttelte wie ein lästiges Insekt“⁷⁰⁵ verstoßen glaubt und daraufhin in Ohnmacht fällt.

Die Dörfler, die in diesem Vorfall lediglich einen weiteren Beweis für die Besessenheit des Kindes sehen, verlangen daraufhin eine kirchliche Teufelsaustreibung, die Daskind aus Furcht mit allen Mitteln zu verhindern sucht:

Nachts darauf steht Daskind auf dem Acker. Das erlaubt kein Zögern, wenn eine wie die blonde Keller Marie listig – aber das darf Daskind nicht merken – rät, es vor dem Austreiben des Teufels durch Pater Laurentius doch noch mit frischem Kuhdung bei Vollmond zu versuchen. [...] Da schleicht sich Daskind aus dem Haus, stolpert im weißen Hemd durch die Nacht und eilt dem Acker mit dem frischen Kuhdung in den Furchen zu. [...] Knie nieder, herrscht [die Keller Marie] Daskind an, das sofort gehorcht, in die Knie geht und demütig den Kopf senkt. [...] Greift mit den Händen in den dampfenden Mist, verreibt ihn im Gesicht, verstreicht ihn über den Augen, verstopft sich die Ohren damit. Daskind stößt sich jetzt die

⁷⁰¹ Mehr: *Daskind*, S. 180.

⁷⁰² Mehr: *Daskind*, S. 32f.

⁷⁰³ Mehr: *Daskind*, S. 121.

⁷⁰⁴ Mehr: *Daskind*, S. 126.

⁷⁰⁵ Mehr: *Daskind*, S. 126.

Hand voll Mist mit einem gräßlichen Geheul ins Maul und würgt und kaut und krümmt sich im Schmerz, bis es erbricht.⁷⁰⁶

Obwohl dieser Versuch des Kindes, seinem inneren „Teufel“ beizukommen, die Sensationslust der Dorfbewohner zunächst befriedigt, kommt es schließlich doch zum exorzistischen Ritual, weil Daskind sich ein Wolfsfell, eine Jagdtrophäe des Vaters, aus dem Schrank nimmt und sich das Fell umhängt, um Kari Kenel in seiner Sehnsucht nach Freiheit, nach der amerikanischen Wildnis nahe zu sein, „[d]amit einmal Heimat entstünde, Verständnis zwischen ihm und dem Kind“⁷⁰⁷. Im Dorf hingegen wird das Kind nun nicht mehr nur als mit dem Teufel im Bunde, sondern gar als Werwolf angesehen und eine kirchliche Zeremonie zu seiner „Rettung“ in die Wege geleitet.⁷⁰⁸ Auf die erneuten Demütigungen durch die Dörfler, die das Kind in die Kirche zerren und des Priesters, der es immer wieder schlägt, versucht sich Daskind schließlich in einem Wutausbruch zu befreien, der jedoch vergeblich ist, da die aufgehetzte Menge es immer wieder zum Altar zurücktreibt, bis es schließlich aufgibt: „Mißt sich die Kraft des Guten an der Kraft des Bösen. Bändigen Daskind lauterem Herzens. Gewinnt das Gute. Läßt redlich ermattet die Fäuste hängen.“⁷⁰⁹

So bleibt dem Kind als letzte Möglichkeit, den „Unbegreiflichkeiten“⁷¹⁰ seiner Welt zu entkommen, nur die Vorstellung vom eigenen Tod, von dem es sich nicht nur ein Ende der körperlichen und seelischen Qualen erhofft, sondern auch Rettung vor der „Allmacht Gottes“, nachdem es erfahren hat, dass Sünder und sogar ungetaufte Neugeborene jenseits der Friedhofsmauer beerdigt werden, weil ihnen die göttliche Gnade versagt bleiben muss:

Sogar ein Neugeborenes kann sich der Allmacht Gottes entziehen, denkt das Kind, dem Herzen Jesu, der das unbesudelte Fleisch erbarmungslos zu sich holt. [...] Durch die Tannenbretter hindurch sieht Daskind das Kind. Will weinen. Spürt die rätselhafte Wärme des Unglücks. Ragt mit seinen Antennen fürs Tote in die Friedhofsnacht, mit nichts als einer Sehnsucht bekleidet.⁷¹¹

Doch auch der Weg in den Tod bleibt dem Kind verwehrt. Vergeblich stürzt es sich von der Kirchenmauer, schlägt sich den Kopf daran wund, rammt sich Tannenzapfen in den Körper und kaut giftige Eibenzweige⁷¹².

⁷⁰⁶ Mehr: *Daskind*, S. 127f.

⁷⁰⁷ Mehr: *Daskind*, S. 156.

⁷⁰⁸ Mehr: *Daskind*, S. 149ff.

⁷⁰⁹ Mehr: *Daskind*, S. 157.

⁷¹⁰ Mehr: *Daskind*, S. 90.

⁷¹¹ Mehr: *Daskind*, S. 42f.

⁷¹² Mehr: *Daskind*, S. 169ff.

Eine realistische Lektüre muss zu dem Ergebnis kommen, dass das Töten und die Aggressionen des Kindes eine unausweichliche Folge einer sich unendlich fortsetzenden Kette von Gewalt und Gegengewalt sind, aus der es keinen Ausweg zu geben scheint, zumal die illusionsbildende realistische Vermittlung des Geschehens nicht durch metafiktionale Kommentare der Erzählinstanz oder andere illusionsdurchbrechende Verfahren gestört wird. Die zunehmende Gewalttätigkeit der Protagonistin lässt sich so durchaus als realistische und plausible Folge eigener Gewalterfahrung lesen, als zugeschriebene Eigenschaften, die sich in Form einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung schließlich bewahrheiten. Diese fiktive Versuchsanordnung führt die Folgen einer Umsetzung der zugeschriebenen pathologisierenden und kriminalisierenden Eigenschaften *in actu* drastisch vor Augen. Dabei wird jedoch mehr als deutlich, dass die Ausübung von körperlicher und seelischer (Gegen-) Gewalt (ähnlich wie dies bereits für den Kindsmord in Mehrs Theaterstück *Kinder der Landstrasse* galt) keinen emanzipatorischen Charakter haben kann. Wenn Iacovino folglich dahingehend zuzustimmen ist, dass in *Daskind* tatsächlich die Frage verhandelt wird, wie das „Opfer“ zum „Täter“ werden kann, so zeigt der Roman auch, dass die Verstrickung in einen kriminalisierenden und pathologisierenden Wahrheitsdiskurs durch affirmative Handlungen nicht aufgelöst werden kann. Wenn die Existenz eines „lächelnden Töters“, für die sich Daskind schließlich entscheidet, indem es den Sigristen „dem Stein zuführt“⁷¹³, im Roman ohne Alternative bleiben muss, so nicht zuletzt deshalb, weil der Protagonistin keinerlei Möglichkeit zu einer „Archäologie des Wissens“ bzw. zu einer „kritischen Genealogie“ der eigenen Subjektposition gegeben ist, die zur Einsicht in deren Kontingenz bzw. Nicht-Notwendigkeit und damit zu deren Auflösung führen könnte.

Dass dies jedoch nicht die letzte Antwort auf die Frage nach möglichen Reaktionen auf subjektivierende Machtwirkungen und stigmatisierende Zuschreibungen ist, sollen die folgenden Analysen der Texte *Brandzauber* und *Angeklagt* zeigen.

⁷¹³ Mehr: *Daskind*, S. 219ff.

VII. *Sich selbst zum Spieleinsatz machen. Erfahrungsbücher*

Wie in Kapitel IV gezeigt, beschreibt Michel Foucault im Interview mit Ducio Trombadori Erfahrungsbücher als Fabrikationen der eigenen Geschichte, die von der „Frage nach den Beziehungen zwischen den Rationalitätsstrukturen des wahren Diskurses und den daran geknüpften Unterwerfungsmechanismen durchzogen“⁷¹⁴ sind. Diese Art der Fiktion soll Grenzerfahrungen ermöglichen, die zur Vernichtung bzw. Auflösung von Subjektpositionen treiben, das Subjekt von sich selbst losreißen, es entsubjektivieren können, indem im Akt der Wiederholung unterwerfender Bedingungen und im Akt ihrer (schriftlichen) symbolischen Repräsentation Erfahrungen von Kontingenz und Nicht-Notwendigkeit gemacht werden können.

Kriminalisierung und Pathologisierung, die den Wahrheitsdiskurs über die Jenischen dominieren, erweisen sich als hoch effektive Unterwerfungsmechanismen in der Hinsicht, dass sie subjektivierende Selbsttechniken zuallererst in Gang setzen – und zwar, indem sie die so Adressierten dazu veranlassen, mittels Gewissensprüfung, Selbstvergewisserung etc. das eigene Jenischsein auf kriminelle/pathologische Elemente hin zu überprüfen und so zu Mitspielern in einem Wahrheitsspiel zu werden, in dem es gilt, zu einer entkriminalisierten, entpathologisierten und intelligiblen jenischen Subjektposition zu gelangen, die jedoch unvermeidlich am Wahrheitsdiskurs, gerade auch im Versuch der Widerlegung zentraler Positionen dieses Diskurses, orientiert bleiben muss.

Anstelle entpathologisierender/entkriminalisierender Narrative und entsprechender Subjektpositionen werden in *Brandzauber* mittels der Figuren Franziska und Anna Formen extremer Subjektivierung, aber auch möglicher Entsubjektivierung durchgespielt und vorgeführt.

VII. 1. *Brandzauber*

*Zu spät merkte sie, dass das scheinbar leblose
Gebilde ihre Schritte lenkte.*⁷¹⁵

Brandzauber erschien 1998 als zweiter Band der Gewalt-Trilogie. Erzählt wird darin der Werdegang der Zigeunerin Anna Priska Kreuz, die als Kind ihren Eltern weggenommen

⁷¹⁴ Foucault: *Was ist Kritik*, S. 26.

⁷¹⁵ Mehr, Mariella: *Brandzauber*. Zürich 1998, S. 7.

und in verschiedenen Heimen, Erziehungs- und Strafanstalten untergebracht wird. Während ihrer Heimkarriere trifft die als wiederholte Brandstifterin, notorische Lügnerin und gefühlskalte, skrupellose Mörderin entworfene Anna auf die Jüdin Franziska, zu der sich eine sado-masochistische Liebesbeziehung entwickelt. Eine Beziehung, die schließlich in der Tötung Franziskas kulminiert: sie stirbt, als sie von Anna ans Kreuz geschlagen wird. Wachgerufen und im Rückblick geschildert werden diese Ereignisse von der Protagonistin, die mittlerweile in einem Sanatorium arbeitet und ihrer Leidenschaft für fleischfressende Pflanzen nachgeht, als eine neue Patientin eingeliefert wird, in der Anna Franziska wiederzuerkennen glaubt. – So der Gang der Ereignisse, wie sie sich auf den ersten Blick darstellen.

Vexierspiele

In *Brandzauber* nimmt Mehr das bereits in *Zeus oder der Zwillington* praktizierte Verfahren einer paratextuellen Verknüpfung von literarischem Text und außerliterarischer ‚Wirklichkeit‘ wieder auf: Die Adressatin der Widmung, Gertrud H., ist als Patientin des Sanatoriums nicht nur eine Figur des Romans, sondern in dieser Funktion auch die (wenngleich nur in Gedanken angesprochene) Adressatin von Annas „Lebensbeichte“, deren Erzählanlass wiederum eine fleischfressende Pflanze ist, die Gertrud ihr zum Geschenk gemacht hat:

Gertrud war etwas Besonderes, in meinen Gedanken war ich mit ihr per du. Das hatte mit jener Karnivore zu tun, die sie mir vor Jahren geschenkt hatte. Bei jeder neuen Zucht dankte ich ihr in Gedanken, immer mit dem Versprechen verbunden, ihr meine und Franziskas Geschichte eines Tages zu erzählen.⁷¹⁶

Der paratextuelle Hinweis auf eine real existierende Gertrud H. suspendiert so mit dem Auftreten der Figur Gertrud die über die Genrebezeichnung *Roman* hergestellte Suggestion eines rein imaginären Geschehens. Unterstützt durch weitere intertextuelle Verfahren⁷¹⁷

⁷¹⁶ Mehr, Mariella: *Brandzauber*, S. 108.

⁷¹⁷ Neben dem Aufgreifen des Motivs der getöteten Vögel, das sich bereits in dem erklärtermaßen autobiographischen Text *steinzeit* findet („während die glocke hell bimmelt, erschlage ich hinter der kapelle einen vogel. schwärzliches füllt seinen schnabel. die augen bleiben geöffnet. ich will nicht töten. ich habe eine amsel getötet.“ Mehr: *steinzeit*, S. 24), sind in diesem Zusammenhang u.a. Verweise auf Schriften Alfred Siegfrieds, des langjährigen Leiters des *Hilfswerkes* zu nennen. So heißt es im Vorwort von *Kinder der Landstraße. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes*: „Wir möchten auf den folgenden Seiten zeigen, wie die Stiftung Pro Juventute im Laufe von 35 Jahren versucht hat, einen wesentlichen Teil der Kinder des fahrenden Volkes aus der sie schwer gefährdenden Umwelt zu entfernen, in erzieherisch günstiges Erdreich zu verpflanzen und sie zur Sesshaftigkeit anzuhalten.“ S. 5. Die entsprechende Passage in *Brandzauber* lautet: „Anna wurde von einer Sozialhelferin bezwungen, wusste

wird die für einen literarischen Text kaum relevante Frage nach dem eventuellen Wahrheitsgehalt des Erzählten wach gehalten und lädt zu Überlegungen ein, welche Handlungen der Protagonistin im Bereich des Möglichen und Vorstellbaren verortet werden sollen, welche im Bereich der Fiktion anzusiedeln sind. Dieser Aspekt erhält zusätzliche Brisanz durch die Parallelen zwischen Mehrs eigener Biographie (auf die im Umschlagtext von *Brandzauber* hingewiesen wird⁷¹⁸) und der „Heimkarriere“ der Protagonistin Anna Priska Kreuz, deren Lebensweg zwar betroffen macht, deren Handeln jedoch keineswegs Sympathien weckt.

Ein mit dem Wahrheitsdiskurs über Zigeuner bzw. Jenische vertrauter Leser sieht sich im Verlauf der Lektüre in eine Folge wechselnder Aktivierung und Distanzierung von Attribuierungen zigeunerischen Verhaltens verstrickt, die eine permanente Selbstbeobachtung und Überprüfung der eigenen Haltung gegenüber der Zigeunerin Anna auslösen. Eine Dynamik, die ihre Ursache in dem Wissen um stereotype Zuschreibungen und dem gleichzeitigen Anspruch auf Vorurteilsfreiheit gegenüber der Protagonistin in ihrer Eigenschaft als Zigeunerin (und letztlich auch der Autorin als Jenischer) haben mag. Unvoreingenommenheit setzt jedoch Nichtwissen voraus; eine willentliche Unvoreingenommenheit kann hingegen nur in permanenter Abgrenzung zu einem vorhandenen (und als falsch, bzw. unwahr bewerteten) Wissen erreicht werden – wobei dieses Wissen notgedrungen stets präsent bleibt und auf die eigene diskursive Verstrickung zurück verweist.

Dass die Figur Anna um dieses Dilemma ihrer nicht-zigeunerischen Gegenüber nicht nur weiß, sondern sich seiner auch gezielt bedient, um die oben beschriebene Dynamik bewusst in Gang zu setzen, kann folgende Passage verdeutlichen:

Gertrud wird bei meinem Anblick den Atem anhalten. Ich höre ihn, unregelmäßig, zögernd, dann plötzlich zu rasch. Den Atem einer alten Frau, die von einem bedrohlichen Punkt zum anderen, vermeintlich weniger bedrohlichen will. Schließlich wird sie erleichtert feststellen, dass ich es bin, die dort wartet. Nur Anna. Sie wird sich mit einem Gruß an mir vorbeidrücken wollen, doch ich werde ihren Gruß nicht erwidern, sondern versuchen, ihren Blick festzuhalten. So starrt kein normaler Mensch einem anderen ins Gesicht. Sie wird ihren Ärger nur mühsam unterdrücken können. Zigeuneraugen, impertinent, verschlagen, wird sie denken, und ihr Ärger wird sich noch verstärken, weil sie sich bei einem Vorurteil ertappt hat. Wie will ich wissen, dass dies Zigeuneraugen sind, wird sie sich fragen.

noch nichts von der Beschaffenheit des gesunden Erdreichs, in das sie zu ihrem eigenen Besten verpflanzt werden sollte, und nichts von der Mauer aus Paragraphen, die auch in ihrer kriegsverschonten Heimat Minderwertige und *Volksgesunde* voneinander trennte.“ Mehr: *Brandzauber*, S. 51.

⁷¹⁸ „Mariella Mehr, 1947 in Zürich geboren, wurde als Angehörige des Volkes der Roma früh von der Mutter getrennt und wuchs in Heimen, bei Pflegeeltern, in Erziehungsanstalten auf.“

Und warum sollten Zigeuneraugen verschlagener dreinschauen als andere? Sie wird sich ihrer Gedanken schämen und sich insgeheim bei mir entschuldigen.⁷¹⁹

Diese Überlegungen lassen sich auf einer metanarrativen Ebene geradezu als Teil des poetologischen Prinzips des Textes selbst lesen. Während in Bezug auf Gertrud die Regeln dieses Vexierspiels jedoch offengelegt werden, findet die Verstrickung des Rezipienten auf weit subtilere Weise statt:

Die Todeszeit eines Insektes war oft nicht auf die Sekunde genau bestimmbar. [...] Um die Todeszeit wenigstens annähernd genau eintragen zu können, musste Anna ihr Ohr an den Blattschlauch legen und dem verzweifelten Summen und Brummen, dem Zappeln und Zirpen, dem mählich leiser werdenden Sirren in den Eingeweiden der Jägerin lauschen. Doch Anna wusste nie mit Sicherheit, ob mit den letzten Geräuschen der gefangenen Insekten der Todeskampf wirklich zu Ende ging und das Tier starb. [...] So fügt Anna den ungenauen Sterbedaten Fragezeichen bei, ärgerlich zwar, aber sie verabscheut Lügen. An die Möglichkeit zu lügen nur zu denken, hat man ihr frühzeitig ausgeprägt.⁷²⁰

Verbürgt die von der übergeordneten Erzählinstanz attestierte Abscheu gegenüber Lügen zum einen die absolute Zuverlässigkeit der Ich-Erzählerin Anna, wird diese Abscheu zugleich als extreme Folge einer erzieherischen Maßnahme zur Sanktionierung der angeblichen „notorischen Lügenhaftigkeit“ von Zigeunern bzw. Jenischen ausgewiesen.⁷²¹ Ist Annas Bericht über die von ihr kaltblütig und lustvoll verübten Morde frei erfunden, scheint sich das Diktum von der zigeunerischen Lügenhaftigkeit und dem Hang zum Fabulieren zu bewahrheiten. Und Andeutungen, dass den Ausführungen Annas nur bedingt Glauben geschenkt werden kann, dass die Identität der eigentlich erzählenden Instanz schwer zu greifen und ihr Erzählen unzuverlässig ist, finden sich reichlich:

Annas Wohnung? Ein Friedhof. Punkto Einrichtung stehen mir keine Probleme ins Haus. ***Das von mir entworfene Wesen Anna wird keine Anstrengungen unternehmen, sich anders als der ihr zugeschriebenen Obsession für Tote gemäß einzurichten.*** [...] Ich lasse keine Häuslichkeit aufkommen. ***Und wenn ich doch einmal in Versuchung komme, linst mir die andere Anna über die Schulter und lässt es nicht zu.*** “[H.v.m.]⁷²²

Hinweise wie dieser verschärfen jedoch nur das Ausgangsproblem, indem sie wiederum die Frage nach einem Zusammenhang von Figur, Erzähler/in und Autorin ins Spiel bringen.

⁷¹⁹ Mehr: *Brandzauber*, S. 87.

⁷²⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 8f.

⁷²¹ Vgl. Kapitel II.

⁷²² Mehr: *Brandzauber*, S. 99f.

Werden die diversen Morde, die Anna begeht, im Bereich der Fiktion angesiedelt, stellt sich die Frage nach der eigentlichen Motivierung der Erzählung, worauf noch zurückzukommen sein wird. Aber auch das Fürwahrnehmen von Annas Ausführungen führt in einen nicht aufzulösenden Widerspruch:

Wenn das „Ausprügeln“ zunächst als Kritik an den erzieherischen Methoden der Einrichtungen, in denen Anna ihre Jugend verbracht hat, gelesen wird und zur Solidarisierung mit der Protagonistin einlädt, lassen die anschließenden Ausführungen Zweifel aufkommen, ob sie nicht letztlich doch als gerechtfertigt gelten müssen, ja, ob nicht eigentlich angesichts der Taten Annas gar schärfere Sanktionen angebracht wären⁷²³: Denn die dargestellte Form von „Wahrheitsliebe“ und Akribie im Kontext einer lustvollen Betrachtung der „Insektenmorde“ erscheint unter moralischen Gesichtspunkten um ein Vielfaches gravierender als es die (strenggenommen gar nicht als Lüge zu bezeichnende) Angabe eines ungefähren Todeszeitpunktes wäre. Hinter der vordergründigen und als anerzogen ausgewiesenen Moralität scheint sich so eine weitaus monströsere Amoralität zu verbergen, die auch den besten Vorsatz einer unvoreingenommenen Lektüre zu erschüttern in der Lage ist und unwillkürlich Überlegungen Raum geben muss, ob Annas Verhalten nicht letztlich doch als pathologisch im Sinne der bei ihr (wie generell bei Jenischen vorzugsweise) diagnostizierten Psychopathie bzw. des „moralischen Schwachsinn“ zu bewerten ist:

Das ist die Anna, wie [Lodemann] sie kennt. Aufsässig, verstockt, verlogen. **Moralisch schwachsinnig**. [...] Lodemann schnauft vor Überraschung auf und kann seinen Blick nicht von der Durchschrift in seinen Händen abwenden. Dies ist kein Schulzeugnis. Es ist ein Entlassungsschreiben, das nun wirklich nicht jeder vorzuweisen hat. Nicht jeder ist in seiner Kindheit hinter Gittern gesessen. [H.v.m.]⁷²⁴

Tatsächlich lesen sich Annas Berichte von gequälten Tieren, getöteten Vögeln, vom in Brand setzen des elterlichen Wohnwagens, den ersten Morden an einem Jungen, der sie und Franziska beim Liebesspiel erwischt und denunziert sowie eines Mädchens, das sie „Zigeunerhure“ genannt hat bis hin zu ihrer sadistisch geprägten sexuellen Beziehung mit Franziska ([a]llein die Vorstellung, Franziska Schmerzen zuzufügen, steigerte mein

⁷²³ Zumal sich Anna selbst einer Bestrafung für ihre Taten mehrfach dadurch entziehen kann, dass eigentlich Unschuldige ihre Taten auf sich nehmen – für das in Brand setzen des Wohnwagens wird Annas Vater verantwortlich gemacht, der Kreuzigung Franziskas bekennt sich Lodemann für schuldig. Mehr: *Brandzauber*, S. 120 und S. 188).

⁷²⁴ Mehr: *Brandzauber*, S. 128f.

Begehren“⁷²⁵) und deren „Kreuzigung“ *prima vista* wie klassische Fallbeschreibungen einer antisozialen Persönlichkeit.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma, das sich bei einer realistischen Lektüre ergibt, scheint zunächst die Suche nach Erklärungen für Annas Gefühlskälte und Mordlust zu bieten. Der Text hält hierzu diverse Angebote bereit, die in der Hauptsache zwischen Anlage- und Milieu-Konzept oszillieren und damit auf die beiden Hauptargumentationslinien in Diskursen über angeblich deviantes zigeunerisches bzw. anti-/asoziales Verhalten rekurrieren, wie sie u.a. im Titel von Benedict Fontanas *Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale: Erbgut oder Umweltsprägung* zum Ausdruck kommen.⁷²⁶

Irritierend jedoch ist, dass in *Brandzauber* dieser Diskurs und die damit verbundenen kriminalisierenden und pathologisierenden Zuschreibungen auf der Handlungsebene von Annas Verhalten bestätigt zu werden scheinen, sich ihr Werdegang geradezu wie eine Jörger'sche bzw. Fontana'sche „biographische Skizze“ liest. Denn selbst ein Erklärungsmodell, das den Ursprung für Annas Mordlust in traumatischen (Kindheits-) Erlebnissen sucht, führt keineswegs nur auf die Wegnahme von den Eltern durch das Schweizer *Hilfswerk*, sondern ebenso auf das alkohol- und gewaltbestimmte familiäre Umfeld Annas zurück:

Vater packte Mama an den Schultern und zog sie hoch. Anna sah, dass ihre Mutter kaum stehen konnte. [...] Vaters Schläge fielen präzise, bedacht. Obwohl Mama nicht mehr schrie, schlug er weiter, ein kaltes Feuer war in seine Hände gefahren, das er nicht mehr kontrollieren konnte. [...] Vater schlug und schlug, bis er ermüdet innehalten musste.⁷²⁷

Nicht zuletzt ist es aus Annas eigener Sicht der Alkoholismus ihrer Mutter, der sie mit einer Annas Verhalten ähnlichen Gefühlskälte und Tatenlosigkeit zusehen lässt, als ihre Tochter von den Behörden abgeholt wird.⁷²⁸

Kurz: alles scheint den Wahrheitsdiskurs zu bestätigen.

⁷²⁵ Mehr: *Brandzauber*, S. 101

⁷²⁶ Vgl. hierzu Kapitel II.

⁷²⁷ Mehr: *Brandzauber*, S. 181.

⁷²⁸ Mehr: *Brandzauber*, S. 72f.

Deutungsangebote und Leerstellen. Naturalisierung der Mordlust – Traumatisierung – Identitätsverweigerung

Die einleitende Passage des Romans schildert die Tötung einer Ameise durch eine Karnivore aus Sicht des Beuteopfers und führt auf diese Weise das Thema ein, das den gesamten Text strukturieren wird: die „Wesensähnlichkeit“ Annas mit fleischfressenden Pflanzen.⁷²⁹ Mit dieser Selbststilisierung ist neben einer Naturalisierung ihrer Mordlust auch der Hinweis auf ihre Schuldlosigkeit an den Taten verbunden: denn handeln die Karnivoren gemäß ihrer „Natur“, so macht Anna dies für sich ebenfalls geltend, wenn sie sich rückblickend, im Vergleich ihres Lebens/Mordens mit demjenigen der fleischfressenden Pflanzen, als nur „scheinbar Handelnde“ und von einem „höhere[n] Wille[n]“ beeinflusst empfindet.⁷³⁰ Eine deterministische Sicht, der jedoch kaum zu folgen ist: zu abwegig und unzulässig erscheint der Vergleich der moralisch-ethischen Kompetenz einer Karnivore mit derjenigen eines mordenden Menschen.

Dennoch ruft die Perspektive des hilflos ausgelieferten Ameisenopfers, die der Leser in der einleitenden Passage teilt, unwillkürlich Abscheu gegenüber der perfide und hinterhältig erscheinenden Fangtechnik hervor – zumal, wie im weiteren Verlauf betont wird, die Pflanzen ohne jede Notwendigkeit und aus reiner Lust töten; eine Ablehnung, die nicht auf Anna zu übertragen nahezu unmöglich ist, ist sie doch angesichts der „verschiedenen Tode mit Heiterkeit“ erfüllt, vermittelt ihr die Betrachtung der „allzeit bereiten Fallen [...] das Gefühl der Geborgenheit“⁷³¹ und sieht sie in der Gier nach einer nicht benötigten Nahrung ihre eigentliche Verwandtschaft zu den fleischfressenden Pflanzen:

Karnivoren sind Fleischfresser aus Leidenschaft, aber ohne Not. Sie können sich ebenso gut von den Mineralien und Substraten des Bodens ernähren. Die Insekten dienen ihnen lediglich als Nachtisch. Sie sind die Würze ihres Pflanzenlebens, die Jagd auf Insekten ist ihre Freizeitbeschäftigung. Es gibt keine einzige Karnivore, die wirklich auf Fleischspeisen angewiesen wäre.⁷³²

Dem Deutungsangebot „biologische Disposition zur Mordlust“, das aus den oben genannten Gründen jedoch kaum überzeugen kann, stehen Passagen gegenüber, die in

⁷²⁹ In *steinzeit* hatte Mehr das Bild der fleischfressenden Pflanze noch unter umgekehrten Vorzeichen, als Bedrohung der eigenen Existenz verwendet: „bald wird das wasser zu tanzen beginnen. es wird keine rolle mehr spielen, mir ist dieser planet ohnehin zu kalt. von monden beschienen. ihnen ist nicht zu trauen, ihrer kälte mit den blauen, gläsernen fängen. ich habe weiter nichts mehr zu verlieren als halbheit. [...] was habe ich mit dieser starren masse silvia zu schaffen? diese halbheit, unfähig zu leben. was soll ich mit dem fressenden ungeheuerplaneten, der mich immer mehr einschliesst, mich umgibt wie eine mordgierige fleischfressende pflanze?“ Mehr: *steinzeit* S. 59.

⁷³⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 13.

⁷³¹ Mehr: *Brandzauber*, S. 13.

⁷³² Mehr: *Brandzauber*, S. 15.

Annas Gefühlskälte und Tötungswut auf den ersten Blick die selbstzerstörerische Folge traumatischer (Kindheits-)Erlebnisse erkennen lassen⁷³³, die sie zur „Zerstörung des Liebsten“⁷³⁴ geradezu zwingen. Dieser Deutung zufolge muss Franziska sterben, damit Annas Schutz vor Verletzung, den ihr die Affektlosigkeit bietet, aufrecht erhalten werden kann, denn Anna „wusste, dass nichts Bestand hatte in ihrem Leben, dass ein Zufall alles zerstören konnte, was sie ins Herz schloss.“⁷³⁵ Um diesen Zufällen zuvorzukommen und die Kontrolle zu behalten, so folgt daraus, tötet Anna selbst, beginnend mit den Vögeln, die für sie den Verrat des Vaters an ihr symbolisieren, der durch sein tatenloses Zusehen bei der Wegnahme seiner Tochter „als Entgelt für prallvolle Lebensmittelpakete auch die Vögel verschachert“⁷³⁶ hat, die er zuvor noch als „Botschafter des Himmels“⁷³⁷ bezeichnet hatte.

Der Verrat des Vaters wird kurzerhand zum Verrat der Vögel erklärt, die nun aus Annas Sicht auf die Seite der „Täter“ gewechselt haben:

Sie waren die Vögel der anderen, lernte sie rasch, gehörten denen, die man nicht ungestraft minderwertig nennen durfte, die man trotz aller gegenteiliger Gefühle zu achten hatte. Sie beschützten ihre verhassten Quäler. Oft, wenn Anna von kundigen Händen verprügelt wurde, hörte sie ein Kreischen und Girren und Flügelschlagen, als sähen sie zu und piffen billigend, die Vögel, die einst ihre und die Freunde ihres Vaters gewesen waren.⁷³⁸

Durch das Kreuzigen zwingt Anna die Vögel scheinbar von der Täter- zurück auf die Opferseite, wobei sie ihrerseits von der Opfer- auf die Täterseite wechselt. Eine eindeutige Zuordnung des Vogelmotivs gestaltet sich jedoch weitaus komplizierter, als es hier zunächst den Anschein haben mag. Denn auch das Opfer *par excellence*, Franziska, ist letztendlich ein von Anna gekreuzigter Vogel, ein „Spatz“, der ein Nest sucht.⁷³⁹ Der „Jungefüralles“, den Anna vom Dachboden stößt, nachdem er sie und Franziska beim Liebesspiel überrascht hat, wird von ihr als „[e]in Vogel, der den Himmel in der falschen Richtung suchte“⁷⁴⁰ bezeichnet. Aber auch Anna selbst hat ein „Vogelgesicht“, ist ein räuberischer Sperber⁷⁴¹, die Mädchen schmücken sich gegenseitig „mit Flugfedern und

⁷³³ Vgl. zu dieser Lesart Uerlings, Herbert: *Fremde Blicke. Zur Repräsentation von ‚Zigeunern‘ in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert* (Gottfried Keller, Carl Durheim, Mariella Mehr). In: Patrut, Iulia-Karin, George Gutu und Herbert Uerlings (Hgg.): *Fremde Arme – arme Fremde. ‚Zigeuner‘ in Literaturen Mittel- und Osteuropas*. Frankfurt/Main 2007, S. 143-202.

⁷³⁴ Mehr: *Brandzauber*, S. 184

⁷³⁵ Mehr: *Brandzauber*, S. 77.

⁷³⁶ Mehr: *Brandzauber*, S. 52.

⁷³⁷ Mehr: *Brandzauber*, S. 50.

⁷³⁸ Mehr: *Brandzauber*, S. 52.

⁷³⁹ Mehr: *Brandzauber*, S. 81.

⁷⁴⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 121.

⁷⁴¹ Mehr: *Brandzauber*, S. 133.

Vogelkrallen, ehe sich Franziska auf das Kreuz und [Anna sich] auf sie legte.“⁷⁴² Das Vogelmotiv lässt sich folglich nicht eindeutig zuordnen.

Das Motiv des Kreuzes ist ebenfalls ambivalent: steht es zum einen für Annas und Franziskas Drangsal in den christlichen Einrichtungen, das Einimpfen jüdischer und zigeunerischer „Schuld“ am Tode Christi, wird es über Annas Nachnamen ebenso zum Symbol der Beziehung zwischen den beiden Mädchen: „Franziska trug das Kreuz in mein Leben, es gab meinem Namen einen Sinn.“⁷⁴³ Und das, obwohl Franziskas größtes Anliegen darin besteht, den Worten, von denen sie sich selbst „erfunden“⁷⁴⁴ sieht, gerade ihren (fatalen) Sinn zu nehmen:

Wenn ich die Augen aufriss, zählte Franziska bis zehn oder sie begann, ein einziges Wort wie einen ganzen Schwall Wörter in die Länge zu ziehen. Wenn ich die Augen zu Schlitzeln verengte, dachte sie das Wort mehrere Male rückwärts, bis es seinen Sinn verlor. Manchmal gelang es nicht, weil ihr Wörter einfielen, die ihren Sinn behielten, was immer sie versuchte. Das Wort Kreuz zum Beispiel. Oder Anna.⁷⁴⁵

Neben der eingangs erwähnten Naturalisierung der Mordlust eröffnet schließlich auch das Motiv der Karnivore noch weitere Deutungsebenen: zwar ist es stets (meist in Form des „Fettkrautes“⁷⁴⁶) zugegen, wenn Anna mordet oder Brände stiftet. – Mit den Insekten fressenden Pflanzen scheint Anna jedoch auch ihre einzigen Verbündeten im Kampf gegen Franziskas und gegen ihre eigenen Peiniger gefunden zu haben. Denn Annas „Zuchtziel“ ist eine *Pinguicula grandiflora*, die „auch mit einem Nashornkäfer fertig werden würde“⁷⁴⁷ – um so einmal mehr „Täter“- und „Opfer“-Rollen vertauschen zu können:

Der Nashornkäfer krabbelte über Franziskas Körper. Seine Scheren zwackten ihr ins Fleisch. [... Franziska] betrachtete den gefräßigen Mund und stellte sich vor, wie sie Stück um Stück den unersättlichen Schlund zugeführt werden würde. Franziska wagte nicht mehr, sich zu rühren. Unbeweglich verfolgte sie den Weg des Insekts auf ihrem Körper.⁷⁴⁸

Es ist nicht nur der Nashornkäfer, der hier als Bedrohung in den Blick kommt, sondern ebenso der „Mann im weißen Kittel“⁷⁴⁹, der Psychiater Lodemann, ein „Lebensborn“-Kind, der die Jüdin Franziska nicht nur mit seinen eigenen Schuldkomplexen bedrängt,

⁷⁴² Mehr: *Brandzauber*, S. 174f.

⁷⁴³ Mehr: *Brandzauber*, S. 121.

⁷⁴⁴ Mehr: *Brandzauber*, S. 20: „Während andere ihr Leben erfanden, hatte das Leben Franziska mit Hilfe unbegreiflicher Wörter erfunden.“

⁷⁴⁵ Mehr: *Brandzauber*, S. 122f.

⁷⁴⁶ Mehr: *Brandzauber*, S. 118 ff.

⁷⁴⁷ Mehr: *Brandzauber*, S. 92.

⁷⁴⁸ Mehr: *Brandzauber*, S. 115.

⁷⁴⁹ Mehr: *Brandzauber*, S. 116.

sondern sie in der oben zitierten Passage ans Bett fixiert hat, so dass sie sowohl dem Käfer als auch seinen Blicken hilflos ausgeliefert ist.

Nicht zuletzt bedeutet die Identifikation mit den Karnivoren auch für Anna selbst Schutz vor den usurpatorischen, exotisierenden und fixierenden Blicken anderer auf das Mädchen mit der Haut von „dunkle[r] Farbe“⁷⁵⁰:

In meinem Bücherregal steht eine gerahmte Fotografie. Zwei halbwüchsige Mädchen schauen einem unsichtbaren Eindringling entgegen. Ihre Blicke pfeilen trotzig aus dem Bild, halten, als wären ihre Augen mit Sperrborsten ausgestattet, das Betrachterauge fest. Ohne Kenntnis der Venusfliegenfalle bleiben dem Betrachter die Augen des rechts stehenden Mädchens fremd: die Lider zwei Blatthälften, die jeden Augenblick zuschnappen, zerquetschen, und mit ihren Sekreten zersetzen können.⁷⁵¹

Wie bei der weiter oben zitierten Begegnung Annas mit Gertrud soll auch der Blickwechsel mit dem Fotografen nichts von Anna offenbaren, was der Betrachter nicht selbst an ihr abzubilden versucht, soll ihr Blick zudem diese Projektionen an der Oberfläche abprallen lassen und auf den Betrachter zurückwerfen, ihn gar zerstören.

Der Fotograf, voyeuristisch unter einem schwarzen Tuch und hinter dem Kameraauge versteckt, erhält weder ein expressionistisch inspiriertes Foto zweier exotischer, „dunkler“, Mädchen, deren imaginierte „Wildheit“ im Kontrast zur Anstaltsuniform nur noch größer wirken muss, noch lässt sich die Phantasie eines lesbischen Mädchenpaars zufriedenstellend ins Bild setzen⁷⁵², denn das Lächeln, als stillschweigende Zustimmung zur intendierten Bildaussage und von Anna als Komplizenschaft gewertet, wird von den Mädchen verweigert.⁷⁵³

Auch Annas Sexualität orientiert sich am Karnivorenbild, verbunden mit der Phantasie einer männerverschlingenden *femme fatale*, einer zerstörerischen, da emotional unbeteiligten „Carmen“:

Im Treibhaus nehme ich ihn mir vor, warte, bis er, vom Duft der Karnivorenblüten betäubt, zu hecheln beginnt und mache mich dann über ihn her. Ich sauge ihn aus, presse ihm den Lebenssaft aus dem Fleisch. Er ist meine Beute, meine Trophäe. Am Ende liegt kraftloses Gebein auf mir, unverdauliche Teile, die der Zersetzung durch meine Sekrete widerstehen. [...] Ich will nicht, dass er mich betrachtet, ich verlagere meine Gier in das harte Pulsieren meiner Kelchwände. Schon gleitet, nein, fällt er in die Tiefe, wird von meinen Schleimdrüsen verpuppt, ein gut

⁷⁵⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 14.

⁷⁵¹ Mehr: *Brandzauber*, S. 14.

⁷⁵² Wobei anzumerken ist, dass der Text selbst diese Mädchenliebschaft durchaus in Szene setzt und so den Leser – gewollt oder ungewollt – ebenso in die Position eines mitwissenden Komplizen bringt, wie es die Lektüre von Annas Lebensbeichte tut.

⁷⁵³ Mehr: *Brandzauber*, S. 23.

verschnürtes Paket. Schon greifen die Sperrborsten ineinander, beginnen die Verdauungssekrete ihr Werk.⁷⁵⁴

Eine „authentische“ Identität Annas lässt sich hinter all diesen Selbststilisierungen nicht ausmachen: zurückgeworfen werden lediglich die Vorstellungen des Betrachters bzw. diskursive Zuschreibungen.

Es sind neben den Parallelen zwischen der Biographie der Autorin und dem Werdegang der Protagonistin Anna just das Vexierspiel, das Anna mit Gertrud und der Text selbst mit dem Leser treibt, indem er ihn stets zum (eigentlich bereits als unwahr verworfenen) Wahrheitsdiskurs zurückführt, und die unauflösbare Ambivalenz der Motive, die das Irritationspotential des Textes ausmachen: an die Stelle einer semantischen Organisation und inhaltlichen Verknüpfung, die eine sinnkonstruierende Lektüre ermöglichen könnte, tritt deren Auflösung bzw. Annihilation, die wiederum Figuren und Handlung jenseits psychologischer Wahrscheinlichkeiten ansiedelt.

Schritte lenkende, leblose Gebilde

So absurd der Vergleich der moralisch-ethischen Kompetenz einer Insekten fressenden Pflanze mit derjenigen eines Menschen erscheint, ist er doch lange vor Mehrs *Brandzauber* in ‚wissenschaftlicher‘ Literatur gezogen worden.

Und ebenso wie die Figur Gertrud H. weist auch ihr Geschenk an Anna über den Rahmen des Textes hinaus, denn Gertruds Karnivore erlaubt Anna nicht nur zuallererst eine entsprechende Selbststilisierung, in deren Licht sie die vergangenen Ereignisse Revue passieren lassen kann, sondern weist auch auf den diskursiven Konnex zwischen Zigeuner und Karnivore hin: Cesare Lombrosos *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung* und somit auf den gesamten Diskurs zur Psychopathie bzw. zum „moralischen Schwachsinn“ der Zigeuner:

Allgemein bekannt sind die schönen Beobachtungen, die zuerst von DARWIN und nach seinem Vorgange von DRUDE, COHN, REES und WILL angestellt worden sind über die insectenfressenden Pflanzen, worunter 11 Droseraceen, 4 Saracenaceen, 5 Neptentaceen, 11 Lentibularieen (s. Utricularien) und die *Cephalotus follicularis*. ***Diese Pflanzen verüben an den Insecten wahre Morde.***

Wenn z.B. das kleinste Insect [...] auf ein Droserablatt fällt, so wird es sofort durch deren Secrete festgeklebt und durch die zahlreichen Tentakel zusammengedrückt, deren es etwa 192 an jedem Blatte gibt. Diese letzteren beugen sich über dem Insect binnen 10 Secunden und erreichen nach anderthalb Stunden das Centrum des

⁷⁵⁴ Mehr: *Brandzauber*, S. 16ff.

Blattes, worauf sie sich nicht eher wieder erheben, bis das Thier todt und zum Theil verdaut ist.⁷⁵⁵ [...]

Diese Thatsachen, in denen ich das Aufdämmern verbrecherischen Wesens zu erblicken glaube, erwähne ich so eingehend, weil man hier vielleicht, bei Unbekanntschaft mit ihrer absoluten Abhängigkeit von den histologischen Bedingungen, Vorbedacht, Hinterhalt, Tödtung aus Habsucht und gewissermaassen auch jene Freiheit der Wahl (Verschmähung kleinerer Insekten und stickstoffloser Substanzen) vermuthen könnte, welche von vielen Seiten irrthümlicher- und phantastischerweise zur Grundlage der Verantwortlichkeit gemacht worden ist. [H.v.m.]⁷⁵⁶

Lombrosos Vergleich zielt darauf ab, zum einen die Schuldunfähigkeit bestimmter, namentlich „moralisch irrer“, psychopathischer Verbrecher zu belegen – denn so wie das Verhalten der fleischfressenden, Insekten mordenden Pflanzen „histologisch“, also von ihrer Gewebestruktur her zu erklären sei, sei der „moralische Schwachsinn“ eine Folge von (u.a. alkoholbedingten) „Molecular-Veränderungen im Gehirn“⁷⁵⁷ und „die Theorie vom freien Willen nichts [...] als eine von den Feinden der Gedankenfreiheit und von den rechtgläubigen Kirchen vorzugsweise ausgenutzte Lehre.“⁷⁵⁸ Versuche, einen solchen Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen und durch Maßnahmen wie Haft u. dergl. zur Einsicht zu bringen, seien folglich zum Scheitern verurteilt, da er aufgrund seines angeborenen Verbrechertums *per se* nicht besserungsfähig sei.

Zum anderen verfolgte Lombroso mit dieser Argumentation den Nachweis der Notwendigkeit einer Einrichtung kriminalpräventiver Anstalten, in denen „erblich belastete“, nicht notwendigerweise bereits straffällig gewordene, aber in Zukunft möglicherweise „gesellschaftsgefährdende“ Individuen zum Schutz der Gesellschaft lebenslänglich interniert werden sollten⁷⁵⁹, seien nur erst die „körperlichen und geistigen Kennzeichen der angeborenen Delinquenz als Indicien [für eine drohende Gesellschaftsgefährdung] angenommen“.⁷⁶⁰

Zu diesen „Indicien“ zählte Lombroso neben körperlichen Merkmalen und einem Hang zum Alkoholismus u.a. „unbezwingliche Triebe, das Bedürfniss Böses zu thun u.s.w.;

⁷⁵⁵ Lombroso, Cesare: *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Hamburg 1887, S. 2f

⁷⁵⁶ Lombroso: *Verbrecher*, S. 4.

⁷⁵⁷ Lombroso: *Verbrecher*, S. XXVI. Siegfried sah diesen Zusammenhang zwar weniger eindeutig, wies jedoch in *Kinder der Landstraße. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes* seinerseits darauf hin: „Dass ein erheblicher Teil der Fahrenden als schwachsinnig bezeichnet werden muss, steht nach unsern Erfahrungen ausser Zweifel. Inwieweit dieser Schwachsinn durch fortgesetzte Inzucht und durch den von Generation zu Generation weitergegebenen Alkoholismus bedingt ist, und in welchem Maße die unglaubliche pflegerische und erzieherische Vernachlässigung im frühen Kindesalter für diese Benachteiligung haftbar gemacht werden muss, ist im einzelnen Fall schwer zu entscheiden.“ S. 22.

⁷⁵⁸ Lombroso: *Verbrecher*, S. XXX.

⁷⁵⁹ Lombroso: *Verbrecher*, S. XXIII

⁷⁶⁰ Lombroso: *Verbrecher*, S. XXIX

ferner den Galgenhumor, der sich in der Gaunersprache neben einer Art abergläubischer Religiosität bekundet⁷⁶¹. Es verwundert nicht, dass diese Kriterien in Schriften von Jörger⁷⁶² bis hin zu Fontana⁷⁶³ wiederkehren und dass nicht zuletzt dem *Hilfswerk für die Kinder der Landstraße* ein ähnlicher Gedanke des präventiven „Gesellschaftsschutzes“ zugrunde lag, wenngleich unter den Vorzeichen einer „Besserungsfähigkeit“ der Jenischen im Kindesalter – was jedoch weder Zwangssterilisationen noch die permanente Unterbringung in Erziehungs- bzw. Strafanstalten als Maßnahmen ausschloss, wenn doch ein untherapierbarer „moralischer Schwachsinn“ diagnostiziert wurde.

Anders als z.B. in *steinzeit*, *Das Licht der Frau* und *Kinder der Landstrasse* wird in *Brandzauber* jedoch nicht der Versuch unternommen, diesen Wahrheitsdiskurs zu widerlegen, sondern ihn über die fiktive Realisierung der diskursiven Zuschreibungen in ihrer ganzen Monstrosität und letzten Konsequenz als eigentliche Fiktion und damit als unwahr auszuweisen. Der Text Lombrosos fungiert dabei nur als einer von mehreren intertextuellen/diskursiven Referenzpunkten. Ebenso zentral ist die im Roman wiedergegebene Legende, der zufolge ein Zigeuner einen Hufnagel zur Kreuzigung Christi beigesteuert und mit diesem Frevel die Ruhe- und Rastlosigkeit der Zigeuner begründet haben soll.⁷⁶⁴ Ein Narrativ, das ähnlich wie der Vorwurf des Christismordes gegenüber den Juden dazu dient(e), Ressentiments gegenüber diesen Minoritäten zu schüren und die Drangsalierung und Verfolgung von Zigeunern und Juden mit zu rechtfertigen.

Die Figur Anna erscheint in diesem Licht nicht nur als eine Inkarnation von Lombrosos „fleischfressender Pflanze“, einer skrupellos mordenden „geborenen Verbrecherin“ – die Legende vom Hufnagel bildet darüber hinaus die narrative Grundlage der Begegnung zwischen Anna und Franziska, die in der Kreuzigung der Jüdin durch die Zigeunerin endet

⁷⁶¹ Lombroso: *Verbrecher*, S. XX.

⁷⁶² So heißt es bei Jörger: „Die größte Gefahr jedoch war der Alkoholismus, welcher auch in meiner Geschichte eine so große Rolle spielt, daß sie klingt, wie ein garstiges Lied auf den Schnaps. Bei solchen, jahrhundertelangen Schädigungen läßt's ich [sic] voraussehen, daß dem eingeborenen Vaganten ein vom Urahn begründetes, vom Ahnen gehäuftes, unheilvolles Erbe von moralisch-ethischem Schwachsinn zufallen mußte.“ Jörger: *Psychiatrische Familiengeschichten*, S. 4.

⁷⁶³ Fontana schreibt über die „Sippe Xenos“: „Vor allem fallen sie durch ihre Reizbarkeit, die sich besonders unter Alkoholeinfluss zeigt, auf.“ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 349. Zum „Fall 10“, „M. E. Xenos, 1924“, heißt es: „13-jährig war sie bei sexuellen Spielereien mit Knaben die Anführerin. [...] Daneben bemerkte man eine zügel- und hemmungslose Triebhaftigkeit. [...] später diagnostizierte man einen Alkoholwahnsinn und schliesslich stellte man die Diagnose einer Schizophrenie.“ Fontana: *Nomadentum und Sesshaftigkeit*, S. 353.

⁷⁶⁴ Vgl. zu diesem Motivkomplex v.a. die Arbeiten von Ines Köhler-Zülch: *Die Geschichte der Kreuznägeln: Version und Gegenversion? Überlegungen zu Roma-Varianten*. In: Chesnutt, Michael (Hg.): *Telling Reality. Folklore Studies in Memory of Bengt Holbek*, Kopenhagen/Turku 1993, S. 219-232. Köhler-Zülch, Ines: *Die verweigerte Herberge. Die Heilige Familie in Ägypten und andere Geschichten von "Zigeunern" - Selbstäußerungen oder Außenbilder*. In: Jacqueline Giere (Hg.): *Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils*. Frankfurt/New York 1996, S. 46-86.

– denn als Jüdin identifiziert Franziska sich weniger mit dem Vorwurf des Christismordes (warum das so ist, soll noch gezeigt werden) als vielmehr mit der Figur des leidenden, gekreuzigten Judenkönigs, des schuldlos schuldig Gesprochenen, in dessen Leiden sie ein Sinnbild für ihren eigenen „Lebensauftrag“ zu finden glaubt:

Dass sie zum Leben verdammt war und dazu, Stellvertreterin zu sein für die Toten ihres Volkes, für die Ermordeten und die Ungeborenen, für jene, die auf der Flucht umgekommen und in den Lagern verreckt waren. Sie habe Anfang und Ende zu sein. Ein Alptraum, dem mit keiner Selbstbestrafung beizukommen sei. Sie möge noch so oft zu Kreuze kriechen und in hiobscher Haltung annehmen, was das Leben an Grauen zu bieten habe. Sie gehöre nicht sich, nicht diesem geschundenen Körper, der immer wieder über sich hinauswachsen müsse, um dem einen Auftrag zu genügen.⁷⁶⁵

Dieser „Auftrag“ kann folgerichtig erst mit ihrer Kreuzigung angemessen erfüllt werden, und die Zigeunerin Anna wird nicht nur zum „Judas“, zur heimtückischen, verräterischen Freundin⁷⁶⁶, sie spendet nicht nur das Kreuz und den Nagel dazu, sondern kreuzigt gleich selbst.

Dass Franziska ebenso wie Anna Produkte diverser, in das eigene Selbstbild integrierter Narrative und Diskurse sind, dass die Fremdzuschreibungen unmittelbar auf ihre Selbstaussarbeitung wirken, wird mehrfach deutlich.: „Habe ich Zigeunerschlampe gesagt? Eine alte Angewohnheit. Ich hörte das Wort so oft, dass mir keine andere Bezeichnung für mich einfällt. Ich stecke mit in diesem Wort.“⁷⁶⁷ Da Franziska kaum etwas über ihre tatsächliche Herkunft weiß, bildet neben der Litanei der Nonnen zu ihrer „jüdischen Schuld“⁷⁶⁸ und „Ursünde“⁷⁶⁹ ein Zeitungsartikel, den man „ihr zusammengefaltet unter den Teller geschoben“⁷⁷⁰ hat und dessen Inhalt sie sofort zur Ausgestaltung ihres Opfernarrativs übernimmt, die Basis für die Konstruktion ihrer jüdischen Identität.

In diesem Sinne sind Anna und Franziska tatsächlich „einem höheren Willen“ unterworfen, werden ihre Schritte, ebenso wie die interpretatorischen Schritte des Lesers oder die der Ameise in die Fangarme der Karnivore in der Eingangspassage, unausweichlich von „leblosen Gebilden“, und zwar von Diskursen, gelenkt.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass das Konzept einer biologischen bzw. psychosozialen Determiniertheit, wie es Lombroso, Jörger, Fontana et al. postulierten, nun

⁷⁶⁵ Mehr: *Brandzauber*, S. 76 f.

⁷⁶⁶ Mehr: *Brandzauber*, S. 170f.

⁷⁶⁷ Mehr: *Brandzauber*, S. 129.

⁷⁶⁸ Vgl. z.B. Mehr: *Brandzauber*, S. 46.

⁷⁶⁹ Mehr: *Brandzauber*, S. 160.

⁷⁷⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 69.

schlicht vom Konzept einer diskursiven Determiniertheit menschlichen Handelns, Denkens und Seins abgelöst würde.

Fiktion und Entsubjektivierung. *Brandzauber* als Erfahrungsbuch

Zentral für die Selbstaufarbeitung beider Mädchen ist in *Brandzauber* der von christlicher Seite vorgetragene Vorwurf der Mittäterschaft am (aus christlicher Sicht) verurteilungswürdigsten aller Morde, dem Christumord, sowie die mit dem Gedanken der „Erschuld“ verbundene Kriminalisierung, die bei Anna von zusätzlichen psychiatrischen, kriminal-anthropologischen etc. Diskursen gestützt wird.

Die (gegenstandslosen) Schuldzuweisungen führen bei Franziska zu einer subjektivierenden Selbstaufarbeitung, die im Wahrheitsspiel zur Widerlegung dieser Zuschreibungen eine Position extremer „Unschuld“ einzunehmen versucht – was sie selbst bei gewalttätigen Übergriffen auf die „Judenhure“, die dem „Land das Geld aus dem Säckel stiehlt“⁷⁷¹, in vollkommener Passivität verharren lässt:

Einmal hatten zwei Jäger Franziska auf der Straße gestellt. [...] Franziska mag die Prügel als ihre Bestimmung verstanden haben. Sie habe Mitleid gespürt, erzählte sie später unter Tränen, während die zwei über sie hergefallen seien. [...] Sie habe versucht, sich hochzustemmen, und da hätten sie wieder auf sie eingedroschen, sie in den Dreck gezwungen, zugeschlagen. Als sie endlich reglos dagelegen sei, sich nicht mehr gerührt habe: nichts da von Reue, keineswegs. Eine dumpfe Empörung vielleicht.⁷⁷²

Franziskas Passivität und Leidensbereitschaft enden schließlich im Zuge ihrer Kreuzigung in absoluter (Selbst-)Vernichtung. Denn der letzte und stärkste „Gegenbeweis“ für den Vorwurf der Täterschaft liegt in der Besetzung der Opferposition, der Wiederholung der Opferung desjenigen am „eigenen Leib“, an dem Franziska selbst (bzw. ihr „Volk“) zum Täter geworden sein soll: der gewaltsame Tod am Kreuz durch die Hand einer anderen, einer Täterin, die mit dem Schuldigwerden an der Kreuzigung zugleich den Beweis für Franziskas Schuldlosigkeit erbringt.

⁷⁷¹ Mehr: *Brandzauber*, S. 26.

⁷⁷² Mehr: *Brandzauber*, S. 25ff.

Es wird deutlich, dass der Spieleinsatz bei diesem Wahrheitsspiel im Falle der Akzeptanz der unterwerfenden Zuschreibungen des Wahrheitsdiskurses das eigene Leben ist. Für Franziska bleibt folglich nur eine nicht lebbare Identität.⁷⁷³

Bei der Figur Anna verhält es sich genau umgekehrt: Spieleinsatz ist hier nicht das Leben an sich, sondern jegliche Form der Identität bzw. Subjektposition, die an die Unterwerfung unter den Wahrheitsdiskurs geknüpft wäre – und damit „Identität“ schlechthin. Ein solches Projekt der Entsubjektivierung ist, folgt man Foucault, wenn überhaupt nur in Form einer wiederholenden Annäherung an die unterwerfenden Bedingungen möglich, also vor allem an diejenigen Zuschreibungen, die den Anlass dafür bieten, dass sich das Subjekt sich selbst zu denken gibt. Da diese Zuschreibungen dadurch, dass sie Bestandteil des Wahrheitsdiskurses sind, zwar einen Wahrheitsanspruch erheben, gleichzeitig aber tatsächlich gegenstandslos sind (in *Brandzauber*, wie oben gezeigt, u.a. der Vorwurf des Christismordes), werden sie nicht als Unterwerfungsmechanismen erkennbar, wenngleich sich die Selbstausrbeitung unweigerlich an diesen Zuschreibungen orientiert und das Subjekt erst durch Unterwerfung unter diesen Diskurs (sprich: durch ein Treten in Relation dazu) zu einer Ausarbeitung von Subjektpositionen gezwungen ist.

Als Unterwerfungsmechanismen können diese Zuschreibungen jedoch im Akt ihrer Wiederholung erkennbar werden – denn dies kann den Effekt zeitigen, dass die Gegenstandslosigkeit der unterwerfenden Zuschreibungen in ihrem vollen Ausmaß sichtbar wird. Sind die Zuschreibungen auf diese Weise als unwahr erfahrbar geworden, verlieren sie gleichzeitig ihr unterwerfendes Moment, denn Gegenbeweise erübrigen sich in diesem Fall ebenso wie die damit verbundenen subjektivierenden Selbstausrbeitungen.

- Unerlässlich ist dabei jedoch das Element der Fiktion, da nur eine symbolische, und nicht etwa eine tatsächliche Wiederholung der unterwerfenden Bedingungen diesen Effekt zeitigen kann – denn während die symbolische Wiederholung die Gegenstandslosigkeit diskursiver Zuschreibungen erfahrbar machen und sie als Unterwerfungsmechanismen entlarven kann, würde eine Wiederholung *in actu* den Beweis ihrer Wahrhaftigkeit erst erbringen.

⁷⁷³ Dies gilt ebenso für zwei weitere Figuren des Romans, die sich den Schuldzuweisungen eines „wahren Diskurses“ unterworfen haben: Annas Vater, der die Legende vom Hufnagel und der zigeunerischen Schuld am Leben erhält, indem er sie seiner Tochter weitergibt; der ähnlich wie Franziska Unbill und Leiden einem eigenen Versagen zuschreibt und es in hiobscher Haltung erträgt (Mehr: *Brandzauber*, S. 50); und der schließlich für die Brandstiftung seiner Tochter verantwortlich gemacht wird und daran zugrunde geht (Mehr: *Brandzauber*, S. 120). Und der Psychiater Lodemann, der sich als Lebensborn-Kind mitschuldig an den nationalsozialistischen Gräueltaten empfindet, der die Schuld für Franziskas Kreuzigung auf sich nimmt und sich, wie es der Text nahe legt, im Zuge einer selbst auferlegten Strafe ebenso wie Annas Vater tötet. (Mehr: *Brandzauber*, S. 188).

Es ist das Zusammenspiel dieser sich gegenseitig ausschließenden Verweisstrukturen und die Verwischung der Grenze zwischen Wirklichkeitsreferenz und Fiktion, die *Brandzauber* zu einer paradoxen Lektüreerfahrung und damit den Text auch für den Leser zu einem Erfahrungsbuch machen. Auf der Handlungsebene bestätigt die Umsetzung der diskursiven Zuschreibungen mittels der Zigeunerin Anna vordergründig den Wahrheitsdiskurs. Dieser Aspekt tritt umso stärker und irritierender hervor, je mehr über para- und intertextuelle Verfahren die Grenze zwischen Fiktion und ‚Wirklichkeit‘ zur Auflösung gebracht, die Romanhandlung im Bereich des Möglichen, als autobiographisch inspirierter Bericht einer tatsächlichen Zigeunerin gedacht werden kann. Diese Verfahren weisen jedoch ebenso wie die metanarrativen Kommentare⁷⁷⁴ gleichermaßen auf die Urheberin, bzw. die „Gemachtheit“ des Textes und der Figuren hin, vor allem auf die nahezu wortgetreue Umsetzung bzw. Hyperbolisierung der diskursiven Vorgaben, und hier insbesondere die Argumentationsweise Lombrosos hinsichtlich des Verbrechertums fleischfressender Pflanzen und der Übertragung dieses Gedankens auf menschliche Individuen bzw. Gruppen. Die Absurdität dieser durchaus folgenreichen Lombroso’schen Gedankenführung wird nachvollziehbar und ebenso wie die Legende vom Christusmord als eigentliche Fiktion und in ihrer tatsächlichen Funktion, nämlich als Unterwerfungsmechanismus, offensichtlich.

Die Züchtung ihrer Karnivoren, die Anna mit „Artfremden“ zur „optimalen Aufzucht“ umgibt⁷⁷⁵, das „klinische Interesse“⁷⁷⁶, mit dem sie beim Beobachten der Tötungsvorgänge, bei der Konservierung und Katalogisierung der ausgeschiedenen Insektenüberreste und nicht zuletzt bei ihrem eigenen Töten zu Werke geht, verweisen darüber hinaus auf das eigentlich Monströse: diskursive (‚wissenschaftliche‘) und daran geknüpfte gesellschaftliche Praktiken, die unter Berufung auf Konzepte wie Moralität oder Schuldfähigkeit Menschen zum Untersuchungsgegenstand machen, um Maßnahmen zu rechtfertigen, die ihrerseits von größter Menschenverachtung zeugen.

Wenngleich sich Entsubjektivierung Foucault zufolge im Akt des Schreibens bzw. Lesens vollzieht und aus den oben dargelegten Gründen außertextlich beim Textproduzenten bzw. -rezipienten zu verorten ist, während der Text selbst nur als Medium der Erfahrung dient,

⁷⁷⁴ Vgl. u. a. die bereits weiter oben zitierte Passage: „Das von mir entworfene Wesen Anna wird keine Anstrengungen unternehmen, sich anders als der ihr zugeschriebenen Obsession für Tote gemäß einzurichten. [...] Und wenn ich doch einmal in Versuchung komme, linst mir die andere Anna über die Schulter und lässt es nicht zu.“ Mehr: *Brandzauber*, S. 99f.

⁷⁷⁵ Mehr: *Brandzauber*, S. 11.

⁷⁷⁶ Mehr: *Brandzauber*, S. 13.

finden sich in *Brandzauber* Hinweise darauf, dass auch die Figur Anna selbst einen Entsubjektivierungsprozess durchläuft. Dieser Prozess ist aufs Engste mit der ihr zum Geschenk gemachten Karnivore und dem dadurch ausgelösten (wenngleich nur in Gedanken formulierten) Lebensbericht verbunden, der zwar (in der Logik des Textes) nicht schriftlich niedergelegt ist, aber dennoch als entsubjektivierend gelesen werden kann.

Annas „Geschichte“ wird in der präsentierten Form erst in dem Moment denk- und erzählbar, als sie die Karnivore erhält und beginnt, sich – in Form einer „Archäologie des Wissens“ – in Lexika⁷⁷⁷ über das „Wesen“, die „Natur“ dieser Pflanzen zu informieren (und dabei womöglich Parallelen zu den ihr als Zigeunerin zugeschriebene Eigenschaften zu entdecken), um sich dann selbst als Karnivore zu entwerfen. Es bleibt offen, ob die Morde und die Brandstiftungen, von denen Anna berichtet, tatsächlich geschehen, oder ob sie nur Teil ihres fiktiven Lebensentwurfes sind. Zwar wird der Umstand, dass Anna in keinem Fall für ihre Verbrechen zur Rechenschaft gezogen wurde, von ihr selbst damit plausibel gemacht, dass andere die Schuld dafür auf sich nehmen – eine Außenperspektive auf Anna und ihr Verhalten bietet jedoch neben Karl, der beim heimlichen Fensterln gerade keine gefühlskalte „Karnivore“ wie beim von Anna geschilderten Liebespiel, sondern eine weinende, emotional berührte und schwache Anna zu sehen bekommt⁷⁷⁸, nur die Figur Gertrud. Bestätigt wird durch sie zwar Annas merkwürdiges Verhalten in Bezug auf die „Neue“ im Pflegeheim, die in Anna Erinnerungen an Franziska weckt. – Dieses Verhalten beschränkt sich jedoch auf „pervers verzierte[...] Kreuze[...] und stinkende[...] Vogelkadaver[... mit denen Anna die] Gäste erschreckte“ und das Herumlaufen „in einer ausgetragenen Anstaltsuniform.“⁷⁷⁹ Auch hinsichtlich der Vögel, die Anna bei lebendigem Leibe gekreuzigt haben will, wird lediglich bestätigt, dass sie die „unangenehme Angewohnheit [hat], im Garten Vögel zu begraben.“⁷⁸⁰

Die recht eindrücklichen und detaillierten Schilderungen ihrer Taten lassen sich ihrerseits im Bereich der Fiktion ansiedeln, denn sie sind ausschließlich auf ihr gedankliches Gespräch mit Gertrud beschränkt – im Rahmen der parallel verlaufenden realen Handlung im Sanatorium ist es nur der Karnivorengarten im Treibhaus, der die Glaubwürdigkeit von Annas Erzählung stützt. Bei der Begegnung Annas mit der neuen Patientin, in der sie Franziska wiederzuerkennen glaubt, wird lediglich auf Inhalte des Zwiegesprächs mit

⁷⁷⁷ Mehr: *Brandzauber*, S. 12.

⁷⁷⁸ Mehr: *Brandzauber*, S. 54ff.

⁷⁷⁹ Mehr: *Brandzauber*, S. 144.

⁷⁸⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 125.

Gertrud angespielt, wenn Anna der „Neuen“ etwa einen rostigen Hufnagel (sprich: Kreuzigungsnagel) in die Hand legt.⁷⁸¹

Aber auch Passagen ihrer „Gedankenbeichte“ selbst lassen Zweifel daran aufkommen, ob Anna die von ihr beschriebenen Taten wirklich begangen hat. Deutlich wird dies nicht nur in Bezug auf den „Jungenfüralles“, den Anna sich zu töten vornimmt, als er sie beim Liebesspiel mit Franziska auf dem Dachboden überrascht und bei den Nonnen denunziert, und der sich wenig später beim Sturz vom Dachboden tatsächlich das Genick bricht⁷⁸², sondern auch beim Tod des Mädchens, das Anna als „Zigeunerhure“ beschimpft hat :

Und plötzlich lag der Lüster auf dem Mädchen, das noch am Morgen die Schulbank mit Anna geteilt hatte. [...] Keine sah mich lächeln. Die würde mich nie mehr Zigeunerhure nennen. Über dem Kamin summte eine Fliege in den Fäden eines Spinnennetzes um ihr Leben. Das Netz schaukelte sanft. Blitzschnell näherte sich die Spinne dem Insekt. Der grüdschillernde Chitinpanzer verschwand unter der Verpuppung. Das summen wurde leiser. Verstumte. [...] Mich beachtete niemand.⁷⁸³

Ähnlich wie der Dachboden, von dem der Junge stürzt und der gleichzeitig der Schauplatz des Liebesspiels der beiden Mädchen war, auf Anna als Täterin verweist, ist es in der oben zitierten Passage der indirekte Vergleich des toten Mädchens mit einer ins Spinnennetz gegangenen Fliege. Die Nähe zur Tötungspraxis der Karnivoren lässt auch hier an Anna denken, ebenso wie der an anderer Stelle erwähnte mörderische „Späherblick“ der ‚Zigeunerin‘, der „über 157 Mädchenköpfe hinweg [...] sein Ziel“⁷⁸⁴ findet und auf diese Weise – so wird zumindest suggeriert – auch den Leuchter in Bewegung gesetzt haben könnte. Es finden sich aber auch Hinweise darauf, dass sich Anna als Täterin lediglich imaginiert: „Anna begann, das tote Mädchen in Gedanken zu verlegen, mal dahin, mal dorthin. Sie erfand andere Schauplätze, vom Tod verzauberte Orte.“⁷⁸⁵ Und auch im gedanklichen Zwiegespräch mit Gertrud lässt sie offen, was den Fall des Kronleuchters letztendlich verursacht hat – nicht zuletzt, um Gertrud einmal mehr über die Kraft der „impertinenten Zigeuneraugen“ im Unklaren zu lassen, sie „mit der Geschichte zu erschrecken“⁷⁸⁶ und sie wiederum mit ihren eigenen Vorstellungen über die Verschlagenheit von Zigeunern zu konfrontieren: „Ein Kronleuchter fällt doch nicht

⁷⁸¹ Mehr: *Brandzauber*, S. 136.

⁷⁸² Annas Kommentar hierzu gegenüber Gertrud lautet: „Aber nein, Gertrud, wir erstarren nicht vor Entsetzen. Wir wussten beide, dass der Tod einen jeden von uns mit einem Federstrich aus der Welt schaffen konnte. Eine Spur Mitleid vielleicht, ein leises Bedauern, einen Zeugen für unser Tun verloren zu haben.“ Mehr: *Brandzauber*, S. 104f.

⁷⁸³ Mehr: *Brandzauber*, S. 144f.

⁷⁸⁴ Mehr: *Brandzauber*, S. 133f.

⁷⁸⁵ Mehr: *Brandzauber*, S. 146.

⁷⁸⁶ Mehr: *Brandzauber*, S. 148.

einfach auf unschuldige Mädchen herunter, würde sie sagen, und ich liebe offen, ob ich meine Hand im Spiel gehabt hatte.“⁷⁸⁷

Wenn Annas Täterschaft nicht angezweifelt wird, so vor allem deshalb, weil sich beide Todesfälle, wie auch die Brandstiftung und das Töten der Vögel, als Racheakte lesen lassen und die zigeunerische Rachsucht, der verfluchende, böse Blick, ebenso Teil des Wahrheitsdiskurses sind wie der bereits genannte Alkoholismus oder die zigeunerische Triebhaftigkeit, kurz: der „moralische Schwachsinn“.

Dass die erzählende und die mordende Anna nicht identisch sind, lässt sich nicht nur aus Hinweisen der Ich-Erzählerin auf das von ihr „entworfene Wesen Anna“⁷⁸⁸ schließen. Wenn am Ende der gedanklichen Lebensbeichte, des Selbstentwurfes als Karnivore die Zerstörung der fleischfressenden Pflanzen steht, die sie bis dato ebenso sorgsam wie ihre daran orientierte Selbstausrüstung gepflegt hat, so deutet dies darauf hin, dass die Karnivoren ihren Zweck als entsubjektivierende Erzählfigur erfüllt haben, dass mit Hilfe des Narrativs von einer lustvoll mordenden Anna das Schattendasein der „anderen“ Anna als unterworfenen Subjekt ein Ende gefunden hat:

Reglos verharrt der Schatten an der Tür. Die Menge ist durch ihn hindurchgegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er gehört zu Annas Ruhe, ist ein Teil von ihr, ein Schatten, der immer schon da war. Als sich die Menge zerstreut, steht Anna ihm gegenüber, in ihrem zerrissenen Kleid, mit den Wunden auf der Haut. Arme und Beine sind ihr leicht geworden, der Körper ist ohne Wünsche. Sie bietet dem Schatten Wörter an, Sätze. Behutsam fügt sie Wort zu Wort, nachdem sie sie auf ihren Gehalt untersucht und für brauchbar befunden hat. Nun endlich ist eine andere Zeit, sagt sie.⁷⁸⁹

Die Zerstörung der Karnivoren hat ihre Entsprechung in der (Selbst-)Auflösung der erzählten Anna, und in der zuvor als Mausoleum für die von den Karnivoren ausgeschiedenen Insektenüberreste beschriebenen Wohnung „blieb kein Hinweis zurück, dass dort bis vor kurzem jemand gelebt hatte.“⁷⁹⁰ Es wird jedoch auch der Preis genannt, der mit Entsubjektivierung verbunden ist: denn die Auflösung von Subjektpositionen, so lebensnotwendig sie angesichts der unterwerfenden, nicht lebbar Selbstausrüstung Franziskas scheint, lässt sich keinesfalls als rein positiver Akt einer Befreiung lesen, der das Dasein erträglicher machen könnte. Entsubjektivierung bedeutet vielmehr zugleich die Auflösung von Identität und damit verbunden Verzicht auf interpersonelle bzw.

⁷⁸⁷ Mehr: *Brandzauber*, S. 148f.

⁷⁸⁸ Mehr: *Brandzauber*, S. 99.

⁷⁸⁹ Mehr: *Brandzauber*, S. 165.

⁷⁹⁰ Mehr: *Brandzauber*, S. 186.

gesellschaftliche Intelligibilität, da Machtspiele ebenso wie Anerkennungsspiele untrennbar an die Besetzung von Subjektpositionen geknüpft sind.

Aus diesem Grund sind die „Toten [... Annas] *vergebliche* [...] Versuche, in die Geborgenheit einer verständlichen Welt zurückzukehren.“[H.v.m.]⁷⁹¹ Verständlicher wird nichts. Das Potential des fiktiven Grenzexperiments kann allein darin liegen, neben dem Effekt der Auflösung von Subjektpositionen gleichzeitig die Auflösung der subjektivierenden Bedingungen denkbar zu machen, die durch ein solches Experiment erst sichtbar – und auch im Prozess der Lektüre – erfahrbar werden und „Möglichkeitssinn“ erzeugen.

⁷⁹¹ Mehr: *Brandzauber*, S. 54.

VII. 2. *Angeklagt*

*Wenn Sie wüssten, was ich zu verlieren habe.
Eine Geschichte. Meine Geschichte. Mein
ganzes Leben ...*⁷⁹²

Der 2002 erschienene und letzte Roman der Gewalt-Trilogie, *Angeklagt*, lässt sich in mehrfacher Hinsicht als Radikalisierung des poetologischen Konzepts von *Brandzauber* lesen. War dort die Grenze zwischen Fakt und Fiktion, zwischen der fiktiven Realisierung des Wahrheitsdiskurses im Roman und außerliterarischer Wirklichkeit vor allem durch Paratexte und die augenfälligen Parallelen zwischen Mehrs eigener Biographie und derjenigen der Protagonistin Anna unkenntlich gemacht worden, arbeitet Mehr in *Angeklagt* mit einer Verknüpfung von Zuschreibungen aus dem Wahrheitsdiskurs über Jenische mit dem realen Fall einer Serienmörderin, der 2001 die Schweizer Öffentlichkeit stark beschäftigte.

„Angeklagt“ ist im Roman die mehrfache Brandstifterin und Mörderin Kari Selb, die im Gespräch mit einer Gerichtspsychologin Auskunft über den Hergang der Taten und die Ursachen ihrer extremen Zerstörungswut und Gewaltbereitschaft geben soll. Die monologischen Antworten Karis ergeben eine „autobiographische Skizze“, die in ihrer Monstrosität die „Lebensbeichte“ Annas in *Brandzauber* weit übertrifft. Nicht nur das letzte Wort, sondern auch die Tat bleibt in *Angeklagt* der Protagonistin Kari vorbehalten – der Text endet mit der Darstellung der Ermordung der Gerichtspsychologin.

Serienmord, Zurechnungsfähigkeit und Sicherungsverwahrung

Schwerpunkt der Exploration durch die Psychologin bildet eine Familien- bzw. biographisch-soziale Anamnese, die Aufschluss über etwaige psychosoziale und genetische Auslösefaktoren für Karis Brutalität geben soll. Eigentliches Ziel der Befragung ist – wie Kari durchschaut und anmerkt – die Erstellung eines Gutachtens, das den Richtern Auskunft über ihre Zurechnungsfähigkeit geben soll:

An was wollen Sie mich heranzuführen? Klingt nach Kuhhandel. Sie haben mich an nichts und niemanden heranzuführen. Sie haben, soviel ich weiß, nur die Pflicht, mich nach den aktenkundigen Taten zu befragen und vor Gericht zu beweisen, dass

⁷⁹² Mehr, Mariella: *Angeklagt*. Zürich 2002, S. 8.

ich sie bei vollem Bewusstsein, ohne Zwang und ohne äußere Not begangen habe. Sie sollen meine Zurechnungsfähigkeit feststellen. Auf die ich großen Wert lege.⁷⁹³

Großen Wert deshalb, weil mit der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit auch die Frage nach der Willensfreiheit und die nach der künftigen Gefährlichkeit der Täterin verbunden sind, was wiederum Auswirkungen auf Art und Dauer der Sanktion hat: Inhaftierung oder Sicherungsverwahrung/psychiatrischer Maßregelvollzug:

Ich weiß, du schreist, dezent natürlich, nach einem Knüller, der, den verqueren Vorstellungen des Gerichts folgend, meine Unzurechnungsfähigkeit auf immer beweist. Die es, wie du mittlerweile gemerkt haben dürftest, nicht gibt. Und dieser Aufwand nur, um mich von einer Anstalt in eine andere zu verschieben. Wozu? Ich bin hier gut aufgehoben.⁷⁹⁴

Mit der Frage nach Zurechnungsfähigkeit und Legalprognose, die hier von der Protagonistin selbst als im Zentrum der Befragung stehend ausgewiesen wird, greift Mehr nicht nur erneut einen zentralen Aspekt auf, der im Diskurs über Jenische immer wieder eine Rolle spielte (etwa bei Lombroso und Waltisbühl)⁷⁹⁵ und von Mehr u.a. in Zusammenhang mit dem Deubelbeiss-Fall kommentiert worden war⁷⁹⁶, sondern thematisiert damit zugleich die bis in die Gegenwart hinein aktuelle Diskussion um einen adäquaten Schutz der Gesellschaft vor ‚gemeingefährlichen‘, ‚a(nti)-sozialen‘ Individuen.⁷⁹⁷ Die Beurteilung der Schuld- bzw. Zurechnungsfähigkeit ebenso wie die Gefährlichkeitsprognose bilden dabei den schwierigsten und einen durchaus nicht unumstrittenen Aufgabenbereich der forensischen Psychiatrie, denn „[e]iner festen, skalierbaren Regelung [...] muss sich die Beurteilung der Schuldfähigkeit bei Persönlichkeitsstörungen wegen der fließenden Übergänge zwischen Normalität sowie allen Schweregraden und Konstellationen abnormer Persönlichkeit auch weiterhin entziehen.“⁷⁹⁸ Dies gilt in besonderem Maße für die antisoziale bzw. dissoziale Persönlichkeitsstörung (die bei Kari vorzuliegen scheint), bei der sich seit Beginn der Konzeptentwicklung (Psychopathie/Soziopathie) „eine Kontamination der psychiatrischen Funktion der Diagnosestellung mit juristischen und kriminologischen Funktionen der

⁷⁹³ Mehr: *Angeklagt*, S. 13.

⁷⁹⁴ Mehr: *Angeklagt*, S. 106.

⁷⁹⁵ Vgl. Kapitel II.

⁷⁹⁶ Vgl. Kapitel III.

⁷⁹⁷ Vgl. zuletzt etwa die generellen Debatten um die Sicherungsverwahrung im Jahr 2010, nachdem der *Europäische Gerichtshof für Menschenrechte* in Straßburg im Dezember 2009 die in Deutschland praktizierte nachträgliche Sicherungsverwahrung als Verstoß gegen das Rückwirkungsverbot verurteilt und deren Aufhebung angemahnt hatte, woraufhin zahlreiche, als gefährlich eingestufte Straftäter in die Freiheit entlassen wurden.

⁷⁹⁸ Saß, Henning: *Psychopathie, Soziopathie, Dissozialität. Zur Differentialtypologie der Persönlichkeitsstörungen*. Berlin 1987, S. 118.

Urteilsbildung⁷⁹⁹ nachzeichnen lässt.⁸⁰⁰ Hinsichtlich der Gefährlichkeitsprognose gilt die Diagnose (antisoziale) Persönlichkeitsstörung als Indiz für ein verstärktes Rückfallrisiko.⁸⁰¹

Die Folgen des Gutachtens zu Schuldfähigkeit und prognostizierter Gefährlichkeit sind weitreichend: die Art der Sanktion – Strafe gemäß Schuld oder Sicherungsverwahrung/psychiatrischer Maßregelvollzug – ist unmittelbar mit dem gutachterlichen Befund verknüpft. Neben Schwachpunkten der Begutachtungs-⁸⁰² und Diagnoseverfahren selbst⁸⁰³ und der generellen Frage nach der Verfassungsgemäßheit der Sicherungsverwahrung, stellen die so genannten *false positives* ein Hauptargument gegen Gefährlichkeitsprognosen und die damit gerechtfertigte Verwahrung dar: Inhaftierte, die sich im Nachhinein als tatsächlich ungefährlich herausgestellt haben. – Das Dilemma besteht darin, dass sicherungsverwahrte Menschen jeglicher Möglichkeit beraubt sind, ihre Ungefährlichkeit für die Gesellschaft unter Beweis zu stellen. Hinzukommt, dass zahlreiche internationale Prognose-Checklisten vorwiegend statische/historische Variablen zugrunde legen, die *per se* nicht therapierbar sind. Die Nicht-Therapierbarkeit bedingt jedoch wiederum eine ungünstige Prognose, was in einen Zirkelschluss führt.⁸⁰⁴

⁷⁹⁹ Fiedler, Peter: *Persönlichkeitsstörungen*. Weinheim 2001, S. 210.

⁸⁰⁰ Saß hat eine Reihe von Kriterien zur Beurteilung der Schuldfähigkeit ‚antisozialer‘ Persönlichkeiten zusammengestellt: Für eine Beeinträchtigung der Schuldfähigkeit sprechen ihm zufolge u.a. eine psychopathologische Disposition der Persönlichkeit, chronische konstellative Faktoren (Abusus, deprivierende Lebensumstände), eine Schwäche der Abwehr und Realitätsprüfungsmechanismen, eine emotionale Labilisierung in der Zeit vor dem Delikt, sowie aktuelle konstellative Faktoren (Alkohol, Ermüdung, affektive Erregung).

Gegen eine Beeinträchtigung der Schuldfähigkeit sprechen u.a. eine Tatvorbereitung, planmäßiges Vorgehen, die Fähigkeit zu warten, ein lang hingezogenes Tatgeschehen und ein komplexer Handlungsablauf in Etappen, eine Vorsorge gegen Entdeckung, die Möglichkeit eines anderen Verhaltens unter vergleichbaren Umständen sowie ein Hervorgehen des Deliktes aus dissozialen Charakterzügen.

Vgl. Saß: *Psychopathie*, S. 119a.

In *Angeklagt* heben sich die jeweiligen Kriterien in etwa gegeneinander auf.

⁸⁰¹ Vgl. u.a. die *Kriterienliste der Schweizer Fachkommission des Strafvollzugskonkordats der Nordwest- und Innerschweiz* (2000), Punkt 3: „[S]eit Kindheit oder Jugend bestehende, bleibende Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen, zahlreiche dissoziale Merkmale, wie Bindungs- u. Haltlosigkeit, Gefühlskälte, fehlende Empathie“. Zit. n. Nedopil, Norbert: *Prognosen in der Forensischen Psychiatrie – Ein Handbuch für die Praxis*. Lengerich 2005, S. 294.

⁸⁰² Einer dieser Schwachpunkte liegt in dem Risiko, das der Gutachter mit einer günstigen Prognose auf sich nimmt: erweist sich der Entlassene als Rückfalltäter, wird die Verantwortung dem Gutachter und dessen möglicherweise mangelnder Kompetenz zugewiesen, weshalb es schon aus diesem Grund nahe liegt, im Zweifelsfall (der der Regelfall sein dürfte) eine ungünstige Prognose zu stellen.

⁸⁰³ Vgl. zu diesem Punkt Jost, Klaus: *Forensisch-psychologische Begutachtung von Straftätern. Ausgewählte Problemfelder und Falldarstellungen*. Stuttgart 2008, S. 56f..

⁸⁰⁴ Vgl. hierzu Punkte des HCR-20 (Historical Clinical Risk). U.a. werden genannt: frühere Gewaltanwendung; geringes Alter bei Erstdelinquenz; frühe Anpassungsstörungen; frühere Verstöße gegen Bewährungsaufgaben. Vgl. Nedopil: *Prognosen*, S. 111.

Die Rückfallrate forensischer Patienten ist deutlich niedriger als diejenige der Inhaftierten im Strafvollzug⁸⁰⁵, dennoch herrscht in der öffentlichen Wahrnehmung genau das entgegengesetzte Bild vor: die Bedrohung durch die Sicherungsverwahrten wird als weitaus größer empfunden als diejenige, die von Inhaftierten im Strafvollzug ohne psychiatrische Diagnose ausgeht. Die Sicherungsverwahrung erscheint so als durchaus anfechtbare Maßnahme, die lediglich einem (letztlich in diesem Ausmaß unbegründeten) Sicherheitsbedürfnis und einer irrationalen Angst vor ‚gemeingefährlichen Unverbesserlichen‘ Rechnung trägt. Die Begutachtungs- und Prognoseinstrumente weisen zudem zumindest in Teilen ebenso fragwürdige Aspekte auf wie etwa Überlegungen Lombrosos, von der Physiognomie auf ein genetisch bedingtes moralisches Defizit bestimmter Menschen zu schließen und daraus die Notwendigkeit ihrer Verwahrung auf unbestimmte Zeit abzuleiten.

Dass die Überlegungen Lombrosos dennoch auch in der gegenwärtigen Kriminologie/forensischen Psychiatrie keineswegs in Vergessenheit geraten sind, zeigt ein 2003 erschienener Aufsatz Thomas Knechts, des leitenden Arztes für Sucht und Forensik an der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen (CH) mit dem Titel *Cesare Lombrosos Theorie vom „geborenen Verbrecher“ – heute noch ein Thema?*⁸⁰⁶. Der Beitrag referiert eine Reihe von Studien seit 1945, die sich mit der Frage nach biologischen Risikofaktoren für Kriminalität (und vor allem für eine antisoziale Persönlichkeitsstörung) befassen. Darunter eine Studie von Epps und Parnel aus dem Jahr 1952, die zu dem Ergebnis kommt, dass Straftäterinnen schwerer und muskulöser seien als ihre gesetzestreuen Geschlechtsgenossinnen, eine Studie der *Schweizer Arbeitsgruppe Kriminologie* aus dem Jahr 1984, die anhand von Zwillings- und Adoptionsstudien die Erblichkeit von Kriminalität nachzuweisen versucht, sowie eine Untersuchung von Raine et. al. aus dem Jahr 2000, die mittels der Magnetresonanz-Tomographie eine Verminderung der grauen Substanz im Frontalhirn von Straftätern feststellt und diesen Befund ebenso wie Dysmorphien (angewachsene Ohrläppchen, zerfurchte Zunge etc.) als Hinweise auf eine kriminelle Disposition wertet.⁸⁰⁷

Das Fazit der Überlegungen Knechts lautet:

Auch wenn sich Lombrosos Thesen in mancher Hinsicht als unhaltbar erwiesen haben, zeigen diese Ausführungen, dass es durchaus lohnenswert ist, auch

⁸⁰⁵ Leygraf, Norbert: *Wirksamkeit des psychiatrischen Maßregelvollzugs*. In: Kröber, Hans L. und Klaus P. Dahle (Hgg.): *Sexualstraftaten und Gewaltdelinquenz*. Heidelberg 1998, S. 175-184.

⁸⁰⁶ Knecht, Thomas: *Cesare Lombrosos Theorie vom „geborenen Verbrecher“ – heute noch ein Thema?* In: Dittmann, Volker und Jörg-Martin Jehle [Hgg.]: *Kriminologie zwischen Grundlagenwissenschaften und Praxis*. Mönchengladbach 2003, S. 103-111.

⁸⁰⁷ Knecht: *Cesare Lombrosos Theorie*, S. 106, S. 108f.

antisoziale Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensmuster unter biomedizinischen und evolutionären Gesichtspunkten zu studieren.⁸⁰⁸

Der bereits in *Brandzauber* mittels der Erzählfigur der Karnivore thematisierte Aspekt eines unverbesserlichen, da jenseits der Willensfreiheit liegenden biologisch determinierten (bzw. persönlichkeitsbedingten) Verbrechertums und die daraus abgeleitete Idee des präventiven Gesellschaftsschutzes tritt so in *Angeklagt* ins Zentrum und wird aktualisiert, indem eine gegenwärtige juristisch-psychiatrische Praxis in den Blick kommt, die nicht (mehr) nur auf Zigeuner bzw. Jenische als ‚geborene Verbrecher‘ Anwendung findet, die aber gleichwohl mit Zigeuner-Diskursen und insbesondere Diskursen über den „moralischen Schwachsinn“ Jenischer in engem Zusammenhang steht.

Töten und Erzählen

Die Antwort auf die Frage, ob Kari als zurechnungsfähig oder als nicht zurechnungsfähig und möglicherweise „psychisch abnorm“ anzusehen ist, wird von der Psychologin in Kari's Lebensgeschichte gesucht. Herangeführt werden soll sie im Rahmen der Exploration an frühkindliche Erinnerungen, wohl um Aufschluss darüber zu erhalten, seit wann Kari's offensichtliche Gefühlsarmut bereits besteht. Denn eine Störung des Sozialverhaltens im Kindes- und Jugendalter gilt nicht nur als wichtiges Indiz für das Vorliegen einer Persönlichkeitsstörung⁸⁰⁹, sondern wird ebenso als Kriterium für die Legalprognose herangezogen. Ähnlich wie Anna Priska Kreuz in *Brandzauber* zeichnet sich auch Kari Selb in *Angeklagt* durch Emotionslosigkeit und die Abwesenheit jeglichen Schuldempfindens aus. Während jedoch Anna der neuen Patientin in der Pflegeanstalt, die sie an Franziska und deren Kreuzigung erinnert, kein Haar krümmt, die „Lust am Töten“ am Ende des Romans also kein Thema mehr zu sein scheint, gipfelt *Angeklagt* in der Ermordung der Gerichtspsychologin:

gibs zu eine wie du ist nur stolz auf ihren Kopf bildet sich wer weiß was ein aber beim Sterben fehlt die Courage zittert wie Laub und geizt und wehrt sich umsonst [...] und du hast umsonst in mir herumgestochert keine Malik gefunden ausgestochert ist jetzt für dich gilt in allen Schuhen ist Ruh nun bin ich an der Reihe

⁸⁰⁸ Knecht: *Cesare Lombrosos Theorie*, S. 111.

⁸⁰⁹ Vgl. hierzu die allgemeinen diagnostischen Kriterien einer Persönlichkeitsstörung nach DSM-IV:

„1. Ein überdauerndes Muster von innerem Erleben und Verhalten, das merklich von den Erwartungen der soziokulturellen Umgebung abweicht. [...] IV. Das Muster ist stabil und lang andauernd, und sein Beginn ist zumindest bis in die Adoleszenz oder ins frühe Erwachsenenalter zurückzuverfolgen.“ Zit. n. Saß, Henning und Sabine Herpertz (Hgg.): *Psychotherapie von Persönlichkeitsstörungen. Beiträge zu einem schulenübergreifenden Vorgehen*. Stuttgart 1999, S. 2.

rein mit der Scherbe und raus mit dem Blut muss ein bisschen fester zulangen wenn du erlaubst der stumpfen Scherbe wegen⁸¹⁰

Der fiktionalisierende Effekt der letztlich als rein imaginiert zu lesenden „Lebensbeichte“ in *Brandzauber* wird im nachfolgenden Roman auf den ersten Blick zugunsten eines (dokumentierten) Geständnisses einer tatsächlich „Angeklagten“ aufgegeben. *De facto* ist der Dialog zwischen Kari Selb und der Gerichtspsychologin jedoch ebenso einseitig wie die „Gedankenbeichte“ Annas und das Erzählen rein monoperspektivisch. Denn die Psychologin ist weder als eigenständige Figur ausgearbeitet, noch kommt sie selbst zu Wort, sondern bietet lediglich die Impulse für Karis Ausführungen und – durch das Tragen roter Schuhe – schließlich den Anlass für ihre eigene Tötung. Die erzählerische Unzuverlässigkeit, für die im Falle Annas in *Brandzauber* nur indirekte Hinweise in Form der Diskrepanzen zwischen Figurenperspektive/n und Handlungsebene vorlagen, reklamiert Kari ausdrücklich für sich, noch ehe das Gespräch überhaupt richtig begonnen hat:

Bringen wir es hinter uns, für welche Variante ich mich auch entscheiden werde. Ihre scheint klar zu sein. Ich sage das nicht, weil ich die Absicht habe, Sie zu belügen. Aber ein bisschen Spiel sei mir erlaubt und Erinnerungen, das wissen Sie, sind unberechenbar.⁸¹¹

Bereits mit diesem Hinweis konterkariert Kari den eigentlichen Zweck des Interviews und somit jeden Versuch der Psychologin, ihr einen authentischen, „wahrhaftigen“ Bericht ihrer Lebensgeschichte abzurufen, der sich dann mithilfe eines Diagnosemanuals auswerten ließe. Vielmehr reagiert Kari auf die ihr gestellten (und durchaus zielgerichteten) Fragen virtuos mit Konzepten, Kriterien und Erklärungsansätzen verschiedener psychischer Störungen und beweist mit diesem Spiel, mit dem bewussten/strategischen Einsatz diverser Erklärungsmodelle (ähnlich wie die Patienten in *Zeus oder der Zwillingston*) in dem Maße ihre geistige Klarheit und Zurechnungsfähigkeit, wie die Erfüllung der jeweiligen Diagnosekriterien sie in Frage zu stellen scheint.⁸¹²

⁸¹⁰ Mehr: *Angeklagt*, S. 137f.

⁸¹¹ Mehr: *Angeklagt*, S. 8.

⁸¹² Diese paradoxe Situation wird hinsichtlich der *antisozialen Persönlichkeitsstörung* in der Fachliteratur durchaus thematisiert, wobei mit der Fähigkeit des „strategischen Lügens“ (in diesem Zusammenhang allerdings bezogen auf das Vortäuschen einer Akzeptanz gesellschaftlicher Normen) vor allem von psychoanalytischer Seite die prinzipielle Nicht-Therapierbarkeit der entsprechenden Patienten begründet wird: „Die [antisozialen] Patienten belügen den Therapeuten, wobei ihnen voll bewusst ist, dass sie lügen. Sie verstehen die ‚moralischen‘ Forderungen der äußeren Realität, denen sie Lippendienst erweisen müssen, aber sie verstehen nicht, dass diese Forderungen ein authentisches Moralsystem repräsentieren, das andere internalisiert haben. [...] In ihrer Fähigkeit, wirkungsvoll zu lügen, spiegelt sich eine gewisse Integration des Selbst, aber diese Integration basiert auf dem pathologischen Größen-Selbst der narzisstischen Persönlichkeit und folgt ausschließlich dem Lustprinzip. [...] Bestehen keine außergewöhnlichen Umstände, dann ist eine

Was für Kari bei diesem Gespräch auf dem Spiel steht, hat sie kurz zuvor selbst benannt: „Wenn Sie wüssten, was ich zu verlieren habe. Eine Geschichte. Meine Geschichte. Mein ganzes Leben.“⁸¹³ Das Leben, die eigene „Geschichte“ so wird zu zeigen sein, lässt sich nur retten durch eine, die das „Spiel“ um die Frage nach Motiv und Zurechnungsfähigkeit der Täterin durch immer neue Tötungsszenarien in Gang hält, *ad infinitum* fortführt und damit eine totalisierende Interpretation und Repräsentation von vornherein ausschließt, so dass Kari von sich selbst sagen kann: „Ich bin im Zustand der Gnade. Ich töte. Ich bin.“⁸¹⁴ – Und zugleich: „Ich bin nichts. Nur sich wiederholende Tat.“⁸¹⁵ Wie Elena Gomel anschaulich macht, ist die Nicht-Repräsentierbarkeit ein generelles Kennzeichen des Serienmörders und zugleich die Ursache für eine regelrechte „Repräsentationswut“, die ihr eigentliches Ziel jedoch immer verfehlen muss:

As Cameron and Frazer point out, serial killers’ accounts of themselves are „representations, often consciously constructed, which draw on cultural as opposed to individual resources“. But when these “resources” are radically self-contradictory, the resulting account is necessarily hybrid, monstrous, and mutant. Thus representation, rather than being a seamless conduit between social compulsion and individual violence, becomes a site of their conflict.

But it is precisely the resistance of the serial killer to representation that acts as incitement to representing him again and again. In his encounters with an array of forensic specialists, psychologists and medical examiners, criminologists, scriptwriters, and authors, the serial killer functions as a figure of the Real, soliciting explanations and defying or deflecting them. And yet his own paradoxical and tormented subjectivity is delineated precisely by those narratives of violence whose perpetual renewal is the result of their perpetual failure to contain their subjects.⁸¹⁶

Der Mord an der Gerichtspsychologin, der den Roman beschließt, wird so einerseits zum ultimativen Mittel Karis, sich einer totalisierenden Repräsentation zu entziehen; zum anderen wird die Projektion von Angstphantasien und der zur Kontrolle dieser Phantasien entwickelte Erklärungsapparat als eigentliche „Brandursache“ ausgewiesen:

Dass eine wie du mit dem Reden ein Feuer entfacht einen Brand von der Größe deiner Angst und des Schmerzes, den du gleich spüren wirst habe ich Recht und nun werde ich genau hinsehen jedenfalls nichts übersehen wäre doch gefährlich wenn ich ausgerechnet dieses eine Mal versagen womöglich stürbest du nicht oder zu rasch oder zu langsam will alles geplant sein nur nichts dem Zufall überlassen⁸¹⁷

psychotherapeutische Behandlung in diesen Fällen kontraindiziert.“ Kernberg, Otto F.: *Schwere Persönlichkeitsstörungen. Theorie. Diagnose. Behandlungsstrategien*. Stuttgart 1991, S. 400.

⁸¹³ Mehr: *Angeklagt*, S. 8.

⁸¹⁴ Mehr: *Angeklagt*, S. 7.

⁸¹⁵ Mehr: *Angeklagt*, S. 68.

⁸¹⁶ Gomel, Elana: *Bloodscripts. Writing the Violent Subject*. Ohio 2003, S. 36.

⁸¹⁷ Mehr: *Angeklagt*, S. 132.

Kari Selb und die „Parkhausmörderin“ Caroline H.

Das Spannungsverhältnis zwischen Fakt und Fiktion erfährt in *Angeklagt* noch eine weitere und nahezu tagesaktuelle Zuspitzung: spielte *Brandzauber* lediglich mit der Frage nach der autobiographischen Dimension des Erzählten, basiert *Angeklagt*, wie Mehr angibt und auch aus recht deutlichen Anspielungen im Roman hervorgeht, auf Ereignissen und auf einer realen Persönlichkeit, die der (Schweizer) Leserschaft im Erscheinungsjahr des Romans lebhaft im Gedächtnis sein musste: der 2001 wegen wiederholter Brandstiftung und mehrfachen Mordes zu lebenslanger Gefängnisstrafe bzw. Verwahrung verurteilten Caroline H., dem weiblichen „Hannibal Lecter“ der Schweiz, wie die *WoZ* einen Beitrag untertitelte.⁸¹⁸

Der gebürtigen Österreicherin wurden neben ca. 50 Brandstiftungen die Tötung zweier Frauen zur Last gelegt, einer 29-Jährigen im Sommer 1991 im Urania-Parkhaus in Zürich und einer 61-jährigen Spaziergängerin im Januar 1997 an der Seepromenade sowie die versuchte Tötung einer 75-jährigen Buchhändlerin im März 1998.⁸¹⁹ In allen drei Fällen ließ sich keinerlei Tatmotiv erkennen. Laut Anklage war die 1991 18-jährige Caroline H. bereits mit dem Vorsatz, wahllos eine Frau in einem Parkhaus zu erschrecken und zu töten, nach Zürich gekommen. Als eine 29-jährige Frau, die kurz zuvor ein Brautkleid abgeholt hatte, das man im Kofferraum fand, in ihr Auto steigen wollte, griff Caroline H. sie von hinten an und stach sie mit einem Butterfly-Messer nieder. Ihr zweites, 61 Jahre altes Opfer attackierte sie im Park⁸²⁰ zunächst mit einem Teppichmesser; als die Klinge des Messers abbrach, stach sie mit einem zweiten Messer rund 30 Mal zu und zertrümmerte dem Opfer anschließend mit einem Stein den Schädel. Die 75-jährige Buchhändlerin, die sie 1998 überfiel, überlebte die Attacke mit zahlreichen Messerstichen in den Hals schwer verletzt.⁸²¹

Bereits 1993 hatte das Luzerner Kriminalgericht die Sicherungsverwahrung Caroline H.s angeordnet, nachdem sie – wegen 38 Brandstiftungen in Untersuchungshaft befindlich – Betreuerinnen und eine Therapeutin angegriffen und einem weiteren Therapeuten, der auch

⁸¹⁸ Boos, Susan: *Frauen, die töten*. In: *WoZ-Online*, 20.12.2001
<http://www.woz.ch/archiv/old/01/51/7373.html>. (Letzter Zugriff: 08.12.2010)

⁸¹⁹ Felber, Thomas (tom): *Antrag: 20 Jahre Zuchthaus und Verwahrung. Erster Prozesstag gegen die 28-jährige Messerstecherin*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 18. Dezember 2001, S. 41.

⁸²⁰ In *Angeklagt* fungieren „Brautkleid“ und „Stadtpark“ bzw. „Taubenfutter“ neben den roten Schuhen als einzige Attribute der Opfer Karis: „Ach ja, der Fund im Stadtpark. Kennst du ihn?“ (Mehr: *Angeklagt*, S. 118) „Na wenn schon ich rede gern bei der Arbeit hab auch mit der Taubenfutterfrau ein Wort gewechselt und erst recht mit der erwartungsfrohen Braut [...] auch die Taubenfutterfrau schrie umsonst und die mit dem Brautkleid“ (Mehr: *Angeklagt*, S. 137).

⁸²¹ Vgl. Felber, Thomas (tom): *Messerangriffe einer Frau gegen Frauen. Die Tötungen im Parkhaus Urania und am Zürichhorn*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 15./16. Dezember 2001, S. 46.

als Gutachter wirkte, von Tötungsphantasien erzählt hatte. Ein Jahr später hob das Luzerner Obergericht die Sicherungsverwahrung wieder auf, 1996 wurde Caroline H. aufgrund des Schlussberichtes der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich probeweise entlassen.⁸²² Die erneute Inhaftierung Caroline H.s wegen mehrfacher Tötungsdelikte zwei Jahre später löste zahlreiche Diskussionen aus, u.a. über die bisher möglicherweise unterschätzte Gewaltbereitschaft von Frauen und die Zuverlässigkeit psychiatrischer Gutachten hinsichtlich der prognostizierbaren Gefährlichkeit von StraftäterInnen.⁸²³

Die von Caroline H. nach eigener Aussage begangenen Taten waren lange Zeit unaufgeklärt geblieben, da keinerlei Tatmotiv ersichtlich und die Polizei aufgrund der Brutalität der Delikte stets von einem männlichen Täter ausgegangen war. Zu ihrer Verhaftung kam es erst, als sie sich im Mai 1998 selbst in eine psychiatrische Klinik einwies und dem Klinikpersonal von einer Brandstiftung und Alpträumen, in denen sie Frauen in Parkhäusern tötete, berichtete. Nachdem die Klinik diese Informationen an die Polizei weitergegeben hatte, kam Caroline H. am 28. Mai 1998 in Untersuchungshaft, wo sie weitere Geständnisse ablegte. Auch in Untersuchungshaft, die sie zum Teil in der psychiatrischen Universitätsklinik Basel verbrachte, griff sie eine Psychiatrieschwester an und verletzte sie schwer, so dass schließlich im Frauengefängnis Hindelbank eigens für Caroline H. eine Hochsicherheitszelle eingerichtet wurde.⁸²⁴

Besondere Beachtung fand in der medialen Berichterstattung der Umstand, dass eine Frau eine derartige Gewaltbereitschaft, Skrupellosigkeit und Brutalität zeigte. Die Presse hob mehrfach die Gefühlskälte und die unerklärliche Lust am Töten der Angeklagten, aber auch ihr ‚unweibliches‘ Auftreten und Aussehen hervor:

⁸²² Baur, Axel (axb): *Die Gerichtspsychiatrie vor Gericht. Macht und Ohnmacht der Justiz gegenüber Gewalttäterin*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 17. Dezember 2001, S. 35.

⁸²³ Vgl. hierzu Artikel von Susan Boos *Frauen, die töten*: „Der «SonntagsBlick» lieferte am vergangenen Wochenende eine Interpretation: Der Prozess gegen Caroline H. werfe «ein Schlaglicht auf eine aktuelle traurige Entwicklung: Immer mehr Frauen in der Schweiz werden gewalttätig». Eine bunte Grafik illustrierte, wie sich seit 1995 die Gewalttätigkeit der Frauen explosionsartig entwickelt hat. Sowohl die orange Kurve «Körperverletzung» wie die rote Kurve «Mord» sind in den vergangenen Jahren markant angestiegen. Daneben steht: «Töteten in der Schweiz in den achtziger Jahren im Schnitt jährlich sechzehn Frauen, waren es in den neunziger Jahren im Schnitt zwanzig und im letzten Jahr schon dreissig Tatverdächtige.» Der Gerichtspsychiater Josef Sachs von der Psychiatrischen Klinik Königsfelden (AG) bestätigt die «SonntagsBlick»-Diagnose: «Frauen halten sich vermehrt in öffentlichen Räumen auf, verwickeln sich somit häufiger in ausserfamiliäre Konflikte.» Zudem neigten junge Frauen dazu, sich an männlich geprägten Idealen zu orientieren, statt eigene Lösungen zu suchen. Sachs gilt unter Medienleuten als Mörderinnen-Fachmann. Sie liessen ihn während des Prozesses gegen Caroline H. immer wieder zu Wort kommen. Seine These - mehr Emanzipation gleich mehr kriminelle Frauen - gefällt. Wahr ist sie aber nicht. Ebenso wenig stimmt die Grafik des «SonntagsBlicks». Boos Susan: *Frauen, die töten*. In: *WoZ-Online*, 20.12.2001. <http://www.woz.ch/archiv/old/01/51/7373.html>. (Letzter Zugriff: 08.12.2010)

⁸²⁴ Felber: *Messerangriffe*, NZZ, 15./16. Dezember 2001, S. 46.

Wer sich vom Prozess eine abschließende Erklärung [für die scheinbar motivlosen Bluttaten] erhoffte, wurde allerdings enttäuscht. Wohl bestätigte die Angeklagte, die mit ihren kurz geschorenen Haaren und einem lebhaften Blick geradewegs burschikos wirkte, die in der Untersuchung abgelegten Geständnisse ohne Beschönigungsversuche oder Relativierungen. Mit knappen, aber präzisen Sätzen, in nüchternem Tonfall, so als würde sie von einer anderen Person reden, erzählte sie von der zwanghaften „Lust“, Allmacht über ihr fremde Frauen zu erlangen, diese zu erschrecken und, in logischer Konsequenz, zu töten.⁸²⁵

Neu angefertigte psychiatrische Gutachten beschrieben Caroline H. als wohlbehütetes Einzelkind aus geordneten Verhältnisse, Konflikte habe es im familiären Umfeld kaum gegeben, zumindest seien sie nicht ausgetragen worden. Sie sei nicht krank im medizinischen Sinn, gleichwohl wurde eine erhebliche kombinierte Persönlichkeitsstörung mit narzisstischen und schizoiden Zügen festgestellt, die sich in Größenphantasien und einem gestörten Selbstwertgefühl manifestiere. Zudem fänden sich Hinweise auf eine Borderline-Störung. Caroline H. sei kaum fähig, Freude zu empfinden und habe ihre Sexualität aus ihrem Leben völlig ausgeblendet.⁸²⁶

Verurteilt wurde Caroline H., deren Spuren an keinem der Tatorte sichergestellt werden konnten, in dem Indizienprozess vor dem Zürcher Obergericht einzig aufgrund ihrer Geständnisse, die für das Richterergremium keinen Zweifel an der Täterschaft der Angeklagten ließen, denn ihre „Aussagen seien konstant, die Frau habe über Wissen verfügt, das nur von der Täterschaft stammen konnte.“⁸²⁷ Es meldeten sich jedoch auch Stimmen zu Wort, die bezweifelten, dass es sich bei Caroline H. um die tatsächliche Täterin handelte, zumal sie stets Bekanntschaft mit Polizisten gesucht hatte⁸²⁸ und demnach auch auf diesem Wege an Detailinformationen hätte gelangen können.

Vor Gericht bestätigte Caroline H. ihre früheren Geständnisse und zeigte sich über die bevorstehende Verwahrung erleichtert. Auf die Frage, was sie in Freiheit tun würde, hatte sie Presseberichten zufolge geantwortet: „Dann hätte ich ein Problem und würde sofort wieder etwas anstellen. Ich würde ein Opfer suchen. Ein Drögeler [Drogensüchtiger] geht auch immer wieder auf die Gasse.“⁸²⁹ Die lebenslange Gefängnisstrafe, wurde „zugunsten

⁸²⁵ Felber: *Antrag*, NZZ, 18. Dezember 2001, S. 41.

⁸²⁶ Felber: *Antrag*, NZZ, 18. Dezember 2001, S. 41.

⁸²⁷ Felber: *Antrag*, NZZ, 18. Dezember 2001, S. 41.

⁸²⁸ So war es ein mit ihr befreundeter Polizist, der im Vorfeld des Luzerner Prozesses 1993 den entscheidenden Hinweis auf Caroline H. als Brandstifterin gegeben hatte. Vgl. tom (Kürzel): *Antrag*, NZZ, 18. Dezember 2001, S. 41.

⁸²⁹ Felber, Thomas: *Messerstecherin wegen Mordes verurteilt. Lebenslängliche Zuchthausstrafe und Verwahrung*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 19. Dezember 2001, S. 41.

einer Verwahrung wegen ‚geistiger Abnormität‘ aufgeschoben“.[H.i.O.]⁸³⁰ Therapeutische Maßnahmen wurden Caroline H. nicht zugesprochen, Aussicht auf Besserung bzw. Therapierbarkeit ihrer psychischen Störungen bestand demzufolge aus Sicht der Richter zum Zeitpunkt der Verurteilung nicht. 2007 beantragte Caroline H. die Anordnung einer stationären therapeutischen Maßnahme, da sie sich selbst mittlerweile als behandlungsfähig ansah.

Mit *Angeklagt* verweist Mehr damit zum einen auf den vor Gericht verhandelten Fall einer (unmotiviert und aus Lust) mordenden Frau, was gegenüber *Brandzauber* eine noch deutlichere Akzentuierung des faktischen Aspektes erkennen und den Text in einem gewissen Umfang als Kommentierung dieses realen Falles lesbar macht, wobei auch hier den Paratexten eine entscheidende Funktion zukommt.

Besonders das dem Roman vorangestellte Motto kann geradezu als Rechtfertigung „weiblicher Mordlust“ verstanden werden: „Weibliches Töten ist ein Schritt / aus der weiblichen Sprachlosigkeit. / Es heißt nichts anderes als: / Ich spreche. Jetzt spreche ich.“⁸³¹ Paradox daran scheint zunächst, dass im Falle Mehrs der Roman offensichtlich ohne jede Gewaltanwendung den Schritt aus einer Sprachlosigkeit zu leisten vermag, der in Bezug auf Kari Selb nur in Form des Tötens für möglich erklärt wird.

Zum anderen bringt Mehr bei öffentlichen Lesungen wiederum gezielt ihre eigene Biographie ins Spiel, wenn es beispielweise in einer 2005 am Oberlin College U.S.A. gegebenen Einführung in den Roman heißt:

Diese Berichte [über Caroline H.] lösten in der Autorin eine Reihe von Fragen aus:

- Was sind die Voraussetzungen, die ein solches Gewaltpotential erzeugen und auslösen können?
- Hätte ich, wäre mein Leben anders verlaufen, gleiches [sic] oder ähnliches [sic] tun können?

⁸³⁰ Schwarzenegger, Christian: *Einfache Fragen – einfache Antworten? Ein Fall für den Experten: das Fernsehen und die Verwahrung*. In: Bundesamt für Justiz, Fachbereich Straf- und Maßnahmenvollzug (Hrsg.): *Info Bulletin*, 1, 2009, S. 29.

⁸³¹ Mehr: *Angeklagt*, S. 6. Ob es sich tatsächlich, wie angegeben, um ein Zitat von Foucault handelt, ließ sich bisher nicht belegen. Inhaltlich weist es Parallelen zu Positionen auf, die sich in Beiträgen des von Foucault herausgegebenen Sammelbandes zum *Fall Rivière* finden. Vgl. zum Beispiel Jean-Pierre Peter und Jeanne Favret: *Das Tier, der Wahnsinnige, der Tod*. In: Michel Foucault (Hrsg.): *Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafrecht*, Frankfurt/M 1975, S. 213: „Wir glauben [...] daß der Eingeborene, um das Wort zu ergreifen und um gehört zu werden, erst einmal töten und dann dafür sterben muß. Ihre Taten sind Diskurse; aber was sagen sie und warum sprechen sie diese entsetzliche Sprache des Verbrechens?“ Und ähnlich auf S. 215: „Der Mord, exemplarisches Ereignis, zielt inmitten einer erstarrten Welt, auf die Zeitlosigkeit der Unterdrückung und auf die Ordnung der Macht.“

- Wie hätte mein Leben verlaufen müssen, dass ich Caroline H. geworden wäre?⁸³²

Die von Mehr in Bezug auf *Angeklagt* formulierten Fragen, sofern sie als Deutungsangebot aufgefasst werden, führen zu noch gravierenderen interpretatorischen Schwierigkeiten und Kurzschlüssen als die autobiographischen Anleihen in *Brandzauber*. Denn sie suggerieren die Auseinandersetzung mit einer „Täterbiographie“ und damit die Möglichkeit einer realistischen und psychologisierenden Lektüre der Ausführungen Karis.⁸³³ Fragt der Leser nach den Ursachen für ihre Taten, teilt er notgedrungen die Position der Gerichtspsychologin, die anhand von Karis Erzählung ja ihrerseits die „Voraussetzungen, die ein solches Gewaltpotential auslösen können“, sucht. Zusätzlich erleichtert wird die Besetzung dieser Position durch die fehlende Figurencharakterisierung der Gerichtspsychologin und den dialogisch angelegten Monolog Karis, der über die Anrede „Du“ auch als direkte Leseransprache fungieren kann.

Die zweite und vor allem die dritte Frage („Wie hätte mein Leben verlaufen müssen, dass ich Caroline H. geworden wäre“) führt direkt zum Wahrheitsdiskurs über Jenische. Denn die Antwort, die der Roman auf diese Frage bereit zu halten scheint, lautet: Um eine gefühlsarme, brutale Serienmörderin und -brandstifterin zu werden, bedarf es eines unsteten, eklatant vernachlässigenden, gewaltbereiten, alkoholabhängigen und promiskuen familiären Umfeldes im Kindes- und Jugendalter. – Womit in etwa die Positionen und Argumente umrissen sind, die dem *Hilfswerk für die Kinder der Landstraße* als Rechtfertigung für Kindswegnahmen dienen. Den diversen Paratexten zu *Angeklagt* kann so ein ähnlicher Effekt zugeschrieben werden, wie Foucault ihn für den autobiographischen Bericht Raymond Roussels zu den Leitlinien seines literarischen Schaffens konstatiert hat:

[...] da diese Offenbarung der letzten Minute und doch von langer Hand geplant nunmehr die unabweisbare und zweideutige Schwelle darstellt, die in das Werk einführt, indem sie es abschließt, treibt sie mit uns ganz offensichtlich ihr Spiel:

⁸³² <http://www.mariellamehr.com/Oberlin/angeklagt.htm>, 10. Oktober 2009. (Letzter Zugriff: 25.10.2010)

⁸³³ Eine solche Lesart, wie sie etwa Iacovino verfolgt, muss jedoch, wie auch Gabi Rütth argumentiert, die poetologische Dimension des Textes verfehlen. Vgl. Rütth, Gabi: *Die Elemente und der Tod. Literarische Deutungsverschiebungen in der Moderne*. Hagen 2008, S. 155, Fußnote 457. Ähnlich wie bei O’Leary liefert auch bei Rütth das dualistische Diskursmodell des ‚frühen‘ Foucault die theoretische Basis der Analyse, das neben der ‚Literatur‘ auch dem ‚Wahnsinn‘ als „ungeordnetem Sprechen“ *per se* ein subversives Potential zubilligte. Rütth sieht daher in Foucaults „Überzeugung, dass sich die Komplexität des Wahns nicht diskursiv ergründen lasse, dass sich die je eigene Bild(-Sprache) [sic] des Wahnsinns einem Zugang widersetze“ den „thematischen Kern“ von Mehrs Roman. Rütth: *Die Elemente und der Tod*, S. 162. Dass es sich bei Mehrs *Angeklagt* gerade nicht um die Darstellung eines ‚Wahns‘ handelt, wird zu zeigen sein.

Indem sie uns einen Schlüssel bietet, der das Spiel leer laufen lässt, gibt sie uns ein zweites Rätsel auf.⁸³⁴

Denn auch Mehrs Text selbst legt keinesfalls nahe, dass es darum geht, die Hintergründe und Ursachen von Karis Taten zu klären. Dafür sprechen u.a. Karis Hinweise auf die „Unberechenbarkeit“ von Erinnerungen oder Zitate wie das folgende:

Das Töten braucht keine Rechtfertigung. Seine Wahrheit liegt in der Tat. Weshalb sie also mit Begründungen besudeln, die nicht einmal vor Gericht standhalten. Das Töten braucht keine Anbiederung mit dem Opfer, es braucht nur sich als Sinn und Ziel.⁸³⁵

Auf diesem Standpunkt beharrt Kari umso mehr, je deutlicher wird, dass die Gutachterin (aufgrund der Kenntnis der Akten, die sie mit sich herumträgt „als wären es die Zehn Gebote“⁸³⁶) wie auch der Untersuchungsrichter⁸³⁷ bereits mit einer impliziten Persönlichkeitstheorie operieren und versuchen, ein bestimmtes Bild von Kari zu zeichnen bzw. zu bestätigen⁸³⁸ und ihr Verhalten nachvollziehbar zu machen. Erklärungsversuche, die Kari durchschaut und die sie stets mit entsprechenden Erwidern pariert:

Ich habe Zerstörung immer als eine selbständige Kraft verstanden. Ich weiß, Sie, Frau Doktor, möchten meinen Taten so etwas wie eine Ihnen verständliche Begründung geben. Doch weder Hass noch Neid noch andere Gefühle veranlassten mich, die einmal gewählten Objekte zu zerstören.⁸³⁹

Auch bei *Angeklagt* lässt sich folglich von einem *Erfahrungsbuch* sprechen, das den Leser in Paradoxien führt und auf eigene diskursive Verstrickungen zurückverweist. Denn das Bedürfnis nach psychologischen, biologischen, sozialen oder kulturellen Erklärungsmodellen wird in dem Maße verstärkt und die entsprechenden Diskurse zu ‚Devianz‘ und ‚Entartung‘ auf den Plan gerufen, in welchem Kari ihre Taten einerseits als irrationale Akte reiner Willkür ausgibt und andererseits durch ihre Selbstrepräsentation, die auf einer Vielzahl von (widersprüchlichen) Deutungsmustern beruht und alle erdenklichen

⁸³⁴ Foucault, Michel: *Raymond Roussel*. Frankfurt/Main 1989, S. 9.

⁸³⁵ Mehr: *Angeklagt*, S. 32.

⁸³⁶ Mehr: *Angeklagt*, S. 83.

⁸³⁷ „[Der Untersuchungsrichter und ich] hatten schon viel Zeit miteinander verbracht. Wir kannten uns und ich übte mich in Geduld, wenn er mit einer Lüge bezichtigte, nur weil ihm eine Aussage nicht gefiel. Das geschah immer öfters. Ich brauchte also immer mehr Geduld.“ Mehr: *Angeklagt*, S. 54.

⁸³⁸ Ein Bedürfnis, das als gravierende Fehlerquelle bei der Erstellung von Gutachten bekannt ist: „Relativ oft ist in Gutachten zu beobachten, dass eine Neigung besteht, ein möglichst konsistentes Bild vom Verhalten eines Probanden zu entwerfen, obwohl im Untersuchungsbericht widersprüchliche Informationen zu finden sind. Man kann darin einen Spezialfall der ‚Tendenz zur guten Gestalt‘ sehen. Das ist die Neigung, Fehlendes an einem Bild zu ergänzen oder Störendes zu übersehen. Diese Tendenz zum konsistenten Bild kann sich besonders in Gutachten bemerkbar machen, die ein ‚Persönlichkeitsbild‘ des Probanden erstellen wollen.“ Westhoff, Karl und Marie-Luise Kluck: *Psychologische Gutachten schreiben und beurteilen*. Berlin 1991, S. 146.

⁸³⁹ Mehr: *Angeklagt*, S. 61.

Erklärungsansätze zitiert, einen Erklärungsüberschuss produziert, der sie vollkommen identitätslos und somit jenseits jeglicher Repräsentierbarkeit erscheinen lässt.

Ebenso wie in *Brandzauber* wird diese Dynamik in *Angeklagt* durch die (erklärte) Wirklichkeitsreferenz des Textes verstärkt bzw. überhaupt erst in diesem Maße in Gang gesetzt, da jeder Versuch der Selbstberuhigung, sich in rein fiktiven Welten zu bewegen, von der (vermeintlichen) Wirklichkeitsreferenz durchkreuzt wird. Denn unleugbar bietet der Fall „Caroline H.“ ja den Beleg für die Existenz einer tatsächlich unmotiviert, brutal und rein aus Lust mordenden Frau. Die Verstörung und Ungläubigkeit, die dieser Fall in der Öffentlichkeit auslöste und die sich auch an der Medienberichterstattung ablesen lässt, ist jedoch ebenso ein Beleg für die ausgesprochene Seltenheit solcher Vorfälle, die in einem extremen Gegensatz zu ihrer ausgeprägten Präsenz in fiktionalen Texten (wie etwa Thomas Harris' Hannibal Lecter Romanen), aber auch zu dem diagnostischen, juristischen und theoretischen Apparat steht, mit dem die Gefahr, die als von solchen Menschen ausgehend empfunden wird, kontrollierbar gemacht werden soll. Ein Apparat, der zudem zur Verselbständigung neigt, so dass ganze Gruppen – wie etwa die Jenischen – Gegenstand der damit verbundenen angstbesetzten Phantasien und Ziel eines ‚kriminalpräventiven‘ Zugriffs werden (konnten), ohne dass auch nur annähernd vergleichbare oder überhaupt irgendwelche Straftaten die Grundlage dafür bildeten.

Das mit derartigen Angstphantasien verbundene Bedürfnis nach Projektion und die damit einhergehende Eigendynamik reflektiert Kari wiederum im Interview unter dem Stichwort „Fremdsucht“ bzw. „Fremdwut“:

Und was ist mit dem, was Millionen Menschen aneinander schmiedet. Die Fremdsucht und damit die verlorene Zusammengehörigkeit zwingt uns zu immer phantasievolleren Versuchen, zurückzugewinnen, was wir verloren haben. Die Fremdwut, auch deine, Süße, hat ihren Preis. Manchmal jongliert das Heute mit dem Heute und wird zu unendlicher Zeit, zu aller Zeit.⁸⁴⁰

Dass *Angeklagt* auch mit Blick auf die Position der Autorin als Erfahrungsbuch gelesen werden kann, lässt sich anhand der Verschiebungen zeigen, die der Roman im Vergleich zu den Presseberichten über Caroline H. aufweist. Sprachen die Gutachter bei Caroline H. von einer Familie, in der Konflikte nicht offen ausgetragen wurden, finden sich in *Angeklagt* zahlreiche Passagen, die handfeste Auseinandersetzungen der Familienmitglieder thematisieren. Diagnostizierten die Gutachter Caroline H.s eine narzisstisch-schizoide Borderline-Persönlichkeitsstörung, überwiegen im Roman Hinweise auf eine dissoziative Identitätsstörung und, wie bereits eingangs erwähnt, eine anti- bzw.

⁸⁴⁰ Mehr: *Angeklagt*, S. 107.

dissoziale Persönlichkeitsstörung⁸⁴¹ - und damit auf ein Störungsbild, dessen Ursprünge im Konzept des ‚moralischen Schwachsinn‘ liegen.

‚Moralischer Schwachsinn‘, ‚Asozialität‘ und ‚antisoziale Persönlichkeitsstörung‘

Eine kritische Diskussion und Infragestellung der Verquickung von sozialer Devianz und pathologischer Störung, die schon das historische Konzept des ‚moralischen Schwachsinn‘ und auch noch das daraus hervorgegangene heutige Konzept der antisozialen Persönlichkeitsstörung bis in die Gegenwart begleitet und in Form der international gebräuchlichen psychiatrischen Klassifikationssysteme DSM III⁸⁴² bzw. IV und ICD 9 bzw. 10 auch in der Diagnostik entscheidend beherrscht, findet in umfassender und nachhaltiger Form seitens der Psychiatrie im deutschsprachigen Raum erst seit den 1980er Jahren statt.

Die Gefahren, die von dieser Verquickung und den damit verbundenen moralisch-ethischen, anthropologischen und ideologischen Implikationen ausgehen können, hat Henning Saß in seiner kritischen Studie *Psychopathie, Soziopathie und Dissozialität. Zur Differentialtypologie der Persönlichkeitsstörungen* aus dem Jahr 1987 zusammengefasst:

Die Kehrseite dieser zunehmenden Pathologisierung von Erscheinungsformen sozialer Abweichung wird am deutlichsten in totalitären Systemen sichtbar, wo politischen, gesellschaftlichen oder kulturellen Dissidenten über ihre Außenseiterrolle hinaus gern das Etikett einer pathologischen Abweichung gegeben wird. Hier wie dort bleibt kritisch zu prüfen, ob die soziale Devianz eine Fundierung in psychischen Anomalien erkennen lässt. Dabei kann die Neigung zu ungewöhnlichen Verhaltensweisen allein nicht zum ausreichenden Beleg für eine geistig-seelische Störung werden, vielmehr erscheint es notwendig, daß eine erkennbare Beziehung zum Erfahrungswissen über psychopathologische Veränderungen vorliegt. Paradigmatisch für dieses Problem steht die diagnostische Entität einer antisozialen Persönlichkeitsstörung, die im neueren Schrifttum unter

⁸⁴¹ Wobei anzumerken ist, dass z.B. auch der psychoanalytische Ansatz von Rauchfleisch in einem „depressiv-narzisstischen Kernkonflikt auf der Grundlage einer Borderline-Organisation mit Strukturpathologie in Ich und Über-Ich“ ein wesentliches Merkmal dissozialen Verhaltens sieht. Rauchfleisch, Udo: *Dissozial*. Göttingen 1981.

⁸⁴² Was seinerseits zunächst als grundlegende Neuorientierung in Bezug auf die Umsetzung einer weltweit akzeptablen Systematik angesehen wurde, die auch von der Antipsychiatrie-Bewegung und der Labeling-Kritik in den 1960er und 1970er Jahren wichtige Impulse bezog. (Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. 27) Hinsichtlich des Störungsbildes „anti“- bzw. „dissoziale“ Persönlichkeit fehlt jedoch auch im DSM III eine Differenzierung zwischen psychopathologischen Persönlichkeitsmerkmalen und dissozialen Verhaltensweisen. (Saß: *Psychopathie*, S. 27).

Vernachlässigung psychopathologischer Gesichtspunkte vorwiegend durch einen Katalog dissozialer Verhaltensweisen definiert wird.⁸⁴³

Das Störungsbild „antisoziale Persönlichkeit“ umfasste jedoch nach DSM III auch noch Ende der 1980er Jahre nicht nur strafrechtlich ahndbare Verhaltensweisen wie Diebstahl, Betrug, Körperverletzung u. dergl., sondern darüber hinaus Kriterien wie „Arbeitsunwillen“, „Nicht-Sesshaftigkeit“, „unsteten Lebenswandel“, „Promiskuität“, Mangel an „vorausschauendem Planen“ sowie die Vernachlässigung familiärer/elterlicher Pflichten, die einen engen Zusammenhang mit Diskursen zur ‚zigeunerischen Asozialität‘ erkennen lassen⁸⁴⁴.

Diagnostische Kriterien antisoziale Persönlichkeitsstörung gemäß DSM III-R (1989)

- A) Derzeitiges Alter mindestens 18 Jahre
- B) Anzeichen einer Störung des Sozialverhaltens schon vor Vollendung des 15. Lebensjahres.
Mindestens *drei* der folgenden Kriterien müssen erfüllt sein:
Der Betroffene
- (1) **hat oft die Schule geschwänzt;**
 - (2) **lief mindestens zweimal über Nacht von zu Hause fort, während er noch bei den Eltern oder Pflegeeltern wohnte** (oder nur einmal ohne Rückkehr);
 - (3) zettelte häufig Schlägereien an;
 - (4) benutzte in mehr als einer Schlägerei eine Waffe;
 - (5) zwang eine andere Person zu sexuellem Kontakt
 - (6) **quälte Tiere**
 - (7) **quälte andere Personen**
 - (8) **zerstörte vorsätzlich fremdes Eigentum (nicht durch Brandstiftung)**
 - (9) **legte Feuer**
 - (10) **log häufig** (außer zur Verhinderung körperlicher Misshandlung oder sexuellen Missbrauchs)
 - (11) **hat mehr als einmal gestohlen**, ohne dem Bestohlenen gegenüberzustehen (einschließlich Fälschung)
 - (12) **hat in Gegenwart des Bestohlenen gestohlen** (z.B. Überfall, Taschendiebstahl, Erpressung, bewaffneter Überfall)
- C) Ein Muster von verantwortungslosem und antisozialem Verhalten seit dem 15. Lebensjahr.
Mindestens *vier* der folgenden Kriterien müssen hierbei erfüllt sein:
Der Betroffene
- (1) Ist **unfähig, eine dauerhafte Tätigkeit auszuüben**, angezeigt durch eines der folgenden Merkmale (mit ähnlichen Verhaltensweisen in einem akademischen Umfeld im Fall von Studenten):
 - (a) war innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren sechs Monate oder länger arbeitslos, obwohl er arbeitsfähig war und Arbeit verfügbar war;
 - (b) fehlte wiederholt am Arbeitsplatz, ohne dass dies durch eigene Krankheit oder durch Krankheit in der Familie begründet war;
 - (c) löste mehrere Arbeitsverhältnisse auf, ohne eine neue Arbeit im Auge zu haben;
 - (2) kann sich nicht an rechtliche Normen der Gesellschaft anpassen, begeht wiederholt antisoziale Handlungen, die einen Grund für eine Festnahme darstellen (egal ob mit oder ohne Festnahme), z.B. Zerstörung fremden Eigentums, Belästigung anderer Personen, Diebstahl oder Ausüben einer illegalen Tätigkeit;
 - (3) ist reizbar und aggressiv, was sich in wiederholten Schlägereien oder Überfällen ausdrückt (nicht bedingt durch die ausgeübte Tätigkeit, Selbstverteidigung oder Verteidigung einer anderen Person) einschließlich Verprügeln der Ehefrau oder des Kindes;

⁸⁴³ Saß: *Psychopathie*, S. 37.

⁸⁴⁴ Vgl. Kapitel II.

- (4) erfüllt wiederholt nicht seine finanziellen Verpflichtungen, kann z.B. seine Schulden nicht bezahlen oder Zahlungen für das Kind oder andere abhängige Personen nicht regelmäßig leisten;
 - (5) kann nicht vorausschauend planen oder ist impulsiv, angezeigt durch eines oder beide der folgenden Kriterien:
 - (a) **reist planlos durch die Gegend, ohne vorherige Arbeitsplanung und ohne eine klare Vorstellung über die Dauer der Reise;**
 - (b) **hat mindestens einen Monat keine feste Adresse;**
 - (6) **hat kein Wahrheitsempfinden, was gekennzeichnet ist durch wiederholtes Lügen,** Ausflüchte oder „Betrügen“ anderer Personen zum persönlichen Vorteil oder Vergnügen;
 - (7) ist rücksichtslos gegenüber sich selbst und anderen, was gekennzeichnet ist durch Trunkenheit am Steuer oder wiederholte Raserei;
 - (8) kann als Elternteil oder Erziehungsberechtigter nicht verantwortungsvoll handeln. Eines oder mehrere der folgenden Kriterien müssen hier erfüllt sein:
 - (a) Unterernährung des Kindes;
 - (b) Erkrankung des Kindes aufgrund mangelnder Hygiene;
 - (c) Unfähigkeit, bei einem ernsthaft erkrankten Kind für medizinische Hilfe zu sorgen;
 - (d) Abhängigkeit des Kindes von Nachbarn und weiter entfernt wohnenden Verwandten in Bezug auf Nahrung und Unterkunft
 - (e) Unfähigkeit, einen Babysitter für ein Kleinkind zu finden, wenn der Elternteil nicht zu Hause ist;
 - (f) wiederholte Verschwendung des Haushaltsgeldes für persönliche Zwecke;
 - (9) **Hatte nie länger als ein Jahr eine monogame Beziehung;**
 - (10) **Verspürt keine Gewissensbisse** (Kränkungen, Misshandlungen oder Diebstähle werden als gerechtfertigt angesehen)
- D)** Das antisoziale Verhalten tritt nicht ausschließlich im Verlauf einer Schizophrenie oder von manischen Episoden auf. [H.v.m.]⁸⁴⁵

Die Kriterien „Vernachlässigung elterlicher Pflichten“ und der Aspekt des „planlosen Reisens“ wurden im nachfolgenden DSM IV gestrichen, insgesamt weist die neue Kriterienliste jedoch eine weitere Akzentsetzung in Richtung gewohnheitsmäßiger Delinquenz auf.⁸⁴⁶

Auch die Erklärungsmodelle für die Entstehung der antisozialen Persönlichkeitsstörung und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen lassen nach wie vor Spuren u.a. der Positionen Lombrosos erkennen. So erscheint die Forschung zum Einfluss hereditärer Faktoren, die – vor allem im deutschsprachigen Raum – nach 1945 aufgrund ihrer Verquickung mit Kriminalbiologie und Rassentheorie im Nationalsozialismus zugunsten soziogenetischer Theorien zunächst aufgegeben, in den 60er Jahren aber wieder aufgenommen wurde⁸⁴⁷, weiterhin motiviert von kriminalpräventiven Überlegungen. Denn der praktische Nutzen eines Nachweises der Erbllichkeit „antisozialer Persönlichkeitsmerkmale“ kann über den Versuch einer Erklärung der Ätiologie des Störungsbildes hinaus nicht in der Entwicklung eines Therapiekonzeptes liegen, sondern

⁸⁴⁵ Zit. n. Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. 213f.

⁸⁴⁶ Vgl. Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. 216f.

⁸⁴⁷ Was Saß wiederum positiv als Überwindung „ideologische[r] Einseitigkeiten“ wertet. Saß: *Psychopathie*, S. 28.

nur in einem kriminalpräventiven Zugriff auf die „Risikogruppe“, was wiederum eine Stigmatisierung der entsprechenden Personen mit sich bringt.

Aber auch psychosoziale Erklärungsmodelle, welche die Ursache einer antisozialen Persönlichkeitsentwicklung in „gestörte[n] emotionale[n] Beziehungen, Familienverhältnisse[n] und Milieubedingungen“⁸⁴⁸ suchen, werden zu einer ähnlich unausweichlichen und stigmatisierenden Diagnose, wenn sie mit der Annahme einhergehen, dass „emotionale und pädagogische Vernachlässigung in früher Kindheit generelle Störungen der sozialen und emotionalen Belastungsfähigkeit mit sich bringen, die in problematischen Situationen immer wieder zum Rückfall führen.“⁸⁴⁹ Aufgrund der Heterogenität der Erklärungsmodelle und Befunde kommt Fiedler mit Amelang⁸⁵⁰ zu dem Schluss, dass sich „die Fragen, wie groß der jeweilige Anteil von Erb- und Umwelteinflüssen auf eine spätere Dissozialitätsentwicklung ist oder ob sie additiv oder interaktiv wirken, nicht beantworten“⁸⁵¹ lassen und fordert stattdessen eine stärkere Ausrichtung der Forschung auf mögliche therapeutische Ansätze.⁸⁵²

Dennoch spielen diese Fragen in der Diagnostik und – wie bereits gezeigt – im Kontext der forensischen Psychiatrie vor allem hinsichtlich der Gefährlichkeitsprognosen weiterhin eine zentrale Rolle. Die Verquickung von sozialer Devianz und pathologischer Störung scheint folglich ebenso wenig überwunden wie die damit verbundenen moralisch-ethischen, anthropologischen und ideologischen Implikationen. Wie sehr nicht zuletzt das Stigmatisierungsproblem generell die Konzeption der Persönlichkeitsstörungen begleitet und welcher Popularität sich die damit verbundenen Erklärungsmodelle erfreuen, gibt Fiedler zu bedenken:

Sehr zum Nachdenken gebracht haben mich in diesem Zusammenhang zahlreiche Telefonanrufe, Briefe und direkte Kontaktnahmen von Lesern die die „Persönlichkeitsstörungen“ offensichtlich aus sehr persönlichen und privaten Gründen gelesen haben. Nachdenklich gemacht hat mich u.a. ihre Dankbarkeit für „das Buch“, das ihnen offensichtlich „endlich“ eine Möglichkeit an die Hand gegeben hat, ihren Ehepartner oder andere Angehörigen „zu verstehen“. Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob diese Dankbarkeit günstig oder ungünstig zu werten ist. Denn fast spiegelbildlich teilten mir einige (sehr wenige) andere Personen offen ihren Unmut und Ärger darüber mit, dass sie – seit sich ihre Angehörigen mit

⁸⁴⁸ Saß: *Psychopathie*, S. 32.

⁸⁴⁹ Saß: *Psychopathie*, S. 33.

⁸⁵⁰ Amelang, Manfred: *Sozial abweichendes Verhalten. Entstehung – Verbreitung – Verhinderung*. Berlin 1986.

⁸⁵¹ Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. 226.

⁸⁵² Besonders die psychoanalytische Position, die von einer prinzipiellen Nicht-Behandelbarkeit „dissozialer Persönlichkeiten“, die aus einer narzisstischen Ich-Bezogenheit und einer damit einhergehenden Überich-Pathologie abgeleitet wird, kritisiert Fiedler in diesem Zusammenhang scharf. Vgl. Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. 231ff.

„diesem Buch“ befassen würden – auf teils unakzeptable Weise „beschimpft“, „in eine Ecke gestellt“ oder „abgewertet“ würden.⁸⁵³

***Aber du willst nun einmal Geschichten hören, bist süchtig danach*⁸⁵⁴ ...**

Die „Geschichten“, die Kari der Gerichtspsychologin erzählt, treiben ein ähnliches Vexierspiel mit dem Gegenüber wie die Gedankenbeichte Annas in *Brandzauber*, denn das eigentlich Ziel ihrer Erklärungen besteht darin, die „Wortfallen“ zu umgehen und sich, wie bereits aufgezeigt, einer totalisierenden Repräsentation, einer Fixierung in Erklärungsmodellen und „biographischen Skizzen“ zu entziehen:

In einer Welt, in der so vieles nicht mehr das ist, als was es bezeichnet wird, sind auch Kriminalfälle nicht mehr, was der Begriff behauptet. Sie sind nur Täuschungen. Du weißt ja auch nicht, wovon du sprichst, wenn du von Fällen plapperst, von Kriminalfällen. Nichts als Wortfallen, diese Fälle, könnte eine hier drinnen sagen, stünde ihr der Sinn überhaupt noch nach Spaß.⁸⁵⁵

Im Zuge der biographischen Anamnese gibt Kari eine Vielzahl von lehrbuchmäßigen Hinweisen auf das Vorliegen einer antisozialen Persönlichkeitsstörung (vgl. DSM III-R): neben ihren Ausführungen zu den bereits aktenkundigen Brandstiftungen und späteren Morden berichtet sie – stets unter der für die Diagnosestellung relevanten Angabe ihres jeweiligen Alters⁸⁵⁶ – ausführlich und freimütig von gequälten bzw. getöteten Hunden und Katzen⁸⁵⁷, von ihrer Gefühlsarmut bzw. Empathielosigkeit⁸⁵⁸, ihrem mangelnden Rechts- bzw. Unrechtsbewusstsein⁸⁵⁹ sowie vom fehlenden Schulabschluss aufgrund „ungenügender Leistungen und unentschuldigter Absenzen“⁸⁶⁰ und bezeichnet sich selbst gar als „Monster“⁸⁶¹.

Den „geordneten familiären Verhältnissen“ der Caroline H., in denen Konflikte laut Gutachten nicht ausgetragen wurden, steht Karis alkohol- und gewaltgeprägte Familie

⁸⁵³ Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. XV.

⁸⁵⁴ Mehr: *Angeklagt*, S. 103.

⁸⁵⁵ Mehr: *Angeklagt*, S. 107.

⁸⁵⁶ Zwei dieser zeitlichen Markierungen sind der zwölfte und dreizehnte Geburtstag, die mit dem Erscheinen Maliks (vgl. Mehr: *Angeklagt*, S. 17) und der ersten Brandstiftung (vgl. Mehr: *Angeklagt*, S. 21f.) verknüpft werden.

⁸⁵⁷ Mehr: *Angeklagt*, S. 15, S. 42.

⁸⁵⁸ Mehr: *Angeklagt*, S. 13, S. 55.

⁸⁵⁹ Mehr: *Angeklagt*, S. 20.

⁸⁶⁰ Mehr: *Angeklagt*, S. 55.

⁸⁶¹ Mehr: *Angeklagt*, S. 14.

gegenüber, in der Streitigkeiten durchaus handgreiflich enden, wengleich nicht vor den Augen und Ohren der Nachbarn:

Mein Vater ohrfeigte meine Mutter, die Mutter den Vater, schließlich trat Mutter den Rückzug ins Schlafzimmer an, wohin ihr mein Vater folgte.⁸⁶² [...] Streit gehörte zu unserem Alltag wie das tägliche Brot und die lautstarken Versöhnungen, wenn sie betrunken ins Bett und übereinander herfielen. Die doppelverglasten Fenster schlossen den Lärm ein. Er scheuchte keine Nachbarn auf. In der Dämmerung zog man die Vorhänge zu. Man trug das Familienleben nicht auf die Straße, nicht ins Dorf.⁸⁶³

Den Vater beschreibt Kari als promisk und als notorischen Fremdgänger, der schließlich aus dem gemeinsamen Haus aus- und mit der Schwester von Karis Mutter zusammenzieht, nachdem eine mehrjährige *ménage à trois* im „Mansardenzimmer“ ihr Ende gefunden hat. Nach der Trennung verwaht die Mutter unter Alkoholeinfluss zusehends, vernachlässigt Kari vollkommen und überlässt ihr alle Aufgaben des täglichen Lebens:

[Mutter] trank mehr als sonst, aber sie verließ das Schlafzimmer nur, wenn ich außer Haus war. An den Spuren der Verwüstung konnte ich ihren Zustand erkennen. Ließ sie die Schlafzimmertür einen Spaltbreit offen, hatte ich einzutreten. Jeden Morgen fand ich einen Einkaufszettel auf dem Küchentisch. [...] Nach Schulschluss kaufte ich im Einkaufszentrum Schnaps und Zigaretten, Gebäck, Schokolade. [...] Ich ging weiterhin zur Schule, kümmerte mich um meine Schulaufgaben, um den Haushalt, ich kochte, ich besorgte die Wäsche, ich schaute bei meiner Mutter vorbei, wenn die Schlafzimmertür einen Spaltbreit offen stand.⁸⁶⁴

Mit diesen Ausführungen suggeriert Kari als Ursache für die Entwicklung ihrer antisozialen Verhaltensweisen zunächst psychosoziale Faktoren wie den Erziehungsstil und Alkoholmissbrauch ihrer Eltern. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kommen die Aspekte eigene Gewalterfahrung (Kari trägt ein künstliches Gebiss, weil der Vater ihr „im Suff“ die Zähne ausgeschlagen hat⁸⁶⁵) und Traumatisierung durch sexuellen Missbrauch, auf den von Beginn an über Hinweise auf die Bedeutung der „Mansarde“ angespielt wird, hinzu⁸⁶⁶.

Mit der Figur des Vaters und dem ihm angelasteten, aber erst am Ende des Gesprächs über Andeutungen hinausgehend formulierten sexuellen Missbrauch ist – entgegen Karis einerseits vehementer Betonung der eigentlichen Unmotiviertheit ihrer Taten – die Konstruktion eines „Tatmotivs“ verbunden, das schließlich auch zum Anlass für die Tötung der Gerichtspsychologin selbst wird: die roten Schuhe, die nicht zufällig auf das

⁸⁶² Mehr: *Angeklagt*, S. 12.

⁸⁶³ Mehr: *Angeklagt*, S. 16.

⁸⁶⁴ Mehr: *Angeklagt*, S. 17f.

⁸⁶⁵ Mehr: *Angeklagt*, S. 92.

⁸⁶⁶ Mehr: *Angeklagt*, S. 135.

gleichnamige „Märchen“ Hans Christian Andersens verweisen und sich trotz der über weite Strecken glaubwürdigen (da drastisch und plakativ ausgeführten) Erzählung Karis als ebensolches, als weiteres „Geschichtchen“ lesen lassen. Ein Weihnachtsgeschenk ihres bereits nicht mehr bei der Familie lebenden Vaters, erscheinen die Schuhe zunächst als Symbol des väterlichen Verrats an der Tochter, der zum einen seine Familie im Stich gelassen und zum anderen seine eigene Tochter zum „Lustobjekt“, zur „Nutte“ degradiert hat, wie die aneinandergereihten, assoziativen Satzketten, die das Ende des Romans ebenso wie dasjenige der Gerichtspsychologin einläuten, andeuten:

alle weg Mutter schmiert Rot ins Gesicht auch Dore zum Ausgehen bereit und immer das Lachen Wiehern sind zu fünft irgendein Kerl und Nutte wie die Mutter aber mit roten Schuhen doch Rot Rot wie Feuer Schuhmünder in die Breite gelacht gerissen gezerrt aufgesperrt auch der Kerl kommt gut an die Kleine sagt er passt wie ein Handschuh, wirds zu was bringen stöhnt er klappt dann wie eine Taschenmesser oder vielleicht Schwerkranker Es weiß das nicht so recht zusammen reimt sich ohnehin nichts mehr in dieser Dachkammer⁸⁶⁷

Die roten Schuhe des Vaters werden so als *Trigger* entworfen, der die traumatischen Erlebnisse in der Mansarde wieder hervorbrechen zu lassen droht, was zu einer Dissoziation⁸⁶⁸ und – wie Karis Erzählung nahe legt – zur Genese einer Alter-Persönlichkeit führt, die Kari Malik nennt und die fortan nicht nur Trägerin der roten Schuhe, sondern die auch bei allen Straftaten zugegen ist und mithilft „beim Begraben: Häuser, Ställe, Lagerhallen, Telefonkabinen, Menschen“⁸⁶⁹, bzw. sogar als mögliche Haupttäterin ins Spiel gebracht wird.⁸⁷⁰ Den zahlreichen Hinweisen Karis, dass es sich bei Malik und ihr um zwei verschiedene Personen und bei den roten Schuhen um „zwei verschiedene Paar Schuhe“⁸⁷¹ handelt, stehen ebenso viele Hinweise gegenüber, die Malik als bewusste Konstruktion entlarven.⁸⁷²

Die roten Schuhe, die an anderen Frauen zu sehen Kari (bzw. Malik) angeblich dazu bringt diese zu töten, bilden den Dreh- und Angelpunkt ihres Spiels mit Untersuchungsrichter und

⁸⁶⁷ Mehr: *Angeklagt*, S. 123.

⁸⁶⁸ Vgl. auch folgende, von Kari wiedergegebene Sätze der Mutter über den Vater: „Hurenbock, und mit der eigenen Tochter, das Schwein. Von Mutters Schwester wusste ich natürlich, und dass Vater zu ihr gezogen war. [...] Aber was war mit der Tochter? Hatte ich eine Schwester? Wo war sie?“ Mehr: *Angeklagt*, S. 19.

⁸⁶⁹ Mehr: *Angeklagt*, S. 86.

⁸⁷⁰ „Malik, müssen Sie wissen, wollte – im Gegensatz zu mir – beachtet werden. Sie gierte danach, aber es war ihr egal, ob sie geliebt oder gehasst wurde.“ Mehr: *Angeklagt*, S. 44.

⁸⁷¹ „Wenn irgendetwas, Frau Doktor, mich zu der gemacht hat, die ich heute bin, dann waren es Maliks rote Schuhe. Ja, Maliks Schuhe, nicht jene, die mir mein Vater geschenkt hat. Auch Ihnen wird es nicht gelingen, da einen Zusammenhang herzustellen, das hat schon der Untersuchungsrichter vergeblich versucht.“ Mehr: *Angeklagt*, S. 54.

⁸⁷² Vgl. u.a. Mehr: *Angeklagt*, S. 36: „Dem Untersuchungsrichter bereiteten meine ... nein, Maliks rote Schuhe einiges Kopfzerbrechen.“ Oder *Angeklagt*, S. 100: „Aber da war dieses Rot, dieses reine Rot, das keiner genaueren Beschreibung bedurfte, rot wie das Rot an unsern – hoffe ich doch sehr – gemeinsamen Füßen.“

Gerichtspsychologin um die Frage nach ihrem Motiv und damit auch nach ihrer Zurechnungs- bzw. Schuldfähigkeit. Denn aus verschiedenen Anspielungen Karis geht hervor, dass die Hinweise auf eine aus einem sexuellen Missbrauch resultierende dissoziative Identitätsstörung bewusst eingesetzt werden, um das Erklärungsbedürfnis von Untersuchungsrichter und Gerichtspsychologin kurzzeitig zu befriedigen und die Aussicht auf den „Knüller“ zu nähren. Die Erklärungsansätze werden jedoch im nächsten Moment durch Karis Bestehen auf der Unmotiviertheit, dafür aber der willentlichen Ausführung ihrer Taten annulliert und die vermeintliche „Beichte“ als bloße „Geschichten“ entlarvt, die ihr zudem durch suggestives Fragen an anderer Stelle in den Mund gelegt worden sind, vor allem durch die Hilflosigkeit des Untersuchungsrichters, die „ihn zu immer gewagteren Erklärungsversuchen“⁸⁷³ veranlasst und dem sie zunächst entgegenkommt, indem sie ihm das „Erinnern ans Erinnern“⁸⁷⁴ vorflunkert:

Nein, Frau Doktor, es gab keinen besonderen Anlass, Franz Hubers Hof abzufackeln. Danach hat mich auch der Untersuchungsrichter gefragt. Er glaubte, Franz Huber hätte mich vielleicht belästigt, es kommt ja immer mal wieder vor, dass ältere Männer kleine Mädchen betatschen, die sich dann auf unerwartete Weise rächen. [...] Nein, es gab keinen Anlass, wir wollten nur den Brandbeschleuniger ausprobieren und das nicht auf dem Feld, wo es zu der Jahreszeit ohnehin nichts abzufackeln gab.⁸⁷⁵

Den Hinweisen auf eine Verminderung ihrer Schuld- bzw. Zurechnungsfähigkeit⁸⁷⁶, wie etwas Karis deprivierende Lebensumstände, eine Schwäche der Abwehr- und Realitätsprüfungsmechanismen (Dissoziation) oder eine emotionale Labilisierung in der Zeit vor den Delikten (z.B. durch die Trennung der Eltern), stehen ebenso viele Punkte entgegen, die für Karis volle Schuldfähigkeit sprechen, wie etwa Tatvorbereitung ((„[i]ch betrachtete die Schuhe, ohne mir die Frau wirklich anzusehen [...n]och heute kann ich mich nicht an ihr Gesicht erinnern, obwohl ich sie während Wochen und Monaten verfolgte“⁸⁷⁷), planmäßiges Vorgehen („[f]ür den Brand in der Lagerhalle hatten wir uns eine Dramaturgie ausgedacht“⁸⁷⁸), die Fähigkeit zu warten, ein lang hingezogenes Tatgeschehen, eine Vorsorge gegen Entdeckung („[k]ommt nicht in Frage, dass wir uns erwischen lassen, hatte Malik gesagt und mich an der Hand fortgezogen, dass es

⁸⁷³ Mehr: *Angeklagt*, S. 61. Einer dieser Erklärungsversuche lautet, Kari habe mit ihren Brandstiftungen die Frau in sich verbrannt (S. 61), was an Passagen aus dem Gutachten zu Caroline H. erinnern, in dem es heißt, sie habe ihre Sexualität aus ihrem Leben völlig ausgeblendet – was letztlich als indirekter Erklärungsversuch für ihr ‚unweibliches‘ brutales Vorgehen gelesen werden kann.

⁸⁷⁴ Mehr: *Angeklagt*, S. 40

⁸⁷⁵ Mehr: *Angeklagt*, S. 46.

⁸⁷⁶ Vgl. die von Saß in *Psychopathie* zusammengestellten Kriterien, Fußnote 808.

⁸⁷⁷ Mehr: *Angeklagt*, S. 99.

⁸⁷⁸ Mehr: *Angeklagt*, S. 75.

wehtat⁸⁷⁹), sowie ein Hervorgehen des Deliktes aus ‚dissozialen‘ Charakterzügen, die zu betonen Kari nicht müde wird.

Die diversen Erklärungen, die Kari gibt, erscheinen so tatsächlich als nichts weiter denn „großzügige Versuche“ der Gerichtspsychologin „klar zu machen, dass Wirklichkeit in keine gültige Form gegossen werden kann.“⁸⁸⁰ Dies gilt ebenso für Anspielungen die nahe legen, dass ihre ‚antisozialen‘, gewalttätigen und lügnerischen Charaktereigenschaften hereditär bedingt sind. So führt sich Kari bereits zu Beginn des Gespräches als von einer Familie von „Bergleute[n], Flößer[n], Torfstecher[n], Abdecker[n] und Hufschmiede[n]“ abstammend ein, von denen es heißt, „[i]hnen sei nicht über den Weg zu trauen gewesen“, was Kari angesichts der Nachfahren, sich selbst eingeschlossen, „gern glaub[t]“, wemgleich der Vater inzwischen den ehrbaren Beruf eines Architekten ausübt⁸⁸¹. – Der Aufstieg in ein bürgerliches Milieu reicht – folgt man diesen Ausführungen – offensichtlich nicht, um bestimmte negative (und einer bestimmten sozialen Gruppe zugeschriebene) Charaktereigenschaften zum Verschwinden zu bringen, vielmehr werden sie von Generation zu Generation weitervererbt. Dies wird auch hinsichtlich Karis Gewaltbereitschaft und Brutalität suggeriert, die als direktes väterliches bzw. großväterliches Erbe entworfen wird, das leitmotivisch in Form des Bildes des Großvaters, der als „Hundestaffelführer“ im Nationalsozialismus mit der Vernichtung „unwerten Lebens“ betraut war, wiederkehrt:

Ich hätte zu gerne von Großvaters Hunden erzählt, die wohl alle Rex geheißen haben und einiges gegen kleine Kinder hatten, gegen gebrannte Kinder, die das Feuer scheuten, von der Natur vernachlässigte, stammelnde, stotternde, wispernde, hüstelnde Wesen, von ihren Erzeugern kaum zu unterscheiden. Hinkend, strauchelnd, gelähmt, blind, taub oder dieses und jenes, schwarzäugig auf jeden Fall, enthäutet vielleicht, ehe sie brannten. Man ließ sich einiges einfallen, damals, soll Vaters Vater gesagt haben und Vater wiederholte es im Suff.⁸⁸²

Neben diesen Hinweisen auf die Beteiligung großer Teile der Bevölkerung an den nationalsozialistischen Verbrechen wird mittels eines Verweises auf die Zwillingsforschung, die im Nationalsozialismus allen voran von Mengele an Zigeunern unter erbgenetischen Gesichtspunkten betrieben wurde und die nach wie vor zum Nachweis hereditärer Faktoren herangezogen wird⁸⁸³, auch auf das nationalsozialistische Erbe der Psychiatrie angespielt:

⁸⁷⁹ Mehr: *Angeklagt*, S. 22.

⁸⁸⁰ Mehr: *Angeklagt*, S. 81.

⁸⁸¹ Mehr: *Angeklagt*, S. 16f.

⁸⁸² Mehr: *Angeklagt*, S. 94f.

⁸⁸³ Vgl. Fiedler: *Persönlichkeitsstörungen*, S. 225.

Nein, Frau Doktor, diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten. Ich weiß nicht, weshalb wir [Malik und Kari] ohne Absprache immer wussten, wonach uns beiden zu Mute war. Vielleicht, weil wir in gewisser Weise Zwillinge waren und Zwillinge angeblich spüren, was den anderen bedrängt oder erfreut. Die deutsche Zwillingforschung, führend auf dem Gebiet, soll schon in den Dreißigerjahren nachgewiesen haben, dass sich Zwillinge nicht nur ergänzen, nein, dass sie ohne gegenseitige Verständigung sogar fähig sind, einander in den Tod zu folgen.⁸⁸⁴

Dass Psychiatrie und allen voran der „forensische Hafen“⁸⁸⁵ nach wie vor ein nahezu unkontrolliertes Feld für medizinische Versuche und willkürliche, menschenverachtende Eingriffe darstellen, legen Ausführungen Karis zu ihren eigenen Beobachtungen psychiatrischer Praktiken an mitinhaftierten forensischen PatientInnen nahe:

Wir allerdings [...] nannten ihn Knochenschlosser wie die anderen, die sich mit unsern Leibern beschäftigten: unbeschädigte Hirnteile ins Dunkel schockten, Brüste abschnitten, Gebärmütter entfernten, Eierstöcke, Blinddärme oder Gallenblasen in Abfalleimern verschwinden ließen, Organe, die mit wenigen Ausnahmen mit einer Dosis Medizin wieder in Schwung zu bringen gewesen wären.⁸⁸⁶

Mit dieser Wendung sind zwei weitere Effekte verbunden: Zum einen erscheinen die Morde Karis kaum weniger brutal, gefühlkalt und menschenverachtend als die angeblich medizinisch notwendigen Eingriffe an den forensischen Patienten: der einzige Unterschied scheint in der strafrechtlichen Verfolgung im einen Fall (mit der über die psychiatrische Diagnose und den psychiatrischen Maßregelvollzug gleichzeitig die Beschaffung von neuem „Material“ für weitere Eingriffe und die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Profilierung in Form eines „Knüllers“⁸⁸⁷ verbunden sind) und der vollkommenen Straffreiheit im Fall der behandelnden Ärzte und Psychiater zu liegen.

Zum anderen wird – wenn auch indirekt – die bereits in *Zeus oder der Zwillingston* aufgeworfene Frage nach einem möglichen Zusammenhang von Nationalsozialismus und (Psycho-)Pathologie erneut gestellt. Denn ohne Zweifel sind die nationalsozialistischen Verbrechen in ihrer Monstrosität, Gefühlskälte und Amoralität ohne Beispiel – dennoch haben sie kaum Anlass zu Forschungsprojekten gegeben, die ernsthaft der Frage nachgehen würden, ob ihnen eine mögliche charakterliche/persönliche Disposition zugrunde lag, die großen Teilen einer ganzen Bevölkerungsgruppe zu eigen war und die darüber hinaus möglicherweise über das Erbgut weitergegeben werden könnte.⁸⁸⁸ Das offensichtliche (wissenschaftliche) Desinteresse an einer psychiatrisch-forensischen

⁸⁸⁴ Mehr: *Angeklagt*, S. 43f.

⁸⁸⁵ Mehr: *Angeklagt*, S. 90.

⁸⁸⁶ Mehr: *Angeklagt*, S. 90.

⁸⁸⁷ Mehr: *Angeklagt*, S. 106.

⁸⁸⁸ Ansätze zu solchen Überlegungen, wie sie sich etwa in Daniel Jonah Goldhagens *Hitlers willige Vollstrecker* finden, gerieten sehr schnell als „unwissenschaftlich“ in die Kritik.

Ursachenforschung in Bezug auf tatsächliche und in ihrem Ausmaß kaum überschaubare „Serien“- bzw. „Massenmorde“, womit nicht zuletzt aus psychiatrischer Sicht die Infragestellung diverser Praktiken der eigenen „Zunft“ einhergehen müsste, sowie die auf gesamtgesellschaftlicher Ebene vorherrschende Akzeptanz bestimmter Verbrechen steht in diametralem Gegensatz zu den ausgeprägten Versuchen der Konstruktion eines angeborenen Verbrechertums etwa in Bezug auf die Jenischen, das in *Angeklagt* nicht zuletzt durch das Aufzeigen dieser Diskrepanz wiederum als eigentliche Fiktion und damit als Unterwerfungsmechanismus in den Blick kommt und den Text auf diese Weise zu einem *Erfahrungsbuch* werden lässt.

VIII. Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit?

Gerard Raulet: [...] Sie [Michel Foucault] zeigen, dass jedesmal, wenn sich ein Typ von Rationalität behauptet, es durch Abtrennung (par découpe) geschieht, das heißt durch Ausschluß oder Entfernung, durch Markierung einer Grenze zwischen sich und einem anderen.⁸⁸⁹

Als ehemaliges Mündel des *Hilfswerkes für die Kinder der Landstraße* der Schweizer Organisation *Pro Juventute* hatte Mariella Mehr entscheidenden Anteil an der Aufdeckung der Zwangsassimilierungspraktiken des *Hilfswerkes* und einer zunehmenden öffentlichen Diskussion, die durch Berichte Betroffener im *Schweizerischen Beobachter* und Mehrs Engagement angestoßen wurde. Bereits ihre frühen publizistischen Texte zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Wahrheitsdiskurs, der Wissensproduktion über Jenische/Fahrende, auf die das *Hilfswerk* zur Rechtfertigung der eigenen Praktiken stets verwiesen hatte. (Vgl. Kapitel II) Dass trotz der öffentlichen Diskussion, der Publimachung der Zwangsmassnahmen und der Anerkennung ihrer Unrechtmäßigkeit, der Erfolge der neu gegründeten Interessenvertretung der Jenischen, der *Radgenossenschaft der Landstrasse* sowie dem Eingeständnis der Unwissenschaftlichkeit der Untersuchungen zu Jenischen/Fahrenden⁸⁹⁰ der Wahrheitsdiskurs seine Wirkmächtigkeit vor allem hinsichtlich seiner identitätsrelevanten/subjektivierenden Effekte behielt bzw. in der nun folgenden Auseinandersetzung damit erst zeitigte, zeigen die frühen literarischen Texte Mehrs ebenso wie die Positionen der *Radgenossenschaft*, der nach wie vor (politisch) erfolgreichsten Organisation der Fahrenden in der Schweiz.

Nicht nur erweist sich der Wahrheitsdiskurs und die in ihm kolportierte Kriminalisierung und Pathologisierung der nicht-sesshaften Lebensweise als hoch effektiver Unterwerfungsmechanismus, der eine entsprechende Selbstausrbeitung in Gang setzt – vielmehr lässt sich zeigen, dass die am Wahrheitsdiskurs orientierten ‚jenischen‘ Subjektpositionen und der Versuch, einen neuen Typ Rationalität des ‚Jenischseins‘ gegenüber dem bisher gültigen zu behaupten, zu einer Perpetuierung der damit verbundenen Ausschlussprozesse und zu neuen Grenzziehungen gegenüber ‚Anderen‘

⁸⁸⁹ Foucault, Michel, Gerard Raulet: *Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit? Ein Gespräch*. In: *Spuren. Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft* 1/1983, S. 22-26, hier S. 26.

⁸⁹⁰ So entschuldigte sich etwa Rudolf Waltisbühl für seine Dissertation, die dem Zeitgeist geschuldet gewesen sei.

führt. Ein Effekt, der mittlerweile von anderen Interessenvertretungen deutlich wahrgenommen und kritisiert wird.

Dennoch scheint – vor allem im Kontext politischer Repräsentation – diejenige (kollektive) Subjektposition den größten Erfolg im Machtbeziehungsfeld zu zeitigen, die nicht nur mit einer Selbst-Ethnisierung und Homogenisierung auf entsprechende Maßgaben im Minderheitenschutzrecht reagiert, sondern die darüber hinaus auf die im Wahrheitsdiskurs dominierende Leitdifferenz (nicht-sesshaft) bei der Selbstausarbeitung am eindeutigsten Bezug nimmt und damit den größten Grad an Intelligibilität und damit (zumindest politischer) Anerkennung sichert. (Vgl. Kapitel III)

Auch Mehrs frühe literarische Texte *steinzeit* und *Das Licht der Frau* lassen sich als Versuche einer Entkriminalisierung und Entpathologisierung des eigenen ‚Jenisch-Seins‘ und damit zugleich als am Wahrheitsdiskurs orientierte Entwürfe ‚jenescher‘ und ‚weiblicher‘ Subjektpositionen lesen. In *steinzeit* erscheinen vor allem das erfolgreiche Durchlaufen einer Psychotherapie, die Zusammenführung einzelner, traumatischer Erlebnisse zu einem kohärenten Narrativ und die Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft als Möglichkeiten, um zu einer entkriminalisierten, entpathologisierten und zugleich intelligiblen Subjektposition zu gelangen. Vor diesem Hintergrund lässt sich von *steinzeit* als von einem Wahrheits- bzw. Beweisbuch sprechen, das zum einen den Versuch unternimmt, die eigene Erfahrung (d.h. die traumatische Erfahrung als Müdel des *Hilfswerkes*) in wissenschaftlich und gesellschaftlich anerkanntes ‚Wissen‘ zu übertragen und sich im Zuge dessen als (nun nicht mehr kriminelles bzw. psychisch krankes) ‚jenisches‘ und ‚weibliches‘ Subjekt auszuarbeiten.

Das Licht der Frau lässt bereits den Versuch erkennen, Gewalt in ihrer Ambivalenz sowie Opfer/Täter-Strukturen näher zu beleuchten. Das im Text mehrfach formulierte Anliegen, auch die eigene Affinität zu Macht und Gewalt in den Blick zu nehmen, gerät jedoch unter dem Eindruck von Positionen der Matriarchatsforschung zunehmend zugunsten des Entwurfs einer gewaltfreien ‚Weiblichkeit‘ in den Hintergrund. Der Nachweis dieser als essentiell weiblich angesehenen Gewaltfreiheit, der anhand der „Pervertierung“ eines matriarchalen Rituals, des unblutigen minoischen Stierkampfes geführt werden soll und zeitgenössische Stierkämpferinnen vor dieser Folie als Höhepunkt einer solchen Perversion entwirft, gelingt jedoch insofern nicht, als sich die Stierkämpferinnen nicht von ihrem „Irrtum“ überzeugen lassen und sie in ihrer Eigenschaft als „weibliche Gewalttäterinnen“ als Irritation des Gewaltfreiheitspostulats fortwirken. Auch dieser Text Mehrs lässt sich als Versuch der Konstruktion einer entkriminalisierten und entpathologisierten ‚weiblichen‘

Subjektposition lesen, die jedoch wiederum stark auf den Wahrheitsdiskurs bezogen bleibt, auch, bzw. gerade im Zuge des Versuchs, ihn zu widerlegen, weshalb auch in diesem Fall von einem Wahrheitsbuch, bzw. einer subjektivierenden (Selbst-)Ausarbeitung gesprochen wurde. (Vgl. Kapitel V)

Auffallend ist, dass die frühen Texte Mehrs (im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen) auf deutlich mehr Resonanz gestoßen sind als die Texte der so genannten Gewalt-Trilogie, die – zumindest auf den ersten Blick – Positionen des Wahrheitsdiskurses zu affirmieren scheinen, indem sie Protagonistinnen entwerfen, die mit allen im Wahrheitsdiskurs kolportierten Eigenschaften „asozialer“, „moralisch schwachsinniger Psychopathen“ ausgestattet werden.

Die folgenden Romane *Zeus oder der Zwillingsstern* und *Daskind* zeugen von einem zunehmend experimentelleren und komplexeren Umgang mit dem Thema Gewalt sowie mit den im Diskurs über Jenische kolportierten Wahrheitsaussagen. Erprobt werden in diesen Texten verschiedene Bestandteile eines Erfahrungsbuches, wie etwa Hyperbolisierung und fiktive Realisierung von Elementen des Wahrheitsdiskurses, Verknüpfung von Wirklichkeitsreferenz und Fiktion, etc. (vgl. Kapitel VI), ohne diese jedoch so zu kombinieren, dass sie ein im Foucault'schen Sinn entsubjektivierendes Potential entwickeln.

Die späten Texte Mehrs (*Brandzauber* und *Angeklagt*) schließlich lassen ein poetologisches Konzept erkennen, das – im Wissen um die Dilemmata und Paradoxien, die mit am Wahrheitsdiskurs orientierten Subjektpositionen unweigerlich verbunden sind – versucht, subjektivierende Unterwerfungsmechanismen darzustellen, aufzulösen und ihnen auf diese Weise ihre Identitätsrelevanz zu nehmen. Mehr gelingt dies mittels einer Hyperbolisierung des Wahrheitsdiskurses und einem Schreibverfahren, das sich durch eine permanente Durchkreuzung von Fiktionalitätskonventionen, bzw. den gleichzeitigen Einsatz hetero- und autoreferentieller Erzählverfahren auszeichnet. Ebenso wie die sprachliche Hyperbel ihre gegenständliche Unmöglichkeit offenbart und als Fiktion, als bloße rhetorische Figur erscheint, wenn sie wörtlich genommen wird, kann auch der Wahrheitsdiskurs seinen Wahrheitsanspruch einbüßen, wenn ihm wortgetreu Gestalt verliehen wird.

Die Verfahren einer klassischen Beweisführung, wie etwa explizite „Verweise auf Texte, Quellen Autoritäten“⁸⁹¹, die Foucault anwendet, um die historische Verifizierbarkeit und damit den akademischen Wahrheitsanspruch seiner eigenen Ausführungen zu sichern, bzw.

⁸⁹¹ Foucault: *Trombadori*, S. 1588.

um auf diese Weise den Wahrheitsdiskurs mit der ihm eigenen ‚Wahrheits‘-Rhetorik zu unterwandern, fehlen bei Mehr weitgehend, bzw. finden sich fast ausschließlich in Form gelegentlicher intertextueller Verweise und Andeutungen⁸⁹². Die Bezugnahmen auf den Wahrheitsdiskurs, d.h. auf die (akademische) Wissensproduktion zu Jenischen, sind insofern nur indirekt. Elemente des Wahrheitsdiskurses (wie etwa die angebliche kriminelle und pathologische Disposition Jenischer) werden in Mehrs Erfahrungsbüchern auf subtilere Art ins Spiel gebracht. Zum einen werden einzelne Figuren, die als Sympathieträger fungieren, mit diesem ‚Wissen‘ ausgestattet.⁸⁹³ Zum anderen wird es in Form krimineller, ‚asozialer‘ Protagonistinnen personifiziert. Gestützt wird die Plausibilität dieser Personifikationen und Handlungsverläufe unter anderem durch Verfahren narrativer Illusionsbildung.⁸⁹⁴ Zum einen ist es die Umsetzung der ‚Wissens‘-Bestände des Wahrheitsdiskurses (hinsichtlich ‚zigeunerischer‘ und ‚asozialer‘ Verhaltensweisen) in Form literarischer Figuren und entsprechender Handlungsverläufe selbst, die den Wahrheitsdiskurs auf frappierende Weise bestätigt und so auf einer ersten Ebene zu einer illusionsfördernden (scheinbaren) Übereinstimmung von lebensweltlicher ‚Realität‘ (im Sinne kollektiver Praktiken und Denkweisen) und textlicher ‚Realität‘ führt, die das Erzählte nicht nur als im Rahmen des Möglichen, sondern vielmehr als wahrscheinlich, bzw. ‚wahr‘ erscheinen lässt. Als weitere illusionsfördernde Verfahren, die in Mehrs Romanen der Gewalt-Trilogie Verwendung finden, lassen sich mit Wolf u.a. das „Prinzip der anschaulichen Welthaftigkeit“⁸⁹⁵ (eine detailliert und „lebensecht“ beschriebene Fiktionswelt sowie weitgehende raum-zeitliche und thematische Kohärenz) und das „Prinzip der Interessantheit“⁸⁹⁶ (der Einsatz spannungserzeugender Elemente, die Darstellung einer außergewöhnlichen Handlung sowie der Appell an Emotionen und Affekte des Lesers) ausmachen.⁸⁹⁷

Gestützt werden diese illusionsbildenden, heteroreferentiellen Verfahren durch ein gezieltes Durchkreuzen von Fiktionalitätskonventionen. Der über das Etikett „Roman“ zunächst jeweils geschlossene „fiktionale Pakt“, der das Erzählte als Erfundenes erscheinen lässt, wird durch paratextuelle Hinweise auf eine Entsprechung des Erzählten in

⁸⁹² Eine Ausnahme bildet in dieser Hinsicht der Roman *Zeus oder der Zwillingston*, der mit einer parodistischen Überzeichnung sowohl der „Autoritäten“ der Wissensproduktion zu Jenischen, Benedikt Fontana, Josef Jörgler und Gottlob Pflugfelder sowie deren „Wirklichkeitsaussagen“ operiert.

⁸⁹³ Sie sind so konzipiert, dass sie zur Identifikation einladen, wie etwa die Figur Gertrud in *Brandzauber*, so dass mittels dieses Identifikationsangebotes der Effekt eines geteilten „Wissens“ entsteht.

⁸⁹⁴ Vgl. hierzu Wolf, Werner: *Ästhetische Illusion und Illusionsdurchbrechung in der Erzählkunst. Theorie und Geschichte mit Schwerpunkt auf englischen illusionsstörendem Erzählen*. Tübingen 1993.

⁸⁹⁵ Vgl. Wolf: *Ästhetische Illusion*, S. 131-134.

⁸⁹⁶ Vgl. Wolf: *Ästhetische Illusion*, S. 172-188.

⁸⁹⁷ Saar hatte als (Erfolgs-)Merkmale der Foucault'schen „kritischen Genealogien“ Hyperkonkretion und Personalisierung sowie einen ausgeprägten Adressierungs- und Implikationscharakter hervorgehoben.

der ‚Realität‘ außer Kraft gesetzt und suggeriert auf diese Weise eine werkexterne Wahrscheinlichkeit. Verbürgte die (ethnisch-kulturell markierte) Autorposition der frühen Texte Mehrs den Realitätsgehalt und die Authentizität des Dargestellten, was seinen Niederschlag in einer entsprechenden Rezeption fand, scheint die Parallelisierung der Biographien von Autorin und Protagonistinnen, wie sie auch in den Romanen der Gewalt-Trilogie etwa über paratextuelle Angaben zu Mehrs „Heimkarriere“ vollzogen wird, zunächst ein ähnliches Rezeptionsangebot zu machen.

Diese illusionsfördernden, heteroreferentiellen Verfahren bilden nicht zuletzt die Grundlage einer realistischen, psychologisierenden Lektüre, wie sie etwa von Iacovino vorgenommen wird. Solche Lektüren müssen jedoch die autoreferentielle und autoreflexive Dimension der Texte außer acht lassen, die den heteroreferentiellen Aspekt der Romane wiederum unterwandern und damit eine realistische Lektüre erschweren. Hierzu zählen etwa die Perspektivierung des Erzählten, metafiktionale Kommentare, Leerstellen, Bedeutungs- und Sinnauflösung durch paradoxe Verweisstrukturen u. dergl. mehr, die eine Durchbrechung der Realitätsillusion bewirken.

Die fiktive Realisation zentraler Wahrheitsaussagen verortet die Protagonistinnen zum einen im Bereich des Möglichen, wenn nicht gar Wahrscheinlichen: So liefert etwa die gefühlskalt mordende jenische Protagonistin Anna in *Brandzauber*, die sich nicht nur als Karnivore und damit als Inbegriff eines besonders perfiden, da unmotivierten, „geborenen Verbrechertums“, wie es von Lombroso entworfen worden war, sieht, sondern auch in Anlehnung an eine alte Legende über die Beteiligung der Zigeuner an der Kreuzigung Jesu’ ihre eigenen Freundin ans Kreuz schlägt, vordergründig eine Bestätigung der „Wesenseigenschaften“ der Jenischen bzw. Zigeuner, wie sie von Jörger, Ritter, Waltisbühl, Fontana und Siegfried konstatiert worden waren.

Auch die Protagonistin Kari Selb in *Angeklagt* weist alle Züge einer antisozialen Persönlichkeitsstörung auf; ein Störungsbild, das bis in die Gegenwart hinein, vor allem im Kontext der forensischen Psychiatrie, große Bedeutung besitzt (und daher – anders als vielleicht der Wahrheitsdiskurs über Jenische – nicht als überholt gelten kann) und das sich in zahlreichen Punkten auf das Konzept des „moralischen Schwachsinn“ zurückführen lässt.

Die Monstrosität, die beide Figuren in ihrer am Wahrheitsdiskurs orientierten Ausarbeitung entfalten, entlarvt jedoch die eigentliche Gegenstandslosigkeit der kriminalisierenden und pathologisierenden Zuschreibungen, denn Mehrs fiktive Entwürfe „krimineller, asozialer Psychopathinnen“ entbehren jeglicher lebensweltlicher

Entsprechung. Damit rückt jedoch zugleich der eigentliche Effekt einer solchen Kriminalisierung und Pathologisierung in den Blick und lässt den Wahrheitsdiskurs in seiner Funktion als subjektkonstituierende Grenzziehung deutlich werden. Sind die kriminalisierenden und pathologisierenden Wahrheitsaussagen auf diese Weise jedoch als ‚unwahr‘, als reine Unterwerfungsmechanismen erfahrbar geworden, verlieren sie gleichzeitig für die solcherart Adressierten ihr unterwerfendes Moment, bzw. ihre Identitätsrelevanz. Effekte, die vor allem die letzten beiden Texte der Gewalt-Trilogie als Erfahrungsbücher im Sinne Foucaults auszeichnen (vgl. Kapitel VII).

Es wurde gezeigt, dass nur die symbolische, nicht aber die tatsächliche Wiederholung der unterwerfenden Bedingungen die beschriebenen entsubjektivierenden Effekte zeitigen kann. Denn während die symbolische Wiederholung bzw. Umsetzung im Roman die Gegenstandslosigkeit der diskursiven Zuschreibungen erfahrbar machen und sie als Unterwerfungsmechanismen entlarven kann, würde eine Wiederholung *in actu* gerade den Beweis ihrer Wahrhaftigkeit erbringen und eine erneute Inhaftierung und/oder Psychiatrisierung zur Folge haben.

Lassen sich als Kosten einer jeglichen Form von Subjektconstitution die bereits mehrfach erwähnten Paradoxien und Ausschlussprozesse anführen, die mit subjektivierenden Grenzziehungen unweigerlich einher gehen, hat gleichwohl auch Entsubjektivierung ihren Preis. Denn nicht zuletzt lässt sich die Zurückhaltung von literaturwissenschaftlicher Seite in Bezug auf Mehrs Texte der Gewalt-Trilogie möglicherweise zum einen dem „anästhesierenden Effekt“ zuschreiben, der Foucault zufolge ein Erfahrungsbuch erst als solches auszeichnet, und zum anderen als Effekt eines Verlustes von Intelligibilität deuten, der mit Entsubjektivierungsprozessen notwendig einher geht.

Dies tut der Leistung der Texte hingegen keinen Abbruch. Sie besteht nicht zuletzt darin, auf innovative Weise die Frage nach dem Konnex von Fremd- und Selbstrepräsentation sowie die Frage nach dem Zusammenhang von Repräsentation und Subjektconstitution auf neuartige Weise erfahrbar und damit reflektierbar zu machen.

IX. Literatur/Quellen

Primärliteratur

Mehr Mariella: *Angeklagt*. Zürich 2002.

Mehr, Mariella: *Brandzauber*. Zürich 1998.

Mehr, Mariella: *Von Mäusen und Menschen*. (Vortrag an der psychiatrischen Klinik St. Urban LU, 19. Dezember 1996.) In: Prodoliet, Simone (Hg): *Blickwechsel. Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Luzern 1998.

Mehr, Mariella: *Daskind*. Berlin 1997.

Mehr Mariella: *Kinder der Landstrasse*. In: New, Mitya (Hrsg.): *Switzerland unwrapped. Exposing the Myths*. London/New York 1997.

Mehr, Mariella: *Zeus oder der Zwillington*. Zürich 1994.

Mehr, Mariella: *Rückblitze*. Bern 1990.

Mehr, Mariella: *Kinder der Landstrasse. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen*. Bern 1987.

Mehr, Mariella: *Das Licht der Frau*. Bern 1984.

Mehr, Mariella: *steinzeit*. Bern 1981.

Mehr, Mariella: *Geschichtliches*. In: *Scharotl* 3/1975.

Forschungsliteratur, historische und theoretische Quellen, Autobiographien, Interviews

Aichele, Hermann: *Die Zigeunerfrage mit besonderer Berücksichtigung Württembergs*. Stuttgart 1911.

Amelang, Manfred: *Sozial abweichendes Verhalten. Entstehung – Verbreitung – Verhinderung*. Berlin 1986.

Avé-Lallemant, Friedrich Christian Benedict: *Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande*. Wiesbaden 1998 [Nachdruck der Ausgabe München/Berlin 1914; Erstausgabe Leipzig 1858-1862]

- Bach, Stefanie Sabine: *Die narrative und dramatische Vermittlung von ‚Zigeunerfiguren‘ in der deutschsprachigen Literatur*. Strathclyde 2005.
- Bachofen, Johann Jakob: *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*. 1861.
- Baer, Ulrich (Hrsg.): *„Niemand zeugt für den Zeugen“*. *Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*. Frankfurt/Main 2000.
- Baer, Ursula: *Violent Naming. Power Relations and Cultural Identities in Representations of Family-less Children in Mariella Mehr’s “Daskind” and Marie von Ebner-Eschenbach’s “Das Gemeindegeld”*. In: *Crossroads* III/2 2009, S. 5-11.
- Bell, Michele Ricci: *Lyrical Redefinitions of Heimat in Mariella Mehr’s Nachrichten aus dem Exil and Widerwelten*. In: *The German Quarterly* 83/2 2010, S. 189-211.
- Bellour, Raymond: *Auf dem Weg zur Fiktion*. In: Ewald, François und Bernhard Waldenfels (Hgg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt/Main 1991, S. 124-136.
- Bhabha, Homi K.: *Von Mimikry und Menschen. Die Ambivalenz des kolonialen Diskurses*. In: Ders.: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen 2000.
- Braun, Christina von: *NICHT ICH. Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt/Main, 1999.
- Bundesamt für Kultur (BAK): *Wie Fahrende heute leben*. Journal 4/2001.
- Butler, Judith: *Kritik der ethischen Gewalt*. Frankfurt/M. 2007.
- Butler, Judith: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt/Main 2006.
- Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/Main 2001.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/Main 1997.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main 1991.
- Caduff, Corina: *Die verlorene Herkunft in den Texten von Jenischen*. In: Dies. (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich 1997, S. 175-191.
- Caduff, Corina (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich 1997.
- Caduff, Corina: *„Wut ist Angst“*. *Ein Porträt der Schriftstellerin Mariella Mehr*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 19/20 November 1994.
- Caruth, Cathy: *Trauma als historische Erfahrung: die Vergangenheit einholen*. In: Ulrich Baer (Hrsg.): *„Niemand zeugt für den Zeugen“*. *Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*. Frankfurt/Main 2000.

- Chamley, Jo und Malcolm Pender (Hgg.): *Intellectual Emancipation: Swiss Women and Education*. Bern 2001.
- Crowther, Nigel B.: *Sport in Ancient Times*. Westport 2007.
- D[oebeli], P[eter]: *Psychohygiene als Grundlage der Jugendhilfe*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*, 43/1959, S. 3-4.
- Die Wunde der Trennung*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 40/1956, S. 4.
- Doebeli, Peter: *Hilft uns die angewandte Psychologie?* In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 41/1957, S. 1-2.
- Erdmann, Eva, Rainer Forst, Axel Honneth (Hgg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt/New York, 1990.
- Eulberg, Rafaela: „*Sprache ist mein Zuhause*“. Interview mit der Romni-Schriftstellerin Mariella Mehr. In: *Schlangenbrut* 82/ 2003.
- Ewald, François und Bernhard Waldenfels (Hgg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt/Main 1991.
- Fiedler, Peter: *Persönlichkeitsstörungen*. Weinheim 2001.
- Fiedler, Peter: *Dissoziative Störungen und Konversion. Trauma und Traumabehandlung*. Weinheim 2001.
- Finnan, Carmel: *From survival to subversion: Strategies of self-representation in selected works by Mariella Mehr* In: Nicholas Saul, Susan Tebbutt (Hgg.): *The Role of the Romanies. Images and Self-Images of "Gypsies"*. Liverpool 2004, S. 145-155.
- Fontana, Benedict: *Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale: Psychisches Erbgut oder Umweltsprägung*. In: *Psychiatria Clinica*. 6/1986, Vol. 1, S. 340-366.
- Fordham, Kim: *Fear of Difference and its Consequences in Selected Works of Mariella Mehr*. In: Medina-Rivera, Antonio und Diana Orendi (Hgg.): *Crossing Over. Redefining the Scope of Border Studies*. Newcastle 2007.
- Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Lüste*, In: Axel Honneth, Martin Saar [Hgg.]: *Michel Foucault. Die Hauptwerke*. Frankfurt 2008.
- Foucault, Michel: *Gespräch mit Ducio Trombadori*. In: Axel Honneth, Martin Saar [Hgg.]: *Michel Foucault. Die Hauptwerke*. Frankfurt 2008.
- Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften IV, 1980-1988*. Hg. v. Daniel Derfert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Larange. Frankfurt/Main 2005.
- Foucault, Michel: *Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*. Frankfurt/Main 2005.

- Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften I, 1954-1969*. Hg. v. Daniel Derfert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Larange. Frankfurt/Main 2001.
- Foucault, Michel: *Was ist Kritik*. Berlin 1992.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/Main 1991.
- Foucault: *Funktionen der Literatur*. In: Erdmann, Eva, Rainer Forst, Axel Honneth (Hgg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt/New York, 1990.
- Foucault, Michel: *Raymond Roussel*. Frankfurt/Main 1989.
- Foucault, Michel: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/Main 1988.
- Foucault, Michel, Gerard Raulet: *Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit? Ein Gespräch*. In: *Spuren. Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft* 1/1983, S. 22-26.
- Foucault, Michel: *Dispositive der Macht*. Berlin 1978.
- Foucault, Michel (Hrsg.): *Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Straffjustiz*, Frankfurt/M 1975.
- Foucault, Michel: *Distance, Aspect, Origine*. In: *Critique*, 11/1963, S. 939-940.
- Frank, Susi K. et al. (Hgg.): *Integration und Explosion. Perspektiven auf die Kultursemiotik Jurij Lotmans*. Bielefeld [2010 im Druck].
- Fröhlich, Monica: *Literarische Strategien der Entsubjektivierung. Das Verschwinden des Subjekts als Provokation des Lesers in Christoph Ransmayrs Erzählwerk*. Würzburg 2001.
- Galle, Sara und Thomas Maier: *Von Menschen und Akten. Die Aktion „Kinder der Landstrasse“ der Stiftung Pro Juventute*. Zürich 2009.
- Göttner-Abendroth, Heide: *Die tanzende Göttin. Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik*. München 1991.
- Göttner-Abendroth, Heide: *Die Göttin und ihr Heros*. München 1980.
- Gomel, Elana: *Bloodscripts. Writing the Violent Subject*. Ohio 2003.
- Grellmann, Heinrich Moritz Gottlieb: *Historischer Versuch über die Zigeuner betreffend die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes seit seiner Erscheinung in Europa, und dessen Ursprung*. Göttingen 1787.
- Grzanic, Mariana/Reitsamer, Rosa (Hgg.): *New Feminism. Worlds of Feminism. Queer and Networking Conditions*. Wien 2008.
- Hall, Stuart: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg 1994.

Hanschcow, Juliane: *Etikettierung, Kriminalisierung und Verfolgung von ‚Zigeunern‘ in der südlichen Rheinprovinz zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik 1906 bis 1933*. In: Uerlings, Herbert und Iulia Patrut (Hgg.): *‚Zigeuner‘ und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion*. Frankfurt/Main 2008.

Hille, Almut: *Identitätskonstruktionen. Die ‚Zigeunerin‘ in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Würzburg 2005.

Honneth, Axel und Martin Saar (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/M 2003.

Huonker, Thomas: *Diagnose: „moralisch defekt“. Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie 1890-1970*. Zürich 2003.

Huonker, Thomas und Regula Ludi: *Roma, Sinti und Jenische. Schweizerische Zigeunerpolitik zur Zeit des Nationalsozialismus*. Zürich 2001.

Huonker, Thomas: *Fahrendes Volk – verfolgt und verfemt. Jenische Lebensläufe*. Zürich 1987.

Huonker, Thomas: *„Wahnsinn und Wahrheit“*. Zur literarischen Leistung Mariella Mehrs. In: Mehr, Mariella: *Kinder der Landstrasse. Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen*. Bern 1987, S. 136-153.

Iacovino, Filomena: *Mariella Mehr. Wie das Opfer zum Täter wird*. Perugia 2003.

Jörger, Josef: *Psychiatrische Familiengeschichten*. Berlin 1919.

Jost, Klaus: *Forensisch-psychologische Begutachtung von Straftätern. Ausgewählte Problemfelder und Falldarstellungen*. Stuttgart 2008.

Keilbach, Judith: *Geschichtsbilder und Zeitzeugen*. Münster 2008.

Kernberg, Otto F.: *Schwere Persönlichkeitsstörungen. Theorie. Diagnose. Behandlungsstrategien*. Stuttgart 1991.

Knecht, Thomas: *Cesare Lombrosos Theorie vom „geborenen Verbrecher“ – heute noch ein Thema?* In: Dittmann, Volker und Jörg-Martin Jehle: *Kriminologie zwischen Grundlagenwissenschaften und Praxis*. Mönchengladbach 2003.

Köhler-Zülch, Ines: *Die verweigerte Herberge. Die Heilige Familie in Ägypten und andere Geschichten von "Zigeunern" - Selbstäußerungen oder Außenbilder*. In: Jacqueline Giere (Hg.): *Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils*. Frankfurt/New York 1996, S. 46-86.

Köhler-Zülch, Ines: *Die Geschichte der Kreuznägels: Version und Gegenversion? Überlegungen zu Roma-Varianten*. In: Chesnutt, Michael (Hg.): *Telling Reality. Folklore Studies in Memory of Bengt Holbek*, Kopenhagen/Turku 1993. S. 219-232.

- Kröber, Hans L. und Klaus P. Dahle (Hgg.): *Sexualstraftaten und Gewaltdelinquenz*. Heidelberg 1998.
- Kronfeld, Arthur: *Asozialität*. In: A. Elster und H. Lingemann (Hgg.): *Handwörterbuch der Kriminologie*. Berlin und Leipzig 1933. Bd. I, S. 55.
- Landry, Donna und Gerald Mac Lean (Hgg.): *The Spivak Reader*. London 1996.
- Lausch, Helga: *Der Matriarchats-Diskurs (in) der Zweiten Deutschen Frauenbewegung. Die (Wider)Rede von der „anderen“ Gesellschaft und vom „anderen“ Geschlecht*. München 1995.
- Leimgruber, Walter, Thomas Maier und Roger Sablonier: *Das Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse*. Bern 1998.
- Lutz, Helma und Norbert Wienning (Hgg.): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen 2001.
- Leygraf, Norbert: *Wirksamkeit des psychiatrischen Maßregelvollzugs*. In: Kröber, Hans L. und Klaus P. Dahle (Hgg.): *Sexualstraftaten und Gewaltdelinquenz*. Heidelberg 1998, S. 175-184.
- Lombroso, Cesare: *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Hamburg 1887.
- Lüders, Jenny: *Ambivalente Selbstpraktiken. Eine Foucault'sche Perspektive auf Bildungsprozesse in Weblogs*. Bielefeld 2007.
- Maier, Thomas und Dominik Wolfensberger: *„Eine Heimat und doch keine.“ Heimatlose in der Schweiz (16.-19. Jahrhundert)*. Zürich 1998.
- Makarska, Renata: *Das Leben in der Asymmetrie. Bronislaw Wajs und Mariella Mehr*. In: Frank, Susi K. et al.: *Integration und Explosion. Perspektiven auf die Kultursemiotik Jurij Lotmans*. Bielefeld [2010 im Druck].
- Masschelein, Jan: *„Je viens de voir, je viens d'entendre“. Erfahrungen im Niemandsland*. In: Ricken, Norbert und Markus Rieger-Laderich (Hgg.): *Michel Foucault. Pädagogische Lektüren*. Wiesbaden 2004, S. 95-115.
- Medina-Rivera, Antonio und Diana Orendi (Hgg.): *Crossing Over. Redefining the Scope of Border Studies*. Newcastle 2007.
- Menke, Christoph: *Zweierlei Übung. Zum Verhältnis sozialer Disziplinierung und ästhetischer Existenz*. In: Honneth, Axel und Martin Saar (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/M 2003, S. 283-300.
- Mergozzi, Christine: *Literary Aurality and the Politics of Counter-Literacy: Spiritual Resistance in Morrison, Mehr, Anzaldúa, and Silko*, Santa Cruz 1995.
- Miller, Alice, Gerhard Tuschy: *Das Psycho-Geschäft und die Würde des Patienten. Gerhard Tuschy im Gespräch mit Alice Miller*. In: *Psychologie heute*. 4/1995, S. 60-65.

- Miller, Alice: *Abbruch der Schweigemauer*. Hamburg 1990.
- Miller, Alice: *Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema*. Frankfurt/Main 1983.
- Morel, Auguste: *Traité des dégénérecences physiques, intellectuels et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades*. Paris 1857.
- Moser, Peter Paul: *Rassendiskriminierung und Verfolgung während einer ganzen Generation*. Thuisis 2002.
- Moser, Peter Paul: *Die Ewigkeit beginnt im September*. Thuisis 2000.
- Moser, Peter Paul: *Entrissen und Entwurzelt*. Thuisis 2000.
- New, Mitya (Hg.): *Switzerland unwrapped. Exposing the Myths*. London/New York 1997.
- Nedopil, Norbert: *Prognosen in der Forensischen Psychiatrie – Ein Handbuch für die Praxis*. Lengerich 2005.
- Nünning, Ansgar: *Mapping the Field of Hybrid New Genres in the Contemporary Novel: A Critique of Lars Ole Sauerberg, „Fact into Fiction“ and a Survey of Other Recent Approaches to the Relationship between „Fact“ and „Fiction“*. In: *Orbis Litterarum* 48/1993, S. 281-305.
- Nussbaumer, Jeanette: *Die Kellerkinder von Nivagl. Die Geschichte einer Jugend*. Basel/Berlin 1995.
- O'Leary, Timothy: *Foucault and Fiction. The Experience Book*. London/New York 2009.
- Paulys *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Zweite Reihe, Elfter Halbband, Stuttgart 1968.
- Pender, Malcolm: *Emancipation through Writing: Mariella Mehr and „steinzeit“*. In: Chamley, Jo und Malcolm Pender (Hgg.): *Intellectual Emancipation: Swiss Women and Education*. Bern 2001, S. 81-99.
- Peter, Jean-Pierre und Jeanne Favret: *Das Tier, der Wahnsinnige, der Tod*. In: Michel Foucault (Hg.): *Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafjustiz*, Frankfurt/M 1975.
- Prodolliet, Simone (Hg): *Blickwechsel. Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Luzern 1998.
- Rauchfleisch, Udo: *Dissozial*. Göttingen 1981.
- Ricken, Norbert und Markus Rieger-Laderich (Hgg.): *Michel Foucault. Pädagogische Lektüren*. Wiesbaden 2004.
- Ritter, Robert: *Ein Menschenschlag*. Tübingen 1937.

Ritter, Robert: *Mittleuorpäische Zigeuner: ein Volksstamm oder eine Mischlingspopulation?* In: *Congrès International de la Population*. Extract VIII, Paris 1937, 51-60.

Rüth, Gabi: *Die Elemente und der Tod. Literarische Deutungsverschiebungen in der Moderne*. Hagen 2008.

S[iegfried],A[lfred]: *Vagantität und Schwachsinn*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse*. 42/1958, S. 1-2.

Saar, Martin: *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*. Frankfurt am Main/New York 2007.

Saar, Martin: *Genealogie und Subjektivität*. In: Honneth, Axel und Martin Saar (Hgg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption*. Frankfurt/M 2003.

Saß, Henning und Sabine Herpertz (Hgg.): *Psychotherapie von Persönlichkeitsstörungen. Beiträge zu einem schulenübergreifenden Vorgehen*. Stuttgart 1999.

Saß, Henning: *Psychopathie, Soziopathie, Dissozialität. Zur Differentialtypologie der Persönlichkeitsstörungen*. Berlin 1987.

Saul, Nicholas und Susan Tebbutt (Hgg.): *The Role of the Romanies. Images and Self-Images of "Gypsies"*. Liverpool 2004.

Schmidt-Degenhard, Tobias: *Robert Ritter (1901-1951). Zu Leben und Werk des NS-„Zigeunerforschers“*, Tübingen 2008.

Schwarzenegger, Christian: *Einfache Fragen – einfache Antworten? Ein Fall für den Experten: das Fernsehen und die Verwahrung*. In: Bundesamt für Justiz, Fachbereich Straf- und Maßnahmenvollzug (Hg.): *Info Bulletin*, 1, 2009.

Siegfried, Alfred: *Kinder der Landstrasse. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes*. Zürich 1964.

Siegfried, Alfred: *Kinder der Landstrasse. Zehn Jahre Fürsorgearbeit unter dem fahrenden Volk*. Zürich 1936.

Solms, Wilhelm: *„Kulturloses Volk“? Berichte über ‚Zigeuner‘ und Selbstzeugnisse von Sinti und Roma*. Seeheim 2006.

Spivak, Gayatri Chakravorty/Suzana Milevska: *Resistance that cannot be recognized as such*. In: Grzanic, Mariana und Rosa Reitsamer (Hgg.): *New Feminism. Worlds of Feminism. Queer and Networking Conditions*. Wien 2008.

Spivak, Gayatri Chakravorty: *Subaltern studies. Deconstructing historiography*. In: Landry, Donna und Gerald Mac Lean (Hgg.): *The Spivak Reader*. London 1996.

Spoerhase, Carlos: *Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik*. Berlin/New York 2007.

Stettbacher, J. Konrad: *Wenn Leiden einen Sinn haben soll. Die heilende Begegnung mit der eigenen Geschichte*. Hamburg 1990.

Studer, Patrick und Sabine Egger (Hgg.): *From the Margins to the Centre. Irish Perspectives on Swiss Culture and Literature*. Bern 2007.

Tebbutt, Susan: „Reisefertig, die Heimat im Arm“: *Mariella Mehr and her distinctive delight in words*. In: Studer, Patrick und Sabine Egger (Hgg.): *From the Margins to the Centre. Irish Perspectives on Swiss Culture and Literature*. Bern 2007.

Toivanen, Reetta: *Das Paradox der Minderheitenrechte in Europa*. In: *SWS-Rundschau* 2/ 2005, S. 185-207.

Uerlings, Herbert und Iulia Patrut (Hgg.): *„Zigeuner“ und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion*. Frankfurt/Main 2008.

Uerlings, Herbert: *Fremde Blicke. Zur Repräsentation von „Zigeunern“ in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert (Gottfried Keller, Carl Durheim, Mariella Mehr)*. In: Patrut, Iulia-Karin, George Gutu und Herbert Uerlings (Hgg.): *Fremde Arme – arme Fremde. „Zigeuner“ in Literaturen Mittel- und Osteuropas*. Frankfurt/Main 2007, S. 143-202.

Walder, Urs: *Nomaden in der Schweiz*. Zürich 1999.

Waltisbühl, Rudolf: *Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrrertums in der Schweiz*. Aarau 1944.

Wesel, Uwe: *Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften*. Frankfurt/Main 1980.

Westhoff, Karl und Marie-Luise Kluck: *Psychologische Gutachten schreiben und beurteilen*. Berlin 1991.

Wilmanns, Karl: *Das Vagabundentum in Deutschland*. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*. Berlin 1940, Bd. 168, S. 65-111.

Wilmanns, Karl: *Die sogenannte verminderte Zurechnungsfähigkeit als zentrales Problem der Entwürfe zu einem Deutschen Strafgesetzbuch. Dreißig Vorlesungen über die sogenannten geistig Minderwertigen im geltenden und künftigen Recht im Strafvollzuge und in der Irrenanstalt*. Berlin 1927.

Wilmanns Karl: *Zur Psychopathologie des Landstreichers*. Leipzig 1906.

Wolf, Werner: *Ästhetische Illusion und Illusionsdurchbrechung in der Erzählkunst. Theorie und Geschichte mit Schwerpunkt auf englischem illusionsstörendem Erzählen*. Tübingen 1993.

Wottreng, Willi: *Deubelbeiss und Co. Wie ein Gangsterduo die Schweiz in Schrecken versetzte*. Zürich 2007.

Z., W.: *Jugendjahre eines Mörders*. In: *Mitteilungen des Hilfswerkes für die Kinder der Landstrasse* 36/1952, S. 1-4.

Internetquellen

Birrer, Sibylle: *Die Logik des Tötens*. In: *Neue Zürcher Zeitung Online*, 6. Juni 2002.
<http://www.nzz.ch/2002/06/06/fe/page-article86816.html> (Letzter Zugriff: 6. Juni 2002.)

Boos, Susan: *Frauen, die töten*. In: *WoZ-Online*, 20.12.2001.
<http://www.woz.ch/archiv/old/01/51/7373.html>. (Letzter Zugriff: 08.12.2010)

Botschaft über einen Rahmenkredit an die Stiftung „Zukunft für Schweizer Fahrende“ für die Jahre 2007-2011. (06.030/10. März 2006, S. 3052).
http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00511/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Bürer, Barbara: *Schweizer Ordnung*. *Die Zeit*, 5/1999.
http://www.zeit.de/1999/05/Schweizer_Ordnung. (Letzter Zugriff: 06.01.2009)

Doebler, Katharina: *Silberherz stirbt*. *Die Zeit*, 5/1996.
http://www.zeit.de/1996/05/Silberherz_stirbt. (Letzter Zugriff: 11.09.2010)

Ellenberger-Mehr, H.U.: *Dieser Text richtet sich nur an GermanistInnen*.
<http://www.mariellamehr.com/germanisten.htm> (Letzter Zugriff: 14.12.2010)

Gutachten zur Rechtsstellung der Fahrenden in ihrer Eigenschaft als anerkannte nationale Minderheit (27. März 2002.)
http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Huonker, Thomas: *Die ersten sieben Jahre [der Radgenossenschaft] (1975-1982)*.
http://www.radgenossenschaft.ch/die_ersten_sieben_jahre.htm. (Letzter Zugriff: 21.05.2010).

Iacovino, Filomena: *Mariella Mehr. Wie das Opfer zum Täter wird*. Perugia 2003.
http://www.mariellamehr.com/diss_filomena.htm (Letzter Zugriff: 25.03.2010)

Jahresbericht Radgenossenschaft der Landstrasse 2007.
http://www.radgenossenschaft.ch/jahresbericht_2007.htm (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Jahresbericht Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende 1998.
http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Jahresbericht Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende 1999.
http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Jahresbericht Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende 2007.
http://www.bak.admin.ch/themen/sprachen_und_kulturelle_minderheiten/00507/00512/00566/00569/index.html (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Kedveš, Alexandra: *Mariella Mehr: Brandzauber*. <http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neu-lit-buch/2171.html>. (Letzter Zugriff: 23.01.2007)

Lerch, Fredi: *Mariella Mehr: Angeklagt*. *WoZ-Online*, 19/2002
<http://www.woz.ch/artikel/inhalt/2002/nr19/Kultur/10914.html> (Letzter Zugriff: 28.06.2005)

Makarska, Renata: *Übersetzen zwischen Peripherie und Zentrum. (Bronislawa Waijs und Mariella Mehr)*. <http://www.exc16.de/cms/lotman2008-abstracts.html> (Letzter Zugriff 02.10.2010).

Rüth, Gabi: *Die Elemente und der Tod. Literarische Deutungsverschiebungen in der Moderne*. Hagen 2008. <http://deposit.fernuni-hagen.de/247>. (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Schäft qwant: Die Jenischen, die Minderheitenrechte und ihre Umsetzung in der Schweiz. Bulletin 1/2004, 8. März 2004. <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/SCBulletin1-2004.htm> (Letzter Zugriff: 20.05.2010.)

Schmidt-Degenhard, Tobias: *Robert Ritter (1901-1951). Zu Leben und Werk des NS-„Zigeunerforschers“*, Tübingen 2008. http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/volltexte/2008/3487/pdf/Schmid_Degenhardt_RobertRitter_2008.pdf (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Stellungnahme des Vereins *Schäft qwant* im Rahmen der Vernehmlassung zum Vorentwurf des *Berichtes des Bundesrats über die Situation der Fahrenden in der Schweiz*. <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/VernehmlassungBerichtBundesrat051101.html> (Letzter Zugriff: 20.05.2010.)

Stellungnahme des Vereins *Schäft qwant* zum *Zweiten Bericht der Schweiz zur Umsetzung des Rahmenübereinkommens des Europarats zum Schutz nationaler Minderheiten*, Basel 8.12.2006.
<http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/zweiterMinderheitenberichtCHVernehmlass061208.pdf> (Letzter Zugriff: 19.05.2010)

Stellungnahme des Vereins *Schinagel* im Rahmen der Vernehmlassung zum Vorentwurf des *Berichtes des Bundesrats über die Situation der Fahrenden in der Schweiz*, Juli 2005. <http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/vernehmlassungschinagel.html> (Letzter Zugriff: 20.05.2010).

Union der Jenischen Minderheit in Europa (UJME): *Wir sind Jenische und Jenische wollen wir auch bleiben*. <http://www.openPR.de/news/121614/Presse-Erklaerung-der-U-J-M-E-Wir-sind-Jenische-Und-Jenische-wollen-wir-auch-bleiben.html>. (Letzter Zugriff: 21.05.2010).

Presseartikel

Baur, Alex (axb): *Die Gerichtspsychiatrie vor Gericht. Macht und Ohnmacht der Justiz gegenüber Gewalttäterin.* *Neue Zürcher Zeitung*, 17. Dezember 2001.

Caduff, Corina: *Mariella Mehr: Zeus oder der Zwillingston.* *Neue Zürcher Zeitung*, 06 August 2006.

Caduff, Corina: „*Wut ist Angst*“. *Ein Porträt der Schriftstellerin Mariella Mehr.* *Neue Zürcher Zeitung*, 19/20 November 1994.

Caprez, Hans: „*Fahrende*“ *Mütter klagen an.* In: *Der Schweizerische Beobachter* 7/1972. Zit. n. Galle, Sara und Thomas Maier: *Von Menschen und Akten. Die Aktion „Kinder der Landstrasse“ der Stiftung Pro Juventute.* Zürich 2009.

Felber, Thomas (tom): *Messerstecherin wegen Mordes verurteilt. Lebenslängliche Zuchthausstrafe und Verwahrung.* *Neue Zürcher Zeitung*, 19. Dezember 2001.

Felber, Thomas (tom): *Antrag: 20 Jahre Zuchthaus und Verwahrung. Erster Prozesstag gegen die 28-jährige Messerstecherin.* *Neue Zürcher Zeitung*, 18. Dezember 2001.

Felber, Thomas (tom): *Messerangriffe einer Frau gegen Frauen. Die Tötungen im Parkhaus Urania und am Zürichhorn.* *Neue Zürcher Zeitung*, 15./16. Dezember 2001.